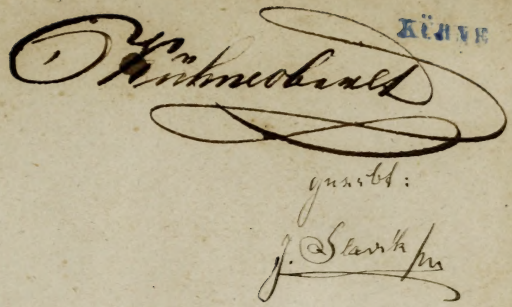
A
Collection of

NATIONAL & INTERNATIONAL CONGRESSES

Presented
to the
Harold B. Lee Library
by
S.R. Shapiro
in memory of his parents
Herman Shapiro
and
Gertrude Frances Shapiro

DD263

KÜHNE



KÜNYE

W. C. Wrankmore Sc.

Otto Horn

geboren den 18 Mai 1817 zu Trautenau in Böhmen

Beilage zu Klars Taschenbuch Liousse

PT
1136
.A2
L53x
1848

Libussa.

Jahrbuch für 1848.

Herausgegeben

von

Paul Aloys Klar,

k. k. Kreiskommissär, Ritter des päpstlichen St. Gregoriusordens, Mitbegründer und Direktor des Vereines und der Anstalt zur Versorgung und Beschäftigung erwachsener Blinden in Böhmen, Mitbegründer und Ehrenmitglede der Sophien-Akademie zur Emporhebung des klassischen Gesanges und der Musik, wirkendem Mitgliede des Privatvereines zur Unterstützung der Hausarmen Prag's, Mitgliede der Karolinenthaler Kleinkinderbewahr-Anstalt, der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz und correspondirendem Mitgliede der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer zu Leipzig.

Siebenter Jahrgang.

Nebst drei Stahlstichen und drei lithographirten Ansichten.

Prag.

Der Ertrag ist der Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde und dem in der Errichtung stehenden Kinderhospitale für Prag und Böhmen gewidmet.

Druck von C. W. Medau und Comp. in Prag.

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Inhalt.

Seite.

Zwei Duelle. Von Friedrich Fürsten von Schwarzenberg 1

Der Auszug der Studenten. Von Robert Zimmermann 21

Gedichte von Uffo Horn.

Der alte Zweifler 25

Erzherzog Carl 27

Gedichte von Ludwig Koller.

Die beiden Inseln 29

Das einsame Mädchen 30

Ein Blatt von Seume's Grabe 31

Im Frühling 32

Dies cinerum 33

Das Sinngrün. Von Johann Gabriel Seidl . . 35

Eine Seemannsgeschichte. Von Karl Viktor Hansgirg 43

Freundschaft und Liebe. Von Jean Charles . . . 47

Gedichte von Joseph Wenzig.

Der Dom auf dem Hradčin 92

Die Daliborka 100

Seite.

Gedichte von J. St. Z. . . . .
Wechsel und Dauer 119
Eigene Welt 120
Fels und Meer 120
Mein Glück 121
Gedichte von Adolph Seifert.
Wiegenlied 122
Das Leben 123
Vertrauen 124
Das Bad im Gebirge. Von Uffo Horn 126
Gedichte von Joseph Bayer.
Im Anfang war das Wort 193
Kunst und Leidenschaft 195
Das Wort des Sterbenden 196
Schöpfungsgeschichte der Kunst 198
Theophanie 201
Gedichte von Paul Laurent.
Ein Sprung der Natur 207
Asyl 209
Aus dem Leben. Von J. St. Zauper 211
Der Blinde. Von Jarno 230
Gedichte von Leopold Friedrich Föhren.
Weltgesetz 234
Macht der Vereinigung 235
Goldanbeter 236
Goldkur 237
Sanct Augustin 239

Seite.

Das Kleinod. Von Dr. M. Letteris 241

Gedichte von August Schilling.

Winter-Sturm 202

Des Herbstes letzte Strahlen 248

Gedichte von Franz Isidor Proschko.

Des Kaisers Eichen 252

Das Brandmal 256

Der Wilderer. Von Joseph Rank 259

Gedichte von Franz Maria Güllich.

Des Morgens 299

Amor's Rache 300

Der Kniaur. Von Wenceslaw Aloys Swoboda. . 302

Gedichte von Carl O. v. L.

Mein Herz 310

Am Ziele 310

Gedichte von Stanislaus N.....n.

Abendmelodien 313

Dolce farniente 314

Nach dem Gewitter 314

Gesinnung 315

Toaste der Liebe. Vorsatz 315

Gefangen 316

Gedichte von Franz Hedrich.

Der Bann 317

Beruf 318

Faust in der Unterwelt über die fünfte Hauptsünde . . 319

Vaterländische Denkblätter.

Seite.

Aloys Klar, Lebens- und Charakterbild, mit dessen gestochenem Portraite. Von Dr. Legis-Glückselig . . . 323

Uffo Horn, mit dessen gestochenem Portraite 428

Der alte Becher der k. Leibgedingstadt Melnik, mit einer gestochenen Ansicht. Von Paul Aloys Klar . . 429

Einige in neuester Zeit in Böhmen aufgefundene alte Aschenkrüge, Geräthe und Kunstgegenstände, mit drei lithographirten Ansichten. Von Paul Aloys Klar 433

Die Reihenfolge der sämmtlichen Bischöfe und Erzbischöfe Prag's, vom ersten Beginne des Bisthumes bis auf die neueste Zeit. Von Adolph Joh. Fischer 437

Die böhmischen Edelsteine. Von F. X. M. Zippe . 464

Wenzel Johann Tomaschek. Selbstbiographie. Fortsetzung 487

Libussa.

Zwei Duelle.

Von

Friedrich Fürsten von Schwarzenberg.

Marseille, 1830.

Ich war mit der Messagerie nach Marseille gekommen. Drei junge Männer, es schienen mir Handelsleute oder Commis voyageurs, waren meine Reisegefährten. Sie kamen von Paris und waren von den neuartigen, dortigen Ereignissen, an denen sie mehr oder weniger Antheil genommen zu haben sich rühmten, ganz begeistert. Mich, der ich mich ganz still und zurückgezogen verhielt, da ich es den Umständen angemessen hielt, bei dieser politischen Aufregung des südlichen Frankreichs, wo die Leidenschaftlichkeit der Parteien weit heftiger ist, durchaus keine Aufmerksamkeit zu erregen, — hielten sie wahrscheinlich nach Tracht und Sitte für einen schlichten, unbedeutenden Seemann, der Geschäfte oder Vergnügens halber nach der üppigen Handelsstadt reise. Ich mischte mich daher keineswegs in ihre Gespräche, sie genirten sich auch nicht vor mir und ignorirten mich gänzlich. Zwei von ihnen waren rüstige, lebens-

frohe, aber ziemlich rohe Gesellen, der Dritte ein feiner, wie eine Rose blühender Jüngling, groß, mit üppigem, schwarzen Lockenhaupt und dunklem, sanften Auge. In einem Gasthofe, wo wir Mittags speisten, und ich nach Tische abseits saß und meine Cigarre rauchte, kam das Gespräch auf allerhand Liebesabenteuer, und der junge Mann, den man Alfred nannte, zeigte seinen Kameraden ein Päckchen zierlicher, parfümirter Briefe, nebst einer herrlichen, blonden Locke. — „Das ist mein Talisman, mein höchster Schatz," — sagte er. Man frug, ob es ein Mädchen oder eine Frau sei. Er erwiederte, es sei eine junge Frau, deren Gemahl jedoch sehr eifersüchtig und mißtrauisch. — In den Julitagen sei er selbst leicht verwundet worden. Seine Geliebte, als sie ihn vermißt und er einige Tage ihr keine Nachricht von sich habe geben können, wäre der Verzweiflung nahe gewesen, um so mehr, als sie ihren Schmerz und ihre Angst verbergen, ja ein heiteres Gesicht zeigen mußte. „Ich habe mich nur deßwegen gefürchtet, daß meine Wunde von Bedeutung sein könne, weil meine Clotilde nicht einmal eine Thräne auf mein Grab hätte weinen können," sagte er, — „jetzt aber ist Alles gut, ich hole mir ein hübsches Sümmchen von meinem Onkel in Marseille, der jetzt wegen der déconfiture der Jesuiten und Bourbonisten guter Laune ist (denn er ist nicht umsonst ein ehemaliges Mitglied des Comité revolutionaire und ewiger Abonné des Constitutionel gewesen), verzeiht mir, als Juliushelden, alle meine vorigen, gegenwärtigen und zukünftigen Sünden, ich mache meine Examen in Paris und lebe dann glücklich in der Nähe meiner Clotilde, welche ich im Stillen schon für

die saueren Liebkosungen, welche sie von ihrem brummigen Gemahl erdulden muß, zu entschädigen wissen werde. Le mystère, Messieurs, le mystère, voilà ce qui rend délicieux le fruit defendu.“ So sprachen sie hin und her, wir rollten weiter und trennten uns im hôtel des Postes, wo der Wagen anhielt.

Daneben war ein hell erleuchtetes Kaffeehaus. Ich begab mich hin und nahm an einem kleinen Tische in einem entfernten Winkel Platz. Nach und nach entfernten sich die übrigen Gäste. Nur zwei blieben noch im entgegengesetzten Winkel sitzen, zwei Gläser Grog vor sich. Der Eine war ein ältlicher, stattlicher und wohlbeleibter Herr mit hochrothem Gesicht, in dunkelfarbiger, bürgerlicher Kleidung, allein es ließ sich leicht erkennen, daß er der Geistlichkeit angehöre. Der Andere aber fiel mir auf. Es war ein hoher Fünfziger, sehr lang und hager; graue, ja fast weiße Haare, die jedoch in üppiger Menge auf seinem Kopfe emporstarrten, gaben seinem blassen Gesichte einen eigenen, unheimlichen Ausdruck. Ein dichtes, silberfarbenes Collier grec umfaßte das Gesicht. Der nervige Hals war fast bloß, nur ein einfaches, nachlässig geschlungenes, schwarzes Tuch umhüllte ihn. Ein blauer Gehrock, Pantalons von derselben Farbe, seidene Strümpfe, Schuhe mit dicken Sohlen, nach Matrosenart — blendend weißes Gilet und Wäsche; ein dicker Knotenstock lehnte im Winkel, und der breitkrämpige Hut hing an der Wand. Ein rothes Band im Knopfloch und eine weiße Blume daneben gesteckt. — Das ist das Signalement dieser Erscheinung. Auffallend war ein gewisses konvulsivisches Zucken um die schmalen Lippen, und ein dunkles Feuer, welches aus den großen, gläsernen, grau-

blauen Augen, wenn er seinen unstäten Blick fixirte, wie ein Basilisk verwundete. Er war, das sah man aus Allem, ein Seemann, eine starke Eiche, zum Mast gezimmert durch die rauhe Art des Schicksals, über die mancher Sturm gebraust hatte, die aber zu zähe sein mußte, um zu splittern, und kühn Ungewitter und Blitz die Stirne bot. Es lag eine düstere Resignation und ein wilder Fanatismus in diesen Zügen. Die knochigen, breiten Hände mit Riesenfingern spreitzten und ballten sich abwechselnd, jenachdem seine Conversation mit seinem Gefährten, dem Geistlichen, sich gestaltete. Plötzlich trat er zu mir; ich las eine royalistische Zeitschrift, — er zündete seine Cigarre an: — „C'est bien, Monsieur, c'est bien de ne pas lire les mensonges que publient ces infames journalistes jacobins!“ — Ich sah nicht auf und gab keine Antwort, — er frug weiter: „Marin? — Oui Monsieur. — Vous avez servi? — Oui Monsieur. — Sous le drapeau blanc? — Oui Monsieur. — Vous êtes encore enbarqué? — Non Monsieur. — Démissionaire? — Oui Monsieur.“ — Und somit hatte die Interrogation zu meiner großen Satisfaction, da sie mir trotz meiner Geduld doch zu lange dauerte, — ein Ende.

Da führt ein böser Genius meine drei jungen Reisegefährten herein. Bald saßen sie an einem Tische und tranken, trotz dem angepriesenen mystère, einige Gläser Champagner auf Clotilden's Wohl. Alles ging gut, als sie aber anfingen, die Marseillaise und die Parisienne zu singen, zuckte das Gesicht des grauen Mannes, wie ein Gewitter im Schneegebirg. Den Kellner rufend, sagte er mit lauter Stimme: „Dites à ces polissons de ne pas

m' importuner avec leurs chansons de canaille!" — Wüthend sprangen die jungen Leute auf, fragend, ob er sie etwa meine? — „Wen denn sonst?" sagte der Graue mit höhnischem Lächeln, „so viel ich weiß, brüllen Sie, meine Herren, allein hier im Saale, wie die Eseln im Stalle." — „Wir dürfen doch singen, was uns beliebt, und Gesundheiten zutrinken, wem wir wollen?! — Vive la republique et vive Clotilde!" — „Canaille l'une, comme l'autre," höhnte der Graue — und ein Glas von des Schwarzköpfigen Hand flog ihm an den Kopf. — Langsam die Stirne, welche blutete und vom vergossenen Weine triefte, abwischend, sagte der Alte ganz ruhig: „à demain; au cap verd" — und setzte sich nunmehr ganz gelassen nieder. Die jungen Leute schwuren hoch und theuer, er würde es mit dem Leben zahlen.

Der Schwarze aber bestand darauf, daß er allein die Sache ausmachen wolle, betheuerte, morgen zur bestimmten Stunde zu erscheinen, und somit tobten sie fort. Der Graue stand ruhig auf, — und sich an mich wendend — „Monsieur, vous avez été temoin de l'insulte, veuillez être temoin de la satisfaction, — voilà mon adresse, Cannebierre Nr.... je vous attends demain à cinq heures. Bon soir M. l' abbé! demain il y aura un Jacobin de moins, et une âme damnée de plus." — Und somit nahm er Stock und Hut und entfernte sich. Bald folgte ihm der Abbé.

Nun erfuhr ich die Geschichte dieses seltsamen Mannes. Er stammte aus einer guten Familie Marseilles. Früh schon zur Marine bestimmt, wurde er in zarter Jugend vor der Revolution eingeschifft. —

Später gefangen, kam er erst nach mancherlei Schicksalen im Jahre 1793 nach Frankreich zurück, wollte sich vermählen, wurde aber in die Umtriebe von Toulon verwickelt, entkam nur durch ein Wunder nach England, — und erfuhr später, daß sein Vater, seine Mutter, ein Bruder, eine sechszehnjährige Schwester und seine Braut unter der Guillotine beim Schall der Marseillaise verblutet hatten. Durst nach Rache an den verhaßten Jakobinern war nun sein einziges Streben. Er trieb sich lange als Corsar oder Negerhändler in den indischen Gewässern herum, und soll der dreifarbigen Fahne viel Schaden gethan, sich selbst aber ein bedeutendes Vermögen erworben haben. Mit den Bourbon's kehrte er zurück, machte sich in Marseille wohnhaft, lebte aber sehr zurückgezogen, sein beträchtliches Vermögen nur für die Armen, die dürftigen Seeleute und die Geistlichen anwendend; Almosen und Messen waren seine einzigen Ausgaben. Man kann sich denken, daß er unter dem Volke und bei der Geistlichkeit keine geringe Popularität erlangt hatte. Aber sonderbar genug brachte er seine Zeit abwechselnd in der Kirche und bei den berühmtesten Fechtmeistern zu, und hatte im Gebrauche des Degens und der Pistole es zu einer beispiellosen Geschicklichkeit gebracht. Im Jahre 1815, als die royalistische Reaction der Vendée ausbrach, trieb er sich an der Spitze einer aus seinen Anhängern bestehenden Bande längere Zeit umher. Als endlich auch diese Gelegenheit, seine Rache zu kühlen, durch die zurückkehrende öffentliche Ordnung ihm benommen wurde, suchte er wo möglich im Zweikampfe irgend ein, ihm durch revolutionäre Grundsätze bekanntes Individuum zum Opfer aus. Je jün-

ger, reicher, glücklicher das gewählte Opfer, desto erwünschter schien es ihm. Der Gastwirth sagte mir, er wisse allein sieben junge Leute, welche durch seinen furchtbaren Degen gefallen seien.

Des andern Tages um 5 Uhr war ich bei dem sonderbaren Manne. Er wohnte zur ebenen Erde in einem einfachen Stübchen, worin außer einem großen Crucifix und einem mit einem schwarzen Flor verschleierten Bilde, worunter ein Datum und die Jahrzahl 1794 stand, zur ganzen Verzierung einige Seeinstrumente, ein Trombon und ein Todtenkopf waren. Das Bild war das Portrait seiner hingerichteten Braut, es war immer verschleiert, nur wenn er in dem Blute eines der Verhaßten sich gerächt zu haben vermeinte, entschleierte er sie auf acht Tage, und gestattete sich dessen Anblick durch diese Zeit. Der Todtenkopf aber war jener seiner Mutter. Sein Bett war eine gewöhnliche, an der Decke befestigte Hängematte. Als ich kam, verrichtete er eben sein Gebet, ein kleiner Neger brachte mir einstweilen eine Tasse Chokolade und eine Cigarre. Dann grüßte er mich freundlich, als sollten wir blos zusammen eine kleine Morgenpromenade zur Gesundheit machen, öffnete einen Wandschrank, nahm eine Chatouille mit zwei englischen Pistolen und ein Paar vortreffliche Raufdegen heraus, welche ich unter den Arm nahm, und so wandelten wir in der frischen Morgenluft die Cannebierre entlang dem Hafen zu. — Die Schiffer schienen ihn alle gut zu kennen. — „Pierre! ta barque.“ — Er setzte sich an das Steuerruder. „Vous avez la complaisance de ramer, et nous laisserons Pierre ici; je me tiendrai au gouvernail pour ne pas me déranger la

main.“ — Ich warf meinen Rock ab, ruderte frisch darauf los, auch hatten wir guten Wind, zogen ein Segel auf und erreichten bald den Cap verd. Von Weitem schon bemerkte ich unsere drei Jünglinge, welche nicht fern vom Ufer, in dem Garten eines dort gelegenen Restaurant's saßen und frühstückten. Dieser Garten ist gewöhnlich ein Belustigungsort von Marseille. Man findet vortreffliche Fische, und bekömmt in der wahren Vollkommenheit die berühmte Bollenbresse, ein Nationalgericht der Provenzalen, eben so berühmt, als die spanische Olla potrida. Wie oft wandelte in diesen Laubengängen am Arme des Geliebten die feuerige Liebe in Gestalt einer hochgeschürzten, schwarzäugigen, lieblichen Provenzalin, mit braunem Teint und glühendem Blick, dem kleinen Fuß und der niedlichen Hand, feuerig wie die Spanierin, und geistreich wie die Pariserin! Wie oft suchte sich hier, was wo anders sich nicht finden durfte! Auch diesmal fand man sich; aber es war nicht die Liebe, welche zusammenführte, es war der Haß, der Stiefbruder der Liebe, und der ist in der Provence wie die Schwester glühend, rasch und ungeduldig. Mein Geschäft war bald beendigt. Es bestand darin, die Herren zu fragen, welche Waffen sie wählen wollten und mit wem der Kampf vor sich gehen sollte. Der schwarzgelockte Jüngling — er hieß M... L... — bestand darauf, daß er allein die Sache ausfechten wolle, und seine beiden Freunde mußten ihr Wort verbürgen, sich nicht weiter in dieselbe zu mischen. „Tu est trop gros,“ sagte er zu dem Einen, auf die wohlgenährte Figur weisend, „et toi, tu vas te marier; je suis un pilier de salle (so nennt man in Paris die Habitué's der Fecht-

böden), je ne veux pas abuser de ma force et de mon age, voilà pourquoi je prendrais le pistolet, moins que l'épée ne convienne à Monsieur?" — Ein freudiges Zucken belebte meines alten Capitäns Gesicht. L'épée, c'est l'arme du gentilhomme françois, je serois heureux de mourir en la servant dans ma main. — Soit, — mais votre age! — Sacredieu! on meurt plus facilement au tien qu'au mien, — dépéchons nous, et en garde!" — Wir standen ganz nahe an einem Düngerhaufen. — „Il sent bien mauvais ici," meinte L... — „Dans vingt quatre heures tu pueras bien davantage!" — rief der Capitän, der mittlerweile sich entkleidet, Rock und Weste abgeworfen hatte, ihm höhnisch zu. — Es war ein sonderbarer Anblick; der schöne Jüngling einerseits, übermüthiges Vertrauen im Blick, mit seinen jugendlichen Formen, graziös und gelenkig; — ihm gegenüber jene lange Gestalt, halb nackt, denn sein blaues Hemd ließ die mit grauen Haaren bedeckten, nervigen Arme und breite, narbige Brust bloß. In dem alten Manne wurde jede Sehne zum Eisendraht; — ganz auf seine linke Hüfte gestützt den langen Arm (auf dem ein rothes Kreuz, drei Lilien und andere Zeichen, nach Art der französischen Soldaten und Seeleute, eingeätzt waren) vor sich hinhaltend, und den tückischen, mordgierigen Blick unverwandt auf den Gegner gerichtet, so standen sie da, wie die beiden Repräsentanten des alten und neuen Frankreichs. „Ce ne sera qu'une égratignure," sagte mir der Eine der beiden Freunde. Ich antwortete nichts, war aber in Vorhinein überzeugt, daß mein Capitän, der ein alter Praktikus war, die Sache ernsthafter betreiben würde.

Der junge L..., dessen parfümirte Kleider neben mir dufteten, schien mir, nach der Prophezeiung seines Gegners, schon der Verwesung anheimgefallen. Er griff, rasch vortretend, heftig an. Dies bestärkte mich in meiner Prognosis; denn er konnte wol ein geübter Fechter auf der Fechtschule sein, allein es war ein Beweis, daß er wenig ernsthafte Gänge gemacht haben konnte, da er einem unbekannten Gegner so unvorsichtig auf den Leib ging. Dieser benützte auch seine Hitze und retirirte Schritt vor Schritt, Anfangs nur mit einigen Paraden und halbmarkirten Stößen Widerstand leistend. — Der junge L..., immer hitziger, übereilte sich, während jede Parade seines Gegners durch Richtigkeit und Kraft den ergrauten Fechtkünstler beurkundete. Endlich fiel er aus, — eine kräftige Parade des Capitäns schlug seinen Degen aus der Direction, und bevor sich L... erheben konnte, ripostirte der Capitän, in seiner ganzen Länge ausfallend, ganz wie ein Musterbild der academie royale des armes. — „La main élévée, le jarret tendu," — und der Degen drang fast an die halbe Klinge unter der Achsel ein. Der Capitän machte eine unmerkliche Bewegung mit der Hand, und stand wieder en garde! — L... fühlte sich getroffen, ließ den Degen sinken, während die andere Hand an die Wunde griff, sein Blick verfinsterte sich, und er sank in die Arme seiner Freunde. Der Capitän wischte gleichzeitig seine Waffe ab, gab sie mir, kleidete sich ganz ruhig an: — „á l' honneur, Messieurs; falloit pas chanter hier, vous ne pleureriez pas aujourd'hui," — und somit wandelten wir unserem Kahne zu. — „C'est le dixseptième," murmelte er, „mais l'ouvrage étoit facile,

c'est un petit gringalet de salle d'armes de Paris. — Mais c'étoit bien autre chose, quand j'avois encore à travailler avec des anciens officiers buonapartistes, des brigands de le Loire! — à la bonne heure, cela valoit la peine!" — Es ist nicht möglich, die dunkle Energie dieser Rede zu übersetzen. Im Hafen angelangt, warf er, als wir aus dem Kahn traten, dem Schiffer ein paar Thaler zu.

„Tiens Pierre, voilá pour toi. — — Encore un requiem, avec une belle messe des trépassés a St. Géneviève; n' est ce pas, mon capitaine? — ça va sans dire," — und somit langten wir in der Behausung des Capitäns an. — Der kleine Neger brachte eine kalte Pastete, Austern und zwei Flaschen Vin d'Arbois. „Ca donne de l'appetit, une course à la pointe du jour," witzelte der Capitän. „Wie sich doch Alles sonderbar fügt," setzte er ernst hinzu. „Ich hatte schon lange wieder die Sehnsucht, den Flor von diesem Bilde zu ziehen, und Sie müssen wissen, daß ich mich nur dann dessen würdig halte, wenn ich irgend einen Buonapartisten oder Jakobiner in die andere Welt geschickt habe, um diesem gemordeten Engel Abbitte zu thun, und somit ging ich gestern zu meinem alten Freunde, dem Abbè, den ich noch von der Zeit her kenne, wo er Feldpater bei den Chouans war, in das Gasthaus, hoffend, unter den Lesern der liberalen Blätter Korn auf meine Mühle zu finden. Allein die Teufelskellner verrathen immer meine löbliche Absicht, und so oft ich komme, will mir Niemand ein liberales Blatt verlangen. Als Sie, mein lieber, jetzt so werther Freund, erschienen, meinte ich Anfangs, den Rechten gefunden zu haben, und ich war ungeduldig, denn schon drei Stunden

paßte ich auf einen Leser des Figaro oder National. Wie erfreut bin ich, daß ich gleich erkannte, in Ihnen keinen Freund solcher infamer Lektüre finden zu müssen! Wie leid wäre mir, wenn ich mit Ihnen statt mit diesen Burschen zu thun (travailler) bekommen hätte!" — Ich konnte mir nur im Stillen dazu Glück wünschen, gerade den Abend zuvor zufälligerweise diese Journale nicht begehrt, und somit nicht den ersten Gegenstand für die Mordpassion meines neuen, guten Freundes geliefert zu haben. Wäre dieß geschehen, so war L... um diese Stunde frisch und gesund, und ich vielleicht an seiner Stelle. — „Glauben Sie, Capitän, daß er stirbt, ist die Wunde tödtlich?" frug ich. „Gewiß," antwortete er ganz fein lächelnd, — „ich habe nämlich den Gebrauch — versteht sich nur bei Jakobinern, Buonapartisten — wenn ich en quarte stoße, durch eine unmerkliche Bewegung en tierce herauszuziehen, oder umgekehrt; hiedurch dreht sich die Klinge in der Wunde; das tödtet, da bleibt er immer liegen — ich meine der Jakobiner oder Buonapartist — denn die Lunge ist dann lädirt und kommt dann gleich der Brand dazu. Das muß ich, denn sonst hätte ich nichts von der saueren Arbeit, weil ich von diesem meinem lieben Bilde den Flor nur dann abziehe, wenn eine solche Viper wirklich zertreten, d. h. todt ist." — Ich empfahl mich, versprechend, morgen wieder zu kommen, um von diesem sonderbaren Originale Abschied zu nehmen. Als ich in mein Gasthaus, wo auch L... wohnte, kam, begegnete ich dem Arzte, der ihn eben besucht hatte. Er gab keine Hoffnung. Der Capitän sagte richtig, die kleine anempfohlene Handbewegung und Klingendrehung hatte ihren Zweck erreicht, denn die Lunge war un-

heilbar verletzt. Des andern Tages früh war L... verschieden. Ich ging zum Capitän, der mit dem Abbé heimkehrte. „L'Abbé vient de dire sa messe; c'est un bénéfice, que je lui fais révenir dans ces sortes d' occasions, plustôt par amitié pour lui, que par pitié pour l'ame damnée d' un Jabobin, qui vaut moins que celle d' un chien. — Entrez Monsieur.“ — Das Bild — ein wunderliebliches Mädchengesicht mit Fontangelocken, in der Tracht der letzten Jahrzehende des vorigen Jahrhunderts, — war enthüllt! Ein gutes Frühstück, wie gestern, stand auf dem Tische. „Après l'ouvrage faisons bombance.“ — Mit nassen Augen sich gegen das Bild wendend, setzte er hinzu: „Thérèse, à ton Souvenir!“ und leerte sein volles Glas auf einen Zug. — Gerührt und bewegt verließ ich den sonderbaren Mann. Im Gasthause begegnete ich auf der Treppe dem Sarge, welchen man eben für L... heraufschaffte. — Ich dachte: Clotilde! Du wirst nicht weinen dürfen und Deine Thränen verstecken müssen, und das wird eine harte Buße sein, welche Deine Liebe Dir aufgelegt.

Paris, 1834.

Es war gerade im Winter des Jahres 1831; die Revolution tobte noch um die Pforten des Luxemburg und die Hallen des Erzbisthums, und Paris, wo die ganze Nationalgarde unter den Waffen gehalten wurde, hatte ein ganz kriegerisches Aussehen, während ich als echter Badaud, als wahrer Müssig-

gänger, und doch in der größten Ungeduld die Baumgänge des Tuileriengartens auf- und ablief. Ich erwartete mit Ungeduld die Stunde, in welcher ich Adeline, die reizendste der Schauspielerinnen des Vaudeville-Theaters, besuchen sollte. Eine trübe, eifersüchtige Ahnung verfolgte mich; ein Vorgefühl, welches mich quälte, ließ mich fürchten, daß meine Stunde geschlagen habe, das heißt die Stunde, welche bei der liebenswürdigen Zauberin Jeden über kurz oder lang traf, der sich dieser Circe nahte, nämlich jene, wo er in ein gehörntes Ungethüm verwandelt wurde. Wie war sie gestern Abends noch so reizend gewesen, als ich sie nach dem Schauspiele nach Hause begleitet hatte. Wie allerliebst stand ihr die spanische Tracht, welche sie von ihrer Rolle her noch anbehalten hatte! Wie nett blickten unter dem kurzen Sammetrocke die niedlichen, zartgeformten Füßchen hervor, auf welche jede Andalusierin stolz zu sein Ursache gehabt hätte! Zwar behauptete sie, „der Schuh drücke sie," — er war auch kaum wie ein Biscuit groß, — wo mich heute der meinige drückte, wußte ich wohl, — was aber noch als das ärgste Vorzeichen gelten konnte, — wie unendlich zärtlich liebkosend war sie gerade in dem Augenblicke, als sie mir sagte: „Ne viens pas tôt demain, mon ami! je suis fatiguée; je resterai long temps au lit, et puis j'aurai une longue toilette à faire; — je ne t'attende qu'à deux heures!" — „Also erst um diese Stunde sollte ich kommen? — Warum nicht, wie gewöhnlich, früher?" Also störte ich sie, und warum? Il y a du louche la dedans, meinte die Eifersucht, und unwillkürlich trieb es mich vorwärts in die Rue St. George, wo die Liebliche wohnte.

Sachte klopfte ich an die braunpolitirte Hausthüre, und Zoé, die schnippische Mulattin, Adelinen's schwarze Hebe, den schwarzen Lockenkopf in ein buntes Madras gewickelt, öffnete mir erst nach langem Zögern. — „Madame kann Sie jetzt nicht empfangen," lispelte der kleine Satan, mir die weißen Zähnlein entgegenblöckend, „belieben Sie einstweilen in den Garten zu spazieren!" Und damit sprang sie in's Vorzimmer und schlug die Thüre hinter sich zu. Was blieb mir übrig, als ihrer Weisung zu folgen und in den Garten zu gehen! Wie mit Siebenmeilenstiefeln schritt ich die engen Steige des Duodezgärtchens auf und ab, im Geiste schon die halb zärtlichen, halb beleidigenden Vorwürfe deklamirend, mit welchen ich vor Adelinen hintreten wollte, als mein Blick durch das offene Fenster in ihre Wohnstube fiel! Hilf, Samiel! was sah ich! auf dem Tische lag eine Bärenmütze, — eine echte Grenadiermütze à ne pas s'y méprendre, obwol ich Anfangs das Ding für einen Muff ansah, — und daneben lagen: ein Grenadiersäbel — und ein Paar lederne Handschuhe! — Ich war nicht angenehm überrascht, aber ganz erstarrt blieb ich, als ich im Kabinet, dessen Thüre offen stand und eine freie Aus- oder vielmehr Einsicht gewährte, Adeline auf dem Kanapee liegend, zu ihren Füssen aber einen knieenden Grenadier, den Rücken mir zugewendet, erblickte! — Er schien ihren niedlichen Fuß in der Hand zu halten, und beide im stillen, schweigenden Ansehen versunken, — still, wortlos blickten sie sich an! — Ach! diese Blicke schienen mir ein Unglück zu verkünden! Ich suchte mich zu mäßigen; lauschend hielt ich selbst den Athem ein. Nach einiger Zeit

stand der Anbeter auf und verbeugte sich ernst und schweigend. Adeline schien ihm die Hand zu drükken. Ja, das ist der wahre, glühende, aber noch verhaltene Ausdruck der zärtlichen und um so respektvolleren Liebe! dachte ich. Nun küßte er die schöne Hand, welche sie ihm reichte, sie blickte ihn holdselig an und er entfernte sich schweigend, machte die Thüre des Kabinetes zu, schnallte seinen Säbel an, setzte seine Mütze auf und wollte eben zur Thüre hinaustreten, als ich ihm den Weg sperrte. „Sie waren bei Mademoiselle Adeline?" rief ich mit verhaltener Wuth. — „Allerdings, ich komme gewöhnlich alle Monate ein paarmal." — „Wirklich, Vortrefflicher?" — „Mademoiselle braucht mich oft, und wenn ich nicht selbst komme, läßt sie mich holen, denn Niemand erfreut sich ihrer langjährigen Zufriedenheit, wie ich. Madame m'a encore demandé une Séance la semaine prochaine." — „Vraiment, charmant!" rief ich, so hoffe ich, daß Sie auch mich mit einer séance beglücken werden, und zwar morgen, wenn's beliebt?" — „Sehr wohl, in der früh vermuthlich?" antwortete er ganz gleichmüthig. — „Allerdings." — „Ich gebe Ihnen einstweilen meine Karte." — „Ist nicht vonnöthen," stammelte ich fast sprachlos vor Wuth, — da haben Sie die meinige, rue N*." — „Sehr wohl, um wie viel Uhr?" — „Um neun Uhr!" brüllte ich. — „Mit Vergnügen, und Sie werden sehen, daß Sie mit mir durchaus keine Schmerzen empfinden werden!" — „Hol' Sie der Teufel!" rief ich und schob ihn zur Thüre hinaus. — Unverschämter Kerl, — sagte ich zu mir selber, als — er mit seinem engen, blauen Oberrock und rothen Epauletts die Straße St. George hinab-

stolzirte, und endlich die Bärenmütze hinter der Ecke verschwand! — Was? Du glaubst, daß Du mich so ganz bequem, so schmerzlos morgen abstechen wirst? Warte! Hochmuth kommt vor den Fall! — und ich versuchte mit meinem Stocke in der Luft alle demi Cercles und contres de quarte, welche ich in Meister Rousſel's Fechtschule eingeübt hatte. — Mit Adelinen, der falschen, ungetreuen Buhlerin, die da schwärmte mit einem knieenden Grenadier, wollte ich nicht mehr sprechen, — nur wenn ich fallen sollte, würde sie einige Zeilen von mir erhalten! —

Des andern Morgens stand ich zeitlich auf. — Meine épées de combat standen in der Ecke bereit. Ich vermuthete in meinem Gegner einen ausgezeichneten Spadassin der alten Schule.

Ich schrieb an Adeline:

„Sie sehen mich nicht mehr, Adeline! Ich hoffe den Schmerz, den Sie mir verursacht, und die Schmach, die Sie mir angethan, im Blute, sei es auch mein eigenes, auszuwaschen! Ich bedauere Sie, wenn meine Hand diesmal glücklicher ist, als mein Herz, und Ihre Schäferstunden unterbricht. Sollte dies aber nicht der Fall sein, so mögen Dieselben durch das Andenken an Ihren tiefgekränkten, ehemaligen Anbeter nicht gestört werden, der selbst im Tode das Leben nur bedauern wird, weil er vorher Sie verlor!"

Nach diesem stupiden Brief, der gesiegelt und abgeschickt wurde, faßte ich mich und ließ das Frühstück bringen. — Da trabte es langsam die Treppe herauf, — da klopfte es an der Thüre, — da trat der Grenadier herein, höflich grüßend, nach echtem Spadassin-Gebrauch. — Ich trug ihm an, zu frühstücken.

Er ließ sich die Austern und den Chably vortrefflich schmecken, — bescheiden, beinahe demüthig dankbar schmunzelnd. — Wie sicher muß der Kerl seiner Sache sein, dachte ich, — mit diesem Appetit, dieser Seelenruhe vor einer ernsthaften Affaire d' honneur zu fressen wie ein Wehrwolf! Doch wer weiß, vielleicht komme ich ihm doch an den Leib. — Endlich stand ich auf. „Ist's gefällig?" — „Wie's beliebt, mein Herr." — „Sie sind allein?" — Er lachte: „Bei so kleinen Operationen brauche ich keinen Assistenten." — „Es wird doch besser sein. Doch ich erwarte sogleich einen Freund, der einen andern guten Bekannten mitbringt." — „Desto besser, so vergeht Ihnen während dem die Zeit. Ich habe meine Instrumente bei mir, und es wäre besser, gleich zur Sache zu schreiten, da ich noch diesen Morgen einige Kunden abzufertigen habe." — „Wohl, meine stehen hier in der Ecke," erwiederte ich höhnisch. — „So ziehen Sie Ihre Stiefel aus!" — „Was, meine Stiefel, wozu?" — „Nun, sonst kann ich ja nicht operiren! Und Sie werden sehen, ganz anders werden Sie auftreten; es ist ein unleidliches Gefühl, wenn einen der Schuh drückt. Da ist Fräulein Adeline vom Vaudevilles-Theater, dieselbe, wo Sie mich gestern trafen, — sie litt einen Schmerz, daß sie vorgestern kaum ihre Rolle auszuspielen vermochte. Nun bei dieser Dame ist es immer ein Geheimniß, ich weiß zwar nicht warum? Man sollte aber nie wissen, ob und wo der Schuh sie drückt. Gestern habe ich sie operirt, und heute springt sie wie ein Reh!" — „Wer sind Sie denn, Herr?!" — „Ich? ich glaube genugsame Berühmtheit erlangt zu haben, daß man mich kennen sollte, — hier meine Karte. — **Mr. R.., Pédicure.**"

Es war der Hühneraugen-Operateur.

Nun klopfte es wieder sehr angelegentlich. Die schwarze Zoé huschte mit einem parfümirten Zettel herein. „Ah vous voilà, Mr. R... J'espére que vous n'avez pas dit à Monsieur, que vous avez passé hier matin chez Madame?“

Also deßwegen war das geheimnißvolle Wesen von vorgestern, deßwegen produzirte ich mich gestern so lächerlich!

Adeline schrieb:

„Ungeheuer, Bösewicht! Du willst mich verlassen und suchst nur einen Grund, um Dein abscheuliches Benehmen zu bemänteln! Ich Unglückliche! Komm' zurück in meine Arme, und zwar gleich, oder laufe ich zu Dir und ermorde Dich und mich! Komm', o komm' in die Arme Deiner

Adeline.

P. S. Vergiß nicht die Echarpe mitzubringen, die Du mir versprochen, dann das Logenbillet für die Porte St. Martin und den Gartenschlüssel. — Heute speisen wir zusammen im Cadran bleu; toute à toi etc.“

Ich machte ein sehr dummes Gesicht. — Zoé meinte, da dieser Herr ein Séance oder Consultation mit mir habe, sei ihre Gegenwart überflüssig.

„Wie kommt es, mein Herr, daß Sie in Uniform sind?“ — „Ich bin Sergent major in der Nationalgarde. Als Hausbesitzer und meiner gemäßigten Gesinnungen wegen, stehe ich in meinem Arrondissement in Ansehen, und während des Ministerprozesses haben wir, da alle Augenblicke Allarm geschlagen werden kann, den Befehl, stets in Uniform zu sein. Es ist übrigens auch eine bequeme und im Winter warme

Tracht, und steht mir gut, und somit trage ich sie auch bei allen meinen Visiten." —

Da Herr R... nun einmal da war und ich ihm die Visite zahlen mußte, so zog ich wirklich meine Stiefel aus; denn wen drückt nicht irgendwo der Schuh? —

Als ich zu Adelinen kam, flog sie mir an den Hals! — „Ich wußte wohl, daß Du Dein Unrecht einsehen, Deine treue Adeline nicht betrüben würdest. Warum warst Du gestern Abends nicht hier?" — „Ich besuchte Dich Vormittag. Du warst aber eingeschlossen, warum denn?" — „Ach ja, mais c'est un mystère, un mystère de femme! Ne me questionnez pas, car je vous tromperais!"

Beim Cadran bleu erzählte ich ihr die ganze Geschichte. Sie lachte, aber so oft ich künftig Anwandlungen von Eifersucht verspürte, scherzte sie par le Pédicure. Wie oft aber mag sie solche mystères de femme auf Rechnung des Leichdornkünstlers gebracht haben!

Der Auszug der Studenten.

(9. Mai 1409.)

Von

Robert Zimmermann.

Im Jahre Vierzehnhundert
Und Neun, am frühen Tag,
Erwacht' manch' Aug' verwundert
Im Carolin zu Prag;
Gab's sonst ein Drängen, Laufen
In's Thor zum Carolin,
Heut sah man helle Haufen
Aus seiner Halle zieh'n.

Wie viel auch Lärmens außen,
Im Innern war's bald still,
Gab's Studiosen draußen,
Im Hörsaal gab's nicht viel;
Kein Stampfen, kein Geflüster,
Die Bänke drückt's nicht schwer,
Fort Schüler und Magister,
Als ob's ein Festtag wär'.

Die waren ausgezogen
Beim ersten Morgenstrahl,
Entlang den Moldauwogen,
Sechstausend an der Zahl,
Studenten, Professoren,
Doktoren, jung und alt,

Was deutsche Erd' geboren,
War zürnend heimgewallt.

Sie hatten Grund zu schelten,
Man kränkte sie auf's Mark,
Das Recht sollt' nimmer gelten,
Das Carol's Bulle barg:
Drei Stimmen schenkt er ihnen
Von Vieren im Senat,
Jetzt sollten sie verdienen
Die letzte kaum im Rath.

Der Rektor an der Spitze,
Der hielt am Berge an,
Wo man Libussa's Sitze
Noch einmal schauen kann:
„Fahrt wohl, Ihr stolzen Böhmen,"
Er rückgewendet spricht,
„Wollt Ihr das Recht uns nehmen,
Wir rauben Euch das Licht!"

„Ihr haßt den deutschen Namen,
Ihr haßt das deutsche Blut,
Daß wir als Fremde kamen,
Weckt Euren Uebermuth;
Wir woll'n mit Wucher zahlen,
Was Ihr uns angethan,
Ein Licht soll Allen strahlen,
Doch Ihr nicht facht es an!"

„Nicht also," — sprach ein And'rer,
Ein Mann von sond'rer Art;
Zum Gürtel hing dem Wand'rer
Der silberweiße Bart,
Gar spärlich flogen Locken
Um seine kahle Stirn,
Sein Wort nur tönt, wie Glocken
Erklingen von der Firn. —

„Nicht also sollt Ihr scheiden
Erzürnt von diesem Land,

Das Nah'n und Fernen, Beiden
Bot gastlich seine Hand,
Das wie ein Fruchtbaum segnend,
Der Einz'ge weit und breit,
Und nun auch Früchte regnend,
Sie rings im Land' verstreut."

„Und sei's, daß übermüthig
Es Euer Recht gekränkt,
Denkt, daß der Himmel gütig
Zu gutem Ende lenkt,
Laßt sie die Sprache sprechen,
Die ihre Mutter sprach,
Im Deutschen klingt wie Čechen
Nur eine Wahrheit nach."

„Es hängt ja nicht am Boden
Der Same Wissenschaft,
Allüb'rall weht ihr Odem,
Hat nur die Scholle Kraft;
Aus windverwehtem Samen
Entsprießt ein ganzer Hain,
Laßt uns in Gottes Namen
Des Fruchtbaum's Nachwuchs sein!"

Er sprach's; sein Wort verhallte,
Still ward der laute Hauf',
Wer kaum die Faust noch ballte,
That leis' sie wieder auf;
Die hundert Kuppeln blinken
Sah man im Morgenstrahl,
Da gab's ein Grüßen, Winken
In's schöne Moldauthal.

Gar Mancher mochte denken
An eine Prager Maid,
Der Rektor hieß sie schwenken,
Ihm dünkt' es wahrlich Zeit,
Und weiter — nicht auf Flügeln,
Gen Norden ging der Zug,

Bei Melnik's Rebenhügeln
War's Manchem leid genug.

Die Höh' ward überschritten.
Gen Leipzig ging die Fahrt,
In deutscher Erde Mitten
Ward hoch der Schatz verwahrt,
Der Wissenshort errungen
Auf andern Volkes Herd,
Die Spreu ward ausgeschwungen,
Das Körnchen ward gemehrt.

Die Saat ist aufgeschossen,
Die Halme wuchsen groß,
Bald hundert Töchter sprossen
Aus einer Mutter Schooß,
Es ward ein Regen, Leben,
Ein Ringen sonder gleich,
Ein heilig' Geistesstreben
Im heil'gen deutschen Reich.

Und treu dem alten Vater,
Aus weit entleg'ner Fern'
Sah nach der alma mater
Der Töchter Auge gern;
Und sind's fünfhundert Jahre,
Da sie gegründet ist,
Der Streit liegt auf der Bahre,
Verklungen ist der Zwist.

Die deutschen Töchter Alle
Zum böhm'schen Jubelfest
Sind da mit Paukenschalle,
Und wünschen ihr das Best',
Beim Saft der böhm'schen Rebe
Sitzt Böhm' und Deutscher spät,
Und Jeder ruft: Es lebe
Die Universität!

Gedichte

von

Uffo Horn.

Der alte Zweifler.

O würde, wie es einst gewesen,
Braunlockig mein verbleichtes Haar,
Und glatt die Stirn, auf der zu lesen
Der Wahlspruch kecker Jugend war,
Und frisch mein Antlitz noch — die fahle,
Verwelkte Blüh' am Lebensbaum;
Ich tauschte nicht zum zweitenmale
Erkenntniß ein für Wahn und Traum!

Wie war ich glücklich ohne Wissen,
Der Dämon Wahrheit setzte nicht
Im Schlafe selbst sich mir zu Füßen,
Und quälte mich mit seinem Licht.
Es war wie Aeol's Harfe klingend
Mein Wesen nur ein Jubelton;
So saß im Rebenhaine singend
Einst jugendlich Anakreon!

Da dacht' ich, ein beglückter Zecher,
Nur an das heit're Sonnenroth,
Da hebe den bekränzten Becher
Dem Schatten des Arion bot —

Da konnt' ich mit den Stunden geuden
Und zählte meine Schritte nie —
Denn sausend ob des Lebens Haiden
Trug mich das Roß der Phantasie.

Da rief ich: Strömt, ihr jungen Lieder,
Des Dichters Brust erschöpft sich nicht —
Geh'n tausend, kommen tausend wieder,
Weil jeder Herzschlag ein Gedicht! —
Du achtest nicht der schönsten Blüten,
Wenn alle Flur im Lenze steht,
Doch wirst du die geringste hüten,
Wenn nur der Herbst zu Grabe geht!

Mein Lenz ist hin, dahin für immer,
Auf meine dunklen Pfade streut
Der ungewisse Mondenschimmer
Den kühlen Thau der Traurigkeit;
Das Flügelroß, der Sonnenwagen,
Sie können hoch in Glanz und Licht
Nur den beglückten Träumer tragen,
Den glaubenlosen Zweifler nicht!

Ich steig' auf schattenlosem Wege
Des Lebens steile Höh' hinan —
Denn unser Zweifel legt die Säge
An alle heil'gen Bäume an!
Mir gibt es keine Götterhallen,
Kein zauberhaftes Dunkel mehr;
O Herz! dereinst beglückt vor Allen,
Wie bist du heute arm und leer!

O würde, wie es einst gewesen,
Braunlockig mein verbleichtes Haar,
Und glatt die Stirn, auf der zu lesen
Der Wahlspruch kecker Jugend war,
Und frisch mein Antlitz noch, die fahle,
Verwelkte Blüh' am Lebensbaum —
Ich tauschte nicht zum zweitenmale
Erkenntniß ein — für Wahn und Traum!

Erzherzog Carl.

Es schlug mit seiner Sense Streichen
Im Hain der alten Ruhmeseichen
Der Tod die schönste krachend um. —
Nun wachst ihr Sträuche auf den Wiesen,
Es fällt der Schatten dieses Riesen
Nicht drückend mehr auf euren Ruhm!

Senkt an dem Thor der Gruft der Ahnen
Die schwarzbeflorten Adlerfahnen
Noch auf den Roland seiner Zeit. —
Sein Ruhm erhellt die dunklen Hallen,
Und rings wird auf die Särge fallen
Der Abglanz seiner Herrlichkeit!

Auf jedem Sarg die gleiche Zierde,
Das Zeichen angeborner Würde:
Der Wappenschild, der Fürstenhut. —
Auf seinem liegt ein Kranz von Eichen;
Uns kündet dieses grüne Zeichen,
Daß hier ein Held im Tode ruht!

Auf seinem liegt ein Kranz von Rosen,
Von unverwelklich dornenlosen,
Die man nicht auf in Scherben zieht;
Die Blume kann kein Gärtner warten,
Weil sie allein im Rosengarten
Der Freiheit — auf den Bergen blüht!

Sie stand dereinst an seinen Wegen
Und weihte Fahne ihm und Degen,
Sie war es, die den Sieg verhieß,
Und mit der hellen Leuchte Schimmer
Die Wege ihm durch Nacht und Trümmer
Auf Aspern's blut'ge Felder wies!

Er fehlte ihr in jenen Tagen,
Wo prangend auf dem Siegeswagen
Sie in der Kön'ge Mitte stand. —

Doch sah sie ihn in stummen Wehen
Verschlung'nen Arm's am Fenster stehen,
Das feuchte Aug' nach West gewandt!

Den Kranz, der damals ihn zu schmücken
Bestimmt war, legt mit feuchten Blicken
Sie heut auf seine Bahre hin.
Viel Kronen liegen auf dem Steine,
Prophetisch legt dazu noch eine
Der lichten Zukunft Königin!

Gedichte

von

Ludwig Koller.

Die beiden Inseln.

Im dunklen Strome liegen
Der schönsten Inseln zwei,
Die leichten Wellen wiegen
Sich mondbeglänzt vorbei.

Die Eine still verschlossen,
Zum Weinen wie gemacht —
Die And're übergossen,
Mit Jubel, Glanz und Pracht.

Nur wilde Blumen dringen
Der Einen aus dem Schooß,
Verworr'ne Ranken schlingen
Sich um der Bäume Moos;

Da ruht in wilden Farren
Ein stiller Gast gebannt,
Und seine Augen starren
Zum and'ren Inselstrand.

Dort steht ein Haus; es glühen
Die Fenster überall,

Berauschte Töne sprühen
Hervor im wirren Schwall;

Da wandelt durch die Hallen
Der Bäume, die so kühl,
Die Königin aus Allen,
Betäubt vom Festgewühl.

Und wenn sie, Küsse tauschend,
Von Liebe trunken lacht —
Der drüben hört es lauschend
Hinflüstern durch die Nacht.

Doch seine Thränen rinnen
Zu Boden ungehört,
Es wird kein süßes Minnen
Durch ihren Fall gestört.

Gleichgiltig zwischen beiden
Wälzt sich die kalte Fluth,
Und trennet Glück und Leiden,
Sehnsucht und Liebesglut.

Das einsame Mädchen.

Es steht ein Schloß am Felsen
So einsam und so frei,
Der Strom trägt seinen Spiegel
Tief unter ihm vorbei.

Da lehnt am dunklen Fenster
Ein Mägdlein hold und traut,
Das zu den klaren Wellen
Des Stromes niederschaut. —

Es kommen lust'ge Schiffe,
Die Wimpel weh'n im Wind,
Die Schiffer grüßen singend
Das fremde, schöne Kind.

Sie aber lauscht den Liedern,
Den Ruderschlägen gern,
Und folgt mit warmen Blicken
Den Schiffen in die Fern'. — —

Und Schiffe geh'n und — Jahre
Vorbei der stillen Maid,
Sie aber schaut noch immer
Aus ihrer Einsamkeit. —

Die Wellen zieh'n so lustig,
So klar wie einst, daher — —
Sie läßt das Köpfchen sinken,
Hört keine Lieder mehr. —

Ein Blatt von Seume's Grabe.

An *

Als Du das Blatt gepflückt mit scheuer Hand,
Da ward ein Flüstern wach in allen Zweigen,
Das ging als frohe Kunde durch den Sand
Bis an sein Herz, aus dem die Wurzeln steigen

Du aber stand'st und schwiegst in süßer Lust,
Und wagtest nicht, der Seele Traum zu stören:
So schweigt ein Kind, im Tempel unbewußt
Ergriffen von gewalt'gen Andachtschören. —

Wol hat er's nicht geglaubt, der d'runten liegt
In tiefer Ruh', der Düst're, Ruhelose,
Daß noch dereinst an seinem Grabe wiegt
Ihr holdes Haupt die schönste Maienrose.

Ihm log die Lieb' — er griff zum Wanderstab,
Des Herzens dunklem Drange zu entweichen —
Nun kommt die Liebe selber an sein Grab
Und holt sich da ein süß' Erinn'rungszeichen. —

Seh' ich Dich steh'n an seinem kühlen Grund,
Klingt mir's wie Brautgesänge durch die Seele
So fromm, als ob vor Gott zum heil'gen Bund
Die Stärke mit der Schönheit sich vermähle.

Und sind wir fern, und kann den Sturm nicht mehr
Das Glockenläuten Deiner Worte bannen,
Will der Erschlaffung Nebel trüb und schwer
Die kampfesfrohe Seele mir umspannen,

Dann spricht dies Blatt: Es wird kein Blatt verweh'n
Vom Baum des Vaterland's, dem hohen, hehren,
So lang' noch deutsche Männer sterben geh'n
Und deutsche Frau'n die todten Helden ehren!

Im Frühling.

In einem Thale, grün und offen,
Vom blauen Himmel nur geseh'n,
Da lieg' ich ohne Wunsch und Hoffen,
Noch einmal fröhlich aufzusteh'n.
Die lichten Bäume in der Runde
Streu'n ihre Blüthen um mich her,
Da träum' ich kühl im Herzensgrunde,
Als ob ich schon gestorben wär': —

Ich hätt' in meinen Lenzestagen
Mit Blüthen manches Herz erfreut,
Da hat der Sturm sie fortgetragen,
Und weit in Staub und Sand verstreut!
Nun wirft die Welt mir Schattenstreifen
In meines Geistes Siedelei,
Die starrt er an, um zu ergreifen,
Was dieser Räthsel Lösung sei.

Zwei Wege mag der Mensch betreten,
Zu trösten sich für kurze Zeit:
Ergeb'nes Hoffen, gläubig Beten —
Entsagung und Vergessenheit.

Das spricht das Läuten, das verirrte,
Vom Kloster her am fernen Riet;
Das spricht am Bergeshang ein Hirte
Mit seinem weltvergess'nen Lied.

Doch bleibt dem armen Volk der Erden
Als wahres Loos in Ewigkeit
Nichts, als ein Arm, um von Beschwerden
Erlahmt zu sein nach kurzem Streit;
Ein Geist, um selbst sich zu verneinen,
Ein Herz voll Lieb' und Sehnsuchtsqual,
Und um sich einmal auszuweinen,
Ein Frühling und ein Blüthenthal.

Dies cinerum.

Ich mocht' im Schlafe liegen —
Rings tobt' ein wüster Hauf' —
Wie Zauberinseln stiegen
In mir die Träume auf.
Manch Bild voll trüben Scheines,
Der Leiden schwere Zeit
Versank im Strom des Weines
Und der Vergessenheit! —

Nun ist der Traum geendet,
Verstummt das laute Haus,
Da tret' ich lichtgeblendet
Zum blauen Tag hinaus;
Viel tausend Stimmen dringen
Geschäftig an mein Ohr,
Da hebt der Geist die Schwingen
Zum neuen Flug empor.

Ihr Lieder beim Gelage,
Die ihr verscheucht mein Leid,
Nun fühl' ich, daß am Tage
Auch ihr vergessen seid!

Der ich die Freude küßend,
Ihr kühnster Buhle war,
Nun tret' ich fromm und büßend
Zu Gottes Hochaltar.

Im freudigen Gebete,
Wie die Natur es spricht —
Kein trauriger Askete,
Grüß' ich sein Gnadenlicht.
Auf's Haupt, daß rein ich's wasche
Von dem, was zu bereu'n,
Will ich statt Staub und Asche
Mir Blüthenflocken streu'n.

Wo sich Gedanken traulich
Und Blumen um mich reih'n,
Will einsam ich, beschaulich
Zum heil'gen Kampf mich weih'n.
Vermag ich's einst zu sprechen,
Zertrümmernd Trug und Wahn:
Dann, will es Gott! dann brechen
Auch meine Ostern an! —

Das Sinngrün.

(Podolische Sage.)

Von

Johann Gabriel Seidl.

Als wär' das Morgenroth zu früh erwacht,
Durchzuckt ein Purpurschein die Mitternacht,
Und rollt sich langsam auf am Horizont.
Und schwillt und überflutet Stern' und Mond,
Daß sie, wie schreckenblaß, mit scheuem Blick
Sich tiefer in den Aether zieh'n zurück.

Schon ist des weiten Himmels ganzes Zelt
Von schauerlichem Nordlichtglanz erhellt.
Wol ist's ein Nordlicht, doch ein solches nicht,
Was mild herein vom fernen Pole bricht,
Und dort, wo spät die Sonne wiederkehrt,
Dem Menschen tröstend seine Nacht verklärt;
Ein Nordlicht ist's, ein Brandsignal aus Norden,
Die Feuersäule, die den Tartarhorden
Voranzieht als ein blutig' Meteor,
Das weithin warnend predigt: Seht euch vor!
Der Drohbrief ist's, an's Firmament geheftet,
Der selbst des kühnsten Zweiflers Wahn entkräftet,
Die Blutfahn', ausgesteckt auf allen Höh'n,
Damit die Muth'gen fest zusammen steh'n,
Damit die Schwächern sich besinnen können,
Damit es klar werd' auch dem Weib und Kind:
„Und wenn sie feind auch jeder Freiheit sind,
Des Todes Freiheit müssen sie uns gönnen!" —

Lebendig wird's von allen Seiten schon,
Von allen Thürmen ruft's mit Glockenton,
Aus Stadt und Dorf und Hof und Hütt' und Haus,
Wallfahrern ähnlich, wandern sie hinaus,
Mitschleppend Jeder, was er konnt' erraffen;
Die Männer trotzig, in der Hand die Waffen,
Die Weiber von den Kindern fest umklammert,
Und Greise — Jung und Sieche, stark genug,
Und Keiner denkt zu rasten, Keiner jammert,
Ein langer, grabesstummer Geisterzug.
Wie, wenn sich d'rüben über'm Oceane
Ein mächt'ger Urwald plötzlich hat entzündet,
Des flüchtigen Gethieres Caravane
Dem Brand voraus sich durch die Steppe windet,
Und Löw' und Antilop' und Schlang' und Tieger
Einträchtig flieh'n vor ihrem größ'ren Sieger:
So zieht dort, jeder Leidenschaft vergessend,
Des Brand's allmälig Nähern nur bemessend,
In heil'ger Todeseintracht eine Schaar,
Den Wildbach aufwärts, hin zum steilen Jar *).

Da gähnt auf halber Höh' ein finst'rer Spalt,
Bei gähem Sturm der Hirten Aufenthalt,
Ein zwerghaft' Thor zu einem Riesenhaus;
Denn mächtig weitet sich die Kluft von innen,
Und dehnt bis an des Felsens höchste Zinnen
Ein Labyrinth von hundert Grotten aus.
Inmitten aber wölbt sich kühn im Bogen
Ein hoher Dom aus Tuf und Stalaktit,
So weit, daß sich die Schaar, die eingezogen,
Beim Fackelschein mit Müh nur übersieht,
Und an den säulenreichen Tropfsteinwänden,
Wie für die flücht'gen Gäste zum Empfang,
Steh'n, ausgehau'n von milder Gnomen Händen,
Ruhbetten, Stühl' und Tisch' und Bänk' entlang,
Als hätten kaum die frühern Berginsassen
Bedürftigern ihr Eigen überlassen.

*) Steiles Felsenufer.

Und als die Schaar sich nun versammelt fand,
Hob Alles gegen Himmel Aug' und Hand.
Und majestätisch brauste durch den Dom
Der feierlichsten Andacht heil'ger Strom.

D'rauf ward's lebendig in den kühlen Räumen,
Bald lodern helle Feuer durch's Gestein,
Pokale sieht man kreisen, Kessel schäumen,
Ein neuer Haushalt richtet schnell sich ein,
Und bunte Gruppen lagern an den Herden,
Um sich zu stärken von und zu Beschwerden.

Allein abseit im Dunkel steht ein Paar,
Auf Speis' und Trank vergessend, still versunken,
Ein zartes Täubchen und ein kräft'ger Aar,
So todesnüchtern und so sehnsuchttrunken.

„Mein Hrycko," lispelt sie, „mein Bräutigam,
Wer hat's verschuldet, daß es also kam?
Warum hat uns die Erde schon verschlungen,
Eh' uns der Priester noch den Psalm gesungen,
Eh' er noch Sinngrün mir in's Haar gewunden,
Eh' er die Händ' uns segnend noch verbunden?
Mein Hrycko, ach! mir ist um's Herz so wehe,
Und schwarz ist Alles, was ich vor mir sehe;
Wir sind begraben, Hrycko, sind begraben,
Und unser Brautbett wird der Sarg von Stein,
Und unf're Hochzeitbitter werden Raben,
Und Mordgeschrei wird unser Brautlied sein!"

Und aus des Haares schöngewund'nen Flechten
Reißt sie das rothe Band sich mit der Rechten,
Und in die Linke preßt sie ihr Gesicht.

Und Hrycko küßt sie auf die Stirn und spricht:
„Laß ab vom Weinen, Hanka, meine Braut!
Du bist im Herzen längst mir angetraut:
Denn Deine Lippen haben mir gebeichtet,
Und Deine Augen haben mir geleuchtet,
Und Deine Flechten mir zum Ring gedient,
Und Dein Geständniß war mein Psalm, o Kind!

Und morgen, Hanka, morgen, eh' es tagt,
Wenn sich das junge Volk in's Freie wagt,
Um Nahrung für die Aelteren zu holen,
Zieh' ich mit fort, und schleiche mich verstohlen
Zum frommen Vater hin im grünen Wald.
Ich weiß um seinen stillen Aufenthalt.
Cyrillus, will ich rufen, Vater, kommt,
Es ist die Zeit, wo Priestersegen frommt;
Einsegnen müßt zum Tod Ihr eine Schaar,
Zum Leben noch im Tod ein liebend' Paar!
Und bringen werd' ich ihn Dir, Hanka, bringen,
Und seinen Psalm wird uns Cyrillus singen,
Und wird Dir Sinngrün in die Flechten winden,
Und wird die Hände segnend uns verbinden,
Und morgen, Hanka, wirst mein Weib Du sein,
Und Brautbett wird uns sein, nicht Sarg, der Stein!" —

Und wie er es versprochen, also that er;
Und schon vor Tage kam der fromme Vater,
Daß er zum Tod einsegne dort die Schaar,
Zum Leben noch im Tod ein liebend Paar.

Doch als die Braut schon kniete vor dem Greise,
Da schrack sie plötzlich auf, da rief sie leise:
„Mit welchem Kränzlein schmückt Ihr mir das Haar?
Wo ist das Sinngrün, unser Schmuck der Ehren,
Der Schmuck, dess' keine Jungfrau möcht' entbehren,
Den sie als Braut zum ersten Mal empfängt,
Den sie zu Häupten ihres Bettes hängt,
Den sie bewahrt als heilig Amulet,
Den sie begrüßt in jeglichem Gebet,
Den sie nur dann erst, wenn sie ausgerungen,
Zum zweiten Male trägt in's Haar geschlungen? —
Nicht ohne Sinngrün, frommer Vater, nein,
Kein echtes Bräutchen schien' ich mir zu sein!
Ein Zeichen ist's, worauf der Himmel schaut,
Und meine Mutter trug es auch als Braut,
Und als sie starb, ward sie damit begraben,
Und so wie sie, will ich als Braut es haben,
Und will damit begraben sein gleich ihr!
O Vater, laßt mich fort, — ich hol' es mir!" —

Sie springt empor, und Niemand will ihr's wehren,
Der Väter heiligen Gebrauch zu ehren.
Nur Hrycko fleht, vergeblich ist sein Wort,
Und wie ein Wiesel hurtig schlüpft sie fort.
Den steilen Abhang klimmt sie rasch hinunter,
Wo in der Tief' ein Bächlein hell und munter
Durch Busch und Dorn muthwillig Bahn sich bricht: —
Dir, munt'res Bächlein, bangt vor'm Tartar nicht!

Ha, sieh! — Da wuchert üppig, was sie sucht;
Ein Büschlein rauft sie aus mit flinkem Finger,
Dann klettert sie den Steig zum Felsenzwinger
Mit Gemsenhast zurück in scheuer Flucht,
Die Blicke ringshin sendend, um zu spähen,
Ob nicht vielleicht ein Lauscher sie gesehen.
Da ist's, als raschelt' es im Waldgesträuch, —
Sie folgt dem Laut mit ihrem Aug', erschrocken,
Und steht mit Eins entgeistert, marmorbleich,
Ihr Fuß erstarrt und ihre Pulse stocken.
Ein hag'rer Tartar schreitet durch die Nüstern
G'radüber an des Bach's jenseit'gem Rand;
Schon streifte sie sein Auge, wild und lüstern,
Gebiet'risch winkt er mit der einen Hand,
Indeß die and're hält den straffen Bogen
Mit gift'gem Pfeile drohend angezogen;
Da rafft sie sich empor mit dumpfem Schrei,
Und sausend schwirrt der Pfeil an ihr vorbei.
Sie klimmt, sie keucht, sie sinkt zur Erde nieder,
Sie rafft sich wieder auf und klettert wieder,
Indeß der grause Schütze, wuthentbrannt,
Vergebens prüft den steilen Uferrand,
So manchen Pfeilgruß noch hinüber sendet,
Und tückisch lauernd dann waldein sich wendet.

Emporgekrochen bis zum Felsenspalt,
Macht Hanka nochmal an der Schwelle Halt,
Blickt nochmal ringsumher mit Angstgeberde,
Schlüpft rasch hinein und sinkt erschöpft zur Erde.
Das Sinngrün aber hält sie krampfhaft fest,
Es ist der Preis, den sterbend nur sie läßt.
Entsetzt umgibt die Schaar das bleiche Kind,

Dem Todesschweiß von kalter Stirne rinnt,
Und müht vergebens sich, die Schreckenskunde
Ihr abzulösen vom geschloss'nen Munde. —

Der hag're Tartar aber war nicht träg;
In Stundenfrist erscheint er jenseits wieder,
Und läßt behutsam bis zum Bach sich nieder,
Und klettert leis' empor den Felsensteg.
Er traf die Fährt', ein wildes Grinsen zuckt
Um seine wulst'gen Lippen; sachte duckt
Er sich in's Dorngestrippe, legt sein Ohr
An's rissige Gestein, und horcht und lauscht.
Ha! — aus des Berges hohlen Rippen rauscht
Ein dumpfes Klingen wie Gestöhn empor!
Auf springt er, wie der Luchs, und schwingt sich schnell
Die nächste Föhr' hinan; — ein Pfiff in's Weite,
Und aus dem Walde bricht die wilde Meute,
Und klimmt ihm nach durch Dickicht und Geröll.
Bald ist das kleine Pförtlein ausgewittert,
Durch das ein dumpf verworrenes Gebraus
Dem gierig Lauschenden entgegenzittert,
Für sie ein hochwillkomm'ner Ohrenschmaus.
Und dürre Reiser schleppen sie zusammen,
Und stopfen sie in Spalt' und Ritze schnell,
Und stecken sie mit Wolfsgeheul in Flammen.
Hei! wie das knistert, wie das loht so hell,
Hei! welche Lust für diese feigen Horden,
Ohn' einen Pfeilschuß Hunderte zu morden!

Indessen ist im tiefen Felsenschacht
Die schöne Braut vom Todesschlaf erwacht.
Ihr wirres Aug' durchläuft den stummen Kreis,
Fällt wie entsetzt dann auf den blut'gen Preis,
Das dunkle Sinngrün, das des Priesters Hand
Für sie bereits zum Ehrenkranze wand,
Und bleibt dann ruh'n auf Hrycko's Angesicht,
Aus dessen Mienen düst're Ahnung spricht.

Da plötzlich streift ein Luftzug durch die Halle,
So schwülig wie des Thauwind's Hauch im Mai,
Jetzt Brandgeruch, betroffen stehen Alle,

Und in gepreſſter Kehl' erſtirbt der Schrei.
Jetzt ringelt ſich's wie hundert blaue Schlangen,
Aus Ritz' und Spalte züngelnd rings hervor,
Und ſchleicht am Boden hin und kriecht in langen,
Schwerfäll'gen Windungen zur Deck' empor.
Weh — das iſt Rauch — iſt glüher Flammenodem,
Er drückt, ein unſichtbarer Alp, die Bruſt,
Die weite Höhl' erfüllt ſchon dichter Brodem.

Noch ſind ſie nicht des Gräßlichſten bewußt:
Hat über ihnen ſich der Wald entzündet,
Daß Rauch und Dampf ſich durch die Fugen windet?
Iſt's ihrer Hütten Lohe, die von fern
Mit Opferrauch noch grüßen ihre Herr'n?
Ha — oder? — Nein, ſie wagen's nicht zu denken!
Nur Hanka denkt's und ſteht vernichtet da,
Indeß ſich tiefer ſtets die Nebel ſenken,
Und kaum zu ſehen, was ſich klafternah'.

Erſt jetzt durchzuckt die ſchreckensſtarre Gruppe
Des Todtbewußtſeins ungeſtümer Drang.
Die Einen werfen ſich zur Erde bang,
Die Andern klettern ſchreiend bis zur Kuppe.
Dort wälzt ein Klumpen ſich zum Felſenſpunde,
Und ſtürzt dem Feind entgegen, den er flieht,
Dort ſaugt ein Lechzender mit trock'nem Munde
Sich gierig feſt am feuchten Stalaktit.
Zum Knäuel ſchlingen ſie ſich wirr zuſammen,
Und wünſchen ihren Augen — Thränenflut,
Eis — ihren Adern, athmen nichts als Glut,
Seh'n nichts als Rauch und ſpüren nichts als Flammen.
Hier kauert eine Mutter, Stein auf Stein,
Und grinst dem Tode blöd in's Angeſicht,
Der ihres Säugling's Herz in Qualen bricht;
Dort rennt ein Jüngling wild die Stirn ſich ein,
Sein letzt' Gebet mit einem Fluch erſtickend;
Dort wankt ein Greis, in's Kleid das Antlitz drückend,
Um ſterbend Aerg'res nichts als Tod zu ſchau'n.
Schon hat der Wahnwitz abgelöst das Grau'n,
Ein zwecklos Ringen iſt's, ein trunk'nes Schwanken,
Und durcheinander taumeln die Gedanken. —

Nur zwei noch leben aus der ganzen Schaar,
Der Hauch der Lieb' erhielt so lang' dies Paar.
Verschlungen, todeseinig, Brust an Brust,
So steh'n sie da voll grausenhafter Lust.

„Mein Hrycko!" — „Meine Hanka!" schallt es laut,
Dann leise: „Braut," und leiser: „Bräutigam,"
Und mit der Hand, beinah' schon todeslahm,
Schlingt in's Gelock er ihr das heil'ge Kraut,
Den Kranz aus Sinngrün, den verhängnißvollen,
Den sie als Braut und Leich' hat tragen wollen.
Jetzt trägt sie ihn als — Braut, — o schmerzlich Glück,
Darauf ein langer Kuß, ein läng'rer Blick! —
Jetzt trägt sie ihn als — Leiche, — beide sinken,
Das Haus ist still, die Hochzeitfackeln blinken.

Und war das Sinngrün werth wohl solchen Preis?
Ich weiß es nicht, doch Eins ist, was ich weiß:
„Es hängt das Volk an seiner Väter Glauben,
Den fromme Lieb' als Erb' ihm übergab;
Ihr könnet Alles, Gut und Blut ihm rauben,
Dies Sinngrün aber nimmt es mit in's Grab!"

Eine Seemannsgeschichte.

Gedicht

von

Karl Viktor Hansgirg.

Es war in einer Zeit, wo man im Norden
Der Tage und der Nächte Abschnitt weiß
Blos nach der Uhr des Herzens, nach dem Pulsschlag,
Wo nur der Nerven Spannen oder Sinken
Uns deutet, ob es Mittag, Mitternacht.
Drei lange Wochen stand schon kümmerlich,
Aus schaurig dunklen, feuchten Nebeln lugend,
Die Sonne über'm starren Horizont,
Wie eine Todtenlampe spärlich flackernd,
Das Aug' vergaß der Sterne, die's gekannt.
Und furchtbar langsam schleppten sich die Stunden;
Mich aber trieb es dennoch stets voran,
Mein Schiff ging muthig seinem Feind entgegen,
Dem stets erhöhten Frost; der wilde Trieb
Des Nord's, des Todes stolzer Herr zu werden,
Bis in den Kern des Poles vorzudringen,
Ihn überwindend, die jenseit'gen Spitzen
Amerika's hochjubelnd zu begrüßen;
Der Trieb verwandelte zur heißen Flamme
Mein übermüth'ges Blut und trieb
Des Todes Giftpfeil von der starken Brust.
Die Knechte zagten und das Ruder fiel
Aus der gelähmten Hand den Zitternden;
Mein einziger Gefährte, der nicht zagte,
Schnob seinen letzten warmen Athem aus —

Ein Hund Neufundlands. Alle Taue knarrten,
Das Schiff ging träge vorwärts, immer enger
Schob Berg um Berg von Eis sich um uns her;
Es war mir, als erstarre hier das Wort
Der Offenbarung selbst in der Natur.
Nur hie und da noch drehte ungebärdig
Sein rothes Aug' ein silberweißer Bär,
Ein König auf dem Thron im Eispalaste,
Und rief mit einem schrecklichen Geheule
Des Reichs Minister zu der Reichsversammlung.
Auch dieser Krieg, schon siegreich überwunden,
Lag hinter uns, und wir durchirrten fühllos
Ein Reich von Fluth, wo aufgehört das Maaß
Für Leben, Tod, der Blick des Bild's entbehrt,
Das Herz des Hoffens, Zweifelns, kurz, wo nur
Der einzige Gedanke mir des Pols,
Die Richtung des Magnets noch blieb. — Da Wunder! —
Unglaublich ist's dem Herzen, wie dem Auge,
Und eine Fabel schien's dem Nüchternen —
Erblickten wir im grenzenlosen Nichts
Ein Etwas, so ein Ding, wie Menschenwerk.
Ein Schiff, in Eis fest eingewurzelt, kläglich
Hing seine Flagge abwärts, und geborsten
Lag auch sein Mast, es schien mir eine Möve,
Der man den Fittig durchgeschossen hat;
Denn Takelwerk und Segel waren lose.
Wir lenkten hin, in die Kajütte
Hineinzuseh'n, begehrte ich mit Gierde.
Wol nicht die milde Wärme des Gesicht's
Des Lebenden, die so das Herz erquickt,
Wenn Du vereinsamt auf dem Meer geschweift,
Nein! Mehrfach schauten wir den Tod.
Am Tische saß ein alter Mann, der Muth
Lag in dem festen Mund ihm ausgeprägt,
Das Auge gläsern auf ein Blatt geheftet,
Schrieb er — nein, wollte d'rauf nur schreiben,
Doch in der Feder war das Wort erstarrt,
Und aus dem Blatte gähnte bange Leere.
Seitab saß, über's Kind geneigt,
Die Mutter, durch den Kuß erwärmend —
Nein, wärmen wollend den erstarrten Knaben,

Krystallisch glänzte auf den dürren Locken
Ihm eine Perle, eine Mutterthräne
Am Eingang aber zur Kajütte stand
In krampfhafter Gebärdung ein Matrose,
In beiden Händen hielt er Feuerzeug,
Das Feuer schlagend, — nein, nur schlagen wollend, —
Denn er gewann nicht einen Funken Rettung.
O, Feuer! du dämonisch' Element!
Ein Funke hätte Alle sie gerettet,
Und Alle seufzten, jammerten nach ihm,
Du schenkst ihn nicht? Sonst, Feuer, hast du
Gar eine reiche Fluth, bist du im Morden,
Und wogst du durch die Gassen zur Vernichtung,
Und wandelst grausam Haus um Haus zu Asche,
Begräbst du Städte, reißest Thürme ein,
Und leckst du dich am Menschenblute satt;
Sonst, Feu'r, hast du von Qualen eine Hölle,
Ein Meer sonst von vernichtend rother Flut,
Ein glüh'ndes Garbenfeld sonst des Verderbens,
Und hier gibst du nicht eine rothe Thräne,
Nicht einen Funken für die Rettung hin?
Nur Menschen morden kannst du, nicht beleben?
Sonst wie der Leu, im off'nen Kampfe, reißend,
Unsichtbar heute, wo du helfen sollst? — —
Ich fühlt', ich dacht' es, und mein Herz ward Stein,
Die Thränen wurden mir im Bart zu Eis,
Rings in die Nebel sandt' ich trübe Seufzer,
Gebrochen war die ganze Kampfeslust,
Zu feige fühlt' ich mich, vielleicht zu menschlich,
Ungleichen Kampf zu kämpfen mit Natur,
Wenn reißend sie und tückisch uns befehdet,
Wenn wir zum Feind das Element gereizt —
Mit Frost und Feuer schloß ich Rechnung ab,
Nach Süden gab ich frischauf mein Kommando,
Nicht nach den Spitzen Nordamerika's.
Da griff, von Hoffnung glühend, der Matrose
In das von Luft durchwallte, klare Meer,
Und heit'rer war's um uns, bis grüner Strand
Und Blüthenau und warme Leute grüßten,
Und ich am Herd, Euch Kindern, das verbürge,
Daß mir das selt'ne Herz von Eurer Mutter

Nun theurer ist, als alle Nordlandsklippen.
Freilich wol schelt' ich mich in mancher Nacht
Als Feigling in den grauen Bart hinein;
Doch anders ist Nachmittags mir zu Muth',
Wenn auf der Bank vor unserm Haus' ich sitze,
Den müden Blick in die Unendlichkeit
Des stillen Wassers schickend, wenn es Ebb',
Der Himmel liegt, ein Gottesbaldachin,
Blau ausgespannt, und hohe Schiffe schau
Ich ob dem sonndurchwirkten Silberteppich
Der See, wie Priester, flatternden Talars,
Hinschreiten hinter ihnen, wie vom Blut
Des Welterlösers roth, der Sonn' Monstranze,
Hier, dort die Inseln, blinkende Altäre. — —
Wenn dann vom Stadtthurm fromm die Glocke tönt,
Ihr Kinderchen, im wohldurchwärmten Sand
Mit hellen Muscheln spielend, Euch bekreuzt, —
Und wenn sich rechter Hand der Meerwald schaukelt,
Im Abendwind des Hafens stolze Maste,
Und seine Sänger, die Matrosen, stimmen
Ein „Ave" an, daß mit dem letzten Ton
Der letzte Strahl der Sonne auch verzittert,
Sie untersinkt dann wie ein glimmend' Boot,
Nun sich die Wellen, gleich als sollten sie
Nachhüpfen, munter, unstät regen:
O, Kinder! dann vergeß' ich der Mysterien,
Der fremden Ungeheuer jenes Pols,
Und mich gelüstet nicht mehr nach der Brücke,
Die zwischen Nord-Europa und Amerika
Aus Eis gebaut die seltsame Natur.
Dann kann ich selbst die Macht des Vorwurfs tragen,
Daß mich der Bund der Elemente hat
Zum Knecht gemacht, zu einem Müßiggänger,
Der in das Herz die Sonn' sich scheinen läßt.

Freundschaft und Liebe.

Novelle

von

Jean Charles.

I.

Jakob I., König von Schottland, fühlte durch lange Zeit seinen Thron erschüttert.

Die Großen seines Reiches, uneinig unter sich selbst, bildeten mehrere Parteien. Die Einen, in die Verschwörung des Grafen von Athol gezogen, strebten das Interesse desselben um jeden Preis aufrecht zu erhalten; die Andern, von entgegengesetzten Wünschen geleitet, anerkannten nur die Rechte des Königs und boten Alles auf, ihm die Krone zu sichern.

Das traurige Ende des Grafen von Athol, seine furchtbare Bestrafung empörte Alle, die ihm anhingen, und sie zogen sich in drohender Haltung vom Hofe zurück: jeder von ihnen schwur, seinen Tod zu rächen.

Zur großen Zahl dieser Unzufriedenen gehörte auch der junge Lord Graf von Millfont.

Noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, sah er sich

bereits im vollen Genusse eines unermeßlichen Vermögens. Sein Muth hatte schon glänzende Proben bestanden und ihm einen mächtigen, der Sache des Königs höchst gefährlichen Anhang gewonnen. Mit diesen Vortheilen vereinigte er ein leutseliges und biederes Wesen, eine Fantasie voll Schwung und eine Gestalt von vollendeter Schöne, während sein Geist und seine Herzlichkeit allein schon die Gemüther für sich einnahmen.

Graf Millfont hatte sich unmittelbar nach Athol's Tode auf eine seiner Besitzungen, nur wenige Meilen von Edinburg, zurückgezogen. . . .

Unter den hohen Offizieren seines Hofes zeichnete der König vor Allen den General Murcy aus.

Dieser tapfere Krieger hatte so großen Einfluß auf die Denk- und Handelsweise Jakob des Ersten gewonnen, daß es ihm nicht schwer wurde, seinem alten Freunde, Lord Sinclair, der fälschlich angeklagt worden, an der Athol'schen Verschwörung theilgenommen zu haben, die königliche Huld von neuem und fester als je zuzuwenden.

Die Familie Sinclair besaß ein Gebiet, das an die großen Besitzungen des Grafen Millfont grenzte; welche Nachbarschaft seit vielen Jahren schon beiden Häusern zu einer Quelle des Streites und unversöhnlichen Hasses geworden war.

Lord Sinclair genoß in stiller Abgeschlossenheit seines häuslichen Glückes, als plötzlich der General Murcy, schon seit einigen Jahren Witwer, sich bei ihm einfand, begleitet von Lucy, seiner einzigen Tochter.

„Mein Freund," — redete er den Frohüberraschten in herzlichster Weise an, — „unser Gebieter hat

mich mit einer wichtigen Sendung an den König von England beauftragt. Gestattet, daß ich Euren Händen den mir kostbarsten Schatz auf Erden für die Dauer meiner Abwesenheit anvertraue, mein einziges Kind, meine Lucy. Ihre etwas leidende Gesundheit verhindert sie, mich zu begleiten; ich stelle sie unter Myladys, Eurer edlen Gattin, mütterlichen Schutz."

Die Aufnahme Beider war die wärmste, liebevollste, und der General verließ, vollkommen beruhigt, noch am selben Tage das Haus seines Freundes.

Anna, Sinclair's Tochter, nur wenig jünger aber nicht minder reizend, gefühl- und geistvoll als Lucy, schloß sich dieser sogleich mit einer Innigkeit an, die bald zur Freundschaft werden und nicht wenig beitragen mußte, die schöne Leidende zu erquikken und aufzurichten; obwol sich im Charakter beider Mädchen eine Verschiedenheit zeigte, die eine so rasche Einigung als zweifelhaft erscheinen lassen mochte.

Anna war bei aller Klarheit des Geistes und Tiefe des Gefühls doch mehr geneigt, das Leben von der Sonnenseite zu betrachten und sich, unerfahren, wie sie in ländlicher Einsamkeit geblieben, dem Zauber ihrer unbestimmten aber immer süßen Hoffnungen mit der heitersten Offenheit, die bisweilen sich zum liebenswürdigsten Muthwillen steigerte, ohne alle Rückgedanken hinzugeben; während Lucy, in Folge einer unglücklichen Leidenschaft, die jedoch ihre seltene Schönheit nicht zerstört, sondern durch einen unaussprechlichen Ausdruck von Wehmuth wo möglich noch erhöht hatte, in sich gekehrt, geheimnißvoll schweigend und stets passiv erschien.

Eines Tags, als Lucy's schöne Augen tieferen

Schmerz als gewöhnlich kundgaben, umschlang sie Anna mit herzlichster Hingebung, indem sie sagte:

„Meine theure Lucy, im Namen unserer, durch so viel Edles geheiligten Freundschaft beschwöre ich Dich, mir die Quelle Deines Kummers zu nennen; sei gewiß meiner innigsten Theilnahme, die frei von aller Neugier."

„O liebe gute Anna," entgegnete tief aufseufzend Lucy, „mein Vertrauen zu Dir ist ohne Grenzen, allein Du wirst nichts vermögen als mich zu beklagen!"

Dann, nach einem heftigen Thränenguße, fuhr die Leidende, das reizende Antlitz am Busen ihrer Freundin bergend, mit zitternder Stimme fort:

„So erfahre denn, daß meine Liebe zu Lord Millfont die Quelle meiner Leiden."

„Zu Millfont, Lucy?"

„Ja, theure Anna! Ich weiß, daß ihn Deine wie meine Familie haßt; ich weiß, daß mich diese Liebe für den von unsern Häusern Gehaßten in Deinen Augen als strafbar erscheinen lassen muß, gleichwie ich es niemals wagen darf, sie meinem Vater zu gestehen, wie edelmüthig er auch ist; ich weiß dieß Alles, sieh, und dennoch liebe ich den Herrlichen so heiß und wahr, daß ich mich fast meiner Klagen und Thränen schäme, da selbst in meinem Schmerze um ihn noch ein Himmel liegt. O, wenn Du ihn kennen würdest! Er ist der großherzigste, gefühlvollste und schönste Cavalier des Königreichs."

Nach dieser leidenschaftlichen Einleitung erzählte Lucy, wie sie den Grafen am königlichen Hofe kennen gelernt, und wie er sich ihr genähert; wie dann ihr geheimes Verhältniß sich erzeugt und genährt, so

wie endlich ihre jetzige schmerzliche Trennung von dem Heißgeliebten.

So heiter, loyal und unbefangen auch Anna war, fühlte sie sich dennoch durch das Leiden ihrer Freundin bis zu Thränen gerührt; bald aber machte sich ihr frisches Naturell wieder geltend und sie versuchte es, Lucy in rein weiblicher Weise zu ermuntern.

Einige Tage schwanden in ähnlicher Stimmung beiden Mädchen dahin.

Lucy's schmerzliche Ungeduld wuchs jedoch von Stunde zu Stunde. Sie dachte daran, trotz aller Schwierigkeiten sich mit dem Grafen in Correspondenz zu setzen, ja ihn wo möglich selbst zu sehen und zu sprechen.

Eine Möglichkeit zeigte sich dem Scharfblicke der Liebe. Fast jeden Abend erging sich Lucy mit Anna und ihrer Mutter in einer langen Allee vor dem Schlosse, an welcher vorbei eine Straße gegen das Meer hinführte. Hier sahen sie eines Tages mehre berittene Edelleute vorüberziehen, denen Diener und Knechte zu Fuße folgten, beladen mit allem zum Fischfange nöthigen Zeuge. Lady Sinclair erfuhr durch ihre Leute, daß Graf Millfont oftmals diesen Weg zum Gestade einschlage, um sich dort mit seinen Freunden dem Vergnügen des Fischfanges hinzugeben.

Lucy's Herz erbebte vor Wonne bei dieser Mittheilung und sie erröthete tief bei Anna's raschem, liebevoll forschendem Blicke.

Kaum wieder auf ihrem Gemache, schickte sie sich zitternd an, dem Grafen zu schreiben:

„Seit es mir versagt — so lautete der Inhalt dieses ihres Briefes — Euch zu sehen, versiegten noch

meine Thränen nicht. Gram hätte vielleicht schon mein Herz gebrochen, erhielte es nicht meine unsterbliche Liebe zu Euch. Dieser göttlichen Kraft danke ich auch den Muth zu diesem heutigen gewagten Schritte. Mylord, wenn Ihr mich noch liebt wie im Augenblicke unsrer qualvollen Trennung, und wenn Ihr meine leidende Seele stärken wollt zur Ausdauer in dem furchtbaren Kampfe gegen die Verhältnisse, so kommet morgen gegen sechs Uhr des Abends an der Allee dieses Schlosses vorüber, wo Ihr gestern einige Damen gesehen haben müßt. Erblicke ich Euch daselbst, gekleidet in meine Farben, so wird mir dies ein Beweis sein, daß Euch dieser Brief zugekommen und Eurem Herzen noch theuer ist

Lucy."

Sie vergaß nicht, dem Grafen hierbei eine Stelle nahe der Allee zu bezeichnen, wo er ein zweites Schreiben finden sollte, falls dieses erste in seine Hände gelangt wäre.

Am folgenden Morgen trug sie selbst diesen versiegelten und mit Millfont's Adresse versehenen Brief an den Eingang der Allee, wo sie ihn auf einen der Weichsteine am Ausbuge derselben nach der Straße im vollen Vertrauen auf den Gott der Liebe niederlegte.

Lucy's Wagniß hatte den ersehnten Erfolg. Einer von des Grafen Vasallen fand den Brief und händigte ihn getreulich seinem jungen Gebieter ein.

Millfont hatte sich nur mit Schmerz in die traurige Nothwendigkeit der augenblicklichen Trennung von Murcy's bezaubernden Tochter gefügt; aber es waren bereits mehre Monden darüber hingeflossen und er hatte mittlerweile Gelegenheit genug,

das Hoffnungslose dieses an sich so reinen und schönen Verhältnisses reiflich durchzudenken.

Von Lucy's Aufenthalte in Sinclär's Schlosse wußte er nichts, er glaubte sie im Gegentheile lange schon am Hofe von England und dieß nicht ohne den peinlichen Nebengedanken, daß sie durch den Ehrgeiz ihres Vaters daselbst zu einer Verbindung nach seinen Ansichten und Bestrebungen bestimmt werden dürfte.

In solcher Fassung erhielt er ihren Brief. Sein Inhalt überraschte, rührte, entzückte ihn; alle mit ihr schon genossene Wonne durchströmte von neuem sein Herz; Sehnsucht, Hoffnung, Begeisterung erfüllten ihm den Busen, und er wußte sich, nunmehr ihrer Liebe und Treue gewiß, stark genug, den Kampf mit allen Verhältnissen anzunehmen und männlich zu bestehen.

Alsogleich befahl er Anordnung zum Zuge an das Gestade zu treffen, kleidete sich, nach der Sitte jener Zeit, in die Farben seiner Dame, und trug Sorge, daß er mit seinem Gefolge genau zu der ihm anberaumten Stunde am Schlosse vorüberkommen mußte.

Lady Sinclair hatte sich ihrer Gewohnheit nach mit Anna und Lucy in die Allee begeben und war mit beiden eben bis zur Straße vorgeschritten, als der junge Graf auf einem edlen Rosse, in aller Herrlichkeit und Schöne seines Ranges und Wesens, gefolgt von mehren Edelleuten und Dienern, in wahrhaft ritterlicher Haltung vorüber ritt und die Damen in eben so anmuthiger als ehrerbietiger Weise begrüßte, ohne dabei Lucy's seelenvollen Blick zu verlieren und ihn so rasch als glühend zu erwiedern.

II.

Millfont war wie ein schönes Traumgebilde entschwunden, und doch träumte Lucy noch in aller Seligkeit erster Liebe weiter.

Auf dem Rückwege nach dem Schlosse, allmählig aus ihrer süßen Betäubung zum Selbstbewußtsein sich aufrichtend, wollte sie, während Mylady schweigsam wie immer vor ihnen dahinschritt, sich gegen ihre Freundin, die sie bereits in das Geheimniß des Briefes und der Erscheinung Millfont's eingeweiht hatte, mit ganzer Hingebung aussprechen; aber Anna ergriff im selben Augenblicke ihre Hand, preßte sie krampfhaft und stammelte fast unhörbar: „Laß uns schweigen!"

Lucy erschrack instinctmäßig, und zog gleichfalls verstummend ihre Hand zurück. Arglosen Sinnes jedoch, wie sie war, schrieb sie dieses seltsame Gehaben freundschaftlicher Besorgniß, besonders der Furcht zu, ihre Mutter könne den wahren Sachverhalt dieser Begegnung errathen haben.

Wieder im Schlosse, fand Lucy, ungeachtet aller angewandten Sorge, ihre Freundin ungestört zu sprechen, erst gegen Abend hierzu ganz sichere und schickliche Gelegenheit.

Es war dies im Parke, wo sie sich mit Anna, ferne der übrigen Gesellschaft, jeden Tag zu ergehen pflegte.

Mehre Minuten lange schritten die schönen Freundinnen schweigend neben einander hin.

Endlich begann Lucy leise bebenden Tones:

„Anna, hast Du ihn gesehen?"

„Ja, meine Liebe — entgegnete diese mit gesenkten Augen, — ja, ich sah ihn."

— „Nun? Und Du hast mir nichts zu sagen?"

— „Ich? Oh, Mylord Millfont rechtfertigt Deine vielen Thränen."

— „Nicht wahr, Theure, man hat ihn nur zu sehen, den Herrlichen, den Unvergleichlichen, um unsterbliche Liebe für ihn erklärlich zu finden; nicht so?"

— „Gewiß; aber die Unmöglichkeit Euerer Vereinigung —"

— „Unmöglichkeit? Meine theuere Anna, was ist, was war, was wird jemals wahrer Liebe unmöglich sein? Und sage selbst, Anna, darf und soll ein schuldloses Herz nicht hoffen? Können die Verhältnisse des Staates, Lord Millfont's wie unserer beiden Häuser sich nicht ändern, gänzlich umgestalten? Die Geschichte der Vergangenheit läßt Aehnliches von der Zukunft erwarten.

— „Meinem Auge erscheinen die Dinge anders, Lucy, obwol ich sonst Alles von der möglichst günstigen Seite zu betrachten gewohnt bin. Mehr hierüber zu sagen, gestattet mir weder Herz noch Vernunft."

Damit trennten sich diese Mädchen, deren Freundschaft, kaum erblüht, auch schon zu welken begann unter dem versengenden Strahle der Leidenschaft.

Anna, die Heitere, Unbefangene, hatte den schönen Lord erblickt und mit diesem einzigen raschen Blicke das süße Gift der Liebe eingesogen, und diese Liebe war Verrath an der Freundschaft, war Verbrechen am Heiligthume der Kindespflicht, war in Berücksichtigung des so innigen Verhältnisses zwischen Lucy und Millfont Wahnsinn.

So kindlich sie auch bis dahin geblieben, dies

Alles erwog sie mit Geist in ihrem plötzlich erglühten Busen, und sie fühlte sich namenlos unglücklich in der Ohnmacht, diese Leidenschaft zu bekämpfen, die mit jeder Minute, mit jedem Gedanken an Stärke gewann und jede Hoffnung auf Sieg unmöglich erscheinen ließ.

Das grausame Gefühl der Eifersucht trug nicht wenig bei, ihren frischen Schmerz zur unerträglichen Qual zu steigern; sie wußte Lucy von ihm geliebt und sah sie ruhig, glücklich ....

Sie zog sich von ihr zurück.

Lucy, obgleich in der großen Welt erzogen und selbst mit den Intriguen des Hoflebens nicht unbekannt, war so weit entfernt, den wahren Grund von dieser Zurückziehung Anna's zu errathen, daß sie vielmehr darin nur schmerzliche Theilnahme wahrer, zärtlich besorgter Freundschaft sah und hiernach es für ihre Pflicht erachtete, der, wie sie wähnte, nur um ihrer willen Leidenden einen Beweis von gläubigem Muthe und nicht zu besiegender Hoffnung auf die Zukunft, auf die Erfüllung ihrer Wünsche selbst zu geben.

Sie suchte ihre Freundin auf und zwang die bestürzte durch das liebevollste Benehmen, sie anzuhören.

„Meine theure Anna," sagte sie tief bewegt, „Du leidest für mich, durch mich; aber sei getrost. Millfont's Erscheinen mag Dir sagen, daß er nicht aufgehört hat, mich zu lieben. Dies gibt meiner Seele Frieden und ich hoffe das Beste. Hier, meine edle Freundin, ist mein zweiter Brief aus Deinem Hause an den Grafen. Ich vertraue ihn Dir."

„Mir, Lucy, mir?" ...

„Ja, Du Gute, Dir; Du wirst ihm dies wichtige

Papier einhändigen, Du selbst; einen höheren Beweis meiner Freundschaft vermag ich Dir nicht zu bieten."

Anna nahm im ersten Augenblicke diese Worte nur für den Ausdruck des durch heftige Leidenschaft erzeugten Wahnsinns und machte Einwendungen des Verstandes, der Klugheit, der Furcht; Lucy jedoch bestand so fest auf dem, was ihre edelmüthige Hingebung sie zu thun geheißen, daß sie sich genöthigt sah, auf ihren mächtigen Willen einzugehen.

Noch mehr aber als diese Willensmacht der Liebenden bestimmte sie die geheimnißvolle Sehnsucht ihres eigenen Herzens; denn schon hatte die Vorstellung, den Grafen wieder zu sehen, etwas Entzückendes für sie, das selbst nicht durch den Gedanken an sein Verhältniß zu Lucy verlor.

Mit anscheinendem Zögern daher fragte sie dieselbe um den Inhalt des Briefes und vermochte kaum, ihre innere Genugthuung zu verbergen, als sie vernahm, daß es sich um einen persönlichen Austausch, um eine Zusammenkunft für den nächsten Tag an einer bestimmten Stelle im Parke handle; deßungeachtet aber ging sie nur wie zur Bethätigung ihrer treuen Ergebenheit darauf ein und nahm den Brief mit den Worten an sich:

„Du willst es? Wolan denn, ich werde den Grafen sehen und ihm dieses neue Pfand Deiner Liebe einhändigen."

„So sprechend, entschuldigte sie sich für den Augenblick mit Unwohlsein und Lucy entfernte sich.

Sich nun selbst überlassen, erwog Anna die ganze Gefahr, der sie sich auszusetzen im Begriffe stand; noch fühlte sie den Schutz ihres guten Engels, noch hatte der Dämon der Leidenschaft nicht volle Gewalt

über ihr Herz, obwol ihre Fantasie bereits entflammt und ihr, durch Erfahrung noch nicht gestählter Geist im Kampfe beider Mächte fast aller Freithätigkeit beraubt war.

„Ach, wenn ich es wage, ihn noch einmal zu sehen" — sprach sie, in glühender Aufregung das Gemach durchschreitend, vor sich hin, — werde ich nicht das heilige Vertrauen der Freundschaft verletzen? bin ich stark genug, mich zum Opfer zu bringen? Oh, und der entsetzlichen Vorstellung, wird ihm nicht Lucy, so schön und so gut, immer theurer sein als ich, die Verrätherin an ihr? — Und doch, es reißt mich hin zu ihm, unwiderstehlich! So möge denn das Geschick entscheiden über sie und mich; es mußte vielleicht so kommen — ich füge mich meinem Schicksale." . . .

Schicksal! Dies ist gewöhnlich der letzte Aufschrei des gegen die Leidenschaft Ankämpfenden, und sobald dieser Ruf ertönt, ist bereits das Pflichtgefühl, ist die Religion besiegt.

Die unglückliche Anna befand sich in diesem Falle; zum traurigen Beweise, wie unklug Mütter und Erzieherinnen handeln, wenn sie Mädchen von lebhaftem Geiste und geschäftiger Einbildungskraft, statt sie, mit gehöriger Rücksichtnahme auf die Entwicklung ihrer Fähigkeiten und Eigenschaften, an das Licht der Lebenswahrheit zu führen, durch Prüderie und falsche Scham im gefährlichen Helldunkel träumerischer Selbsterkenntniß, im Halbschlafe sogenannter Unschuld lassen.

III.

Lord Millfont hatte mittlerweile Lucy's zweiten Brief am bezeichneten Orte gefunden.

Der einem Liebenden so hohe Genuß eines solchen Seelenergußes war für den jungen Grafen mehr schmerzlich als erfreulich, denn sein hochstrebender Geist hatte inzwischen, wenn nicht Demüthigung, so doch Hemmung des Fluges erfahren müssen.

Die neuesten Nachrichten aus Edinburg drückten schwer auf ihn.

Es war ihm von Seite der wenigen, am Hofe ihm noch treu gebliebenen Freunde die Kunde zugekommen, daß der König mehr denn je gegen ihn eingenommen und, unabläßig gereizt durch feile Höflinge, sogar nicht ferne mehr von dem Entschlusse sei, ihm das furchtbarste Los zu bereiten, dem er, wie sie ihm auf's dringendste riethen, nur durch die schleunigste Flucht in ein fremdes Land zu entrinnen hoffen durfte.

Der Gedanke, sein Vaterland verlassen zu müssen, machte nur geringen Eindruck auf Millfont's festen Mannessinn; aber es war ihm schmerzlich, von Lucy sich zu trennen, und dieses Leid beschwichtigte nur die Hoffnung, daß die Theure, in treuer Hingebung sich vielleicht bestimmen lassen dürfte, sein Geschick zu theilen und ihm in die Welt zu folgen.

In dieser Hoffnung eilte er nach Sinclair's Park.

Ueber eine Stunde schon hatte Anna, zitternd und noch immer schwankend zwischen Freundschaft und Liebe, die zur Straße führende Allee durchschritten.

Endlich erblickt sie den Grafen in der Ferne, der diesmal ohne alle Begleitung herangeritten kam, und sie birgt sich, an allen Gliedern bebend, hinter jenem Gehäge, das Lucy in ihrem Briefe zum Stelldichein bezeichnet hatte.

Millfont nähert sich, springt vom Pferde, bindet dieses an einen Baum, und schreitet hastig der Einfriedung zu.

Da erblickt er Anna, aber sie ist in einen langen, dichten Schleier gehüllt, und er hält sie für seine angebetete Lucy.

Er will, ihren Namen mit Entzücken ausrufend, ihre Hand erfassen, allein — nur ein Päckchen fällt zu seinen Füßen hin, und die holde Gestalt — ist entschwunden, Anna geflohen; ach, die Arme hat den Namen Lucy aus seinem Munde vernommen, und sie schwankt, aller Besinnung beraubt, in den Garten zurück und sinkt schon nach wenigen Schritten ohnmächtig zur Erde.

Millfont, überrascht, erschreckt, öffnet das versiegelte Paquet. Es enthält einen Brief mit seiner Adresse, aber von einer ihm unbekannten Hand, und ein kleines Etui von Gold-Emaille.

Einer unwillkürlichen Bewegung folgend, öffnet er Letzteres und — erblickt darin das Pörtrait des schönsten weiblichen Wesens, das er bis dahin noch gesehen; es war das von Anna Sinclair.

Im nächsten Augenblicke hat er den Brief eröffnet und er liest, mit einer Art wonniger Bestürzung, Folgendes:

„Mylord, nur der Himmel weiß nun, was ich gelitten, ehe ich mich zu diesem Schreiben an Euch entschloß. Ich vertraue diesen Brief der

Ehrenhaftigkeit eines Cavaliers, welcher der größte Feind meiner Familie ist. Sein armer Inhalt sagt Euch, daß Anna von Sinclair ein neues Opfer ist, so das Geschick Euch weihte. Fühlet mit mir, urtheilet über mich, handelt als Mann von Ehre, als den Euch selbst Eure erbittertsten Gegner achten. Lucy wollte, daß ich Euch sehe; ich sah und — liebte Euch. Mein Geschick liegt in Eurem Herzen. Prüfet Euch, erkennet Euch und mich! Ich weiß nun die Gefahr, die über Eurem edlen, lieben Haupte schwebt; aber den Tod auf dem Schaffote mit Euch ziehe ich vor einem Leben ohne Euch." —

Welcher junge Mann würde sich durch den Ausdruck solcher Leidenschaft, durch den Beweis so unbedingter Hingebung nicht geschmeichelt gefühlt haben?

Millfont's Gefühl bei Lesung dieses Briefes war Mitleid für Anna, und dieses blieb sich gleich, selbst nachdem er ihn ein zweites Mal durchlesen und das reizende Bildniß wiederholt betrachtet hatte, obschon er sich insgeheim gestehen mußte, daß letzteres einen großen Eindruck in seiner Fantasie hervorgebracht.

Er eilte im Fluge, wie um dieser zauberischen Verlockung zu entfliehen, nach seinem Schlosse zurück. Edelsinnig, wie er war, konnte er nicht umhin, die von Sinclair's Tochter an Lucy begangene Treulosigkeit strafbar zu finden; aber dieses ihm strafbar erscheinende Mädchen war zugleich ein Wunder von Schönheit und diese himmlische Blume duftete für ihn.

Bald, nur zu bald fühlte er — so ist das Menschenherz beschaffen! — jene erste Regung von Mitleid sich zu inniger Theilnahme steigern, und wenige

Stunden später empfand er, wenn gleich nicht ohne geheimen Schauer, daß diese Theilnahme zur Sehnsucht geworden und Lucy's Bild in seiner Seele verdunkelt war.

Nun begann auf seinen bereits unsicher gemachten Geist die Sofistik der Leidenschaft, die Sprache der Ichsucht zu wirken, und er sagte sich in dieser Selbsttäuschung:

Ich liebe Lucy aufrichtig und meine Treue wird nicht wanken; aber sehen, sprechen muß ich Anna, dies erheischt die Rücksicht auf ihr Geschlecht, ihre Hingebung, ihren Schmerz; ich werde ihr ein Freund werden und durch die Kraft meiner Selbstverleugnung wird sie sich aufrichten. Ich muß, will ich nicht zum Spotte meiner Feinde werden, Schottland verlassen; aber ich kann es nicht ohne Lucy und Anna gesprochen zu haben. Lucy wird mir folgen und ihr Besitz wird mich entschädigen für den Verlust meines Vaterlandes.

Während der junge Graf sich diesen und ähnlichen Gedanken und Vorstellungen, die sich gegenseitig mehr bekämpften als unterstützten, in seiner täuschungsvollen Selbstschau hingab, war die beklagenswerthe Anna aus ihrer Betäubung erwacht und mit großer Anstrengung in das väterliche Haus zurückgekehrt.

„Er liebt Dich" — dieß war Alles, was sie Lucy zu sagen vermochte, — „er rief mit Entzücken Deinen Namen aus, und ich entfloh, von Furcht vor Entdeckung beinahe getödtet.

Damit zog sie sich auf ihr Gemach zurück.

Am folgenden Morgen begab sie sich, nachkommend dem Wunsche ihrer Freundin, zur bestimmten Stunde in die Allee.

Zitternd, zagend schreitet sie dahin, dem Haage zu, wo sie noch gestern die Entscheidung über ihr ganzes Sein in die Hände eines ihr bis dahin fast ganz unbekannten Mannes gelegt hatte.

Und dieser Mann ist bereits an derselben Stelle, Millsont harrt schon der Kommenden; allein, ob ihrer oder Lucy's? Diese Frage lastet auf Anna's Geiste, und kaum vermag sie sich noch aufrecht zu erhalten.

So schwankt sie, den Blick gesenkt, maschinenmäßig, der niedrigen Einfriedung zu.

Plötzlich fühlt sie ihre noch immer zitternden Hände sanft erfaßt. Der Graf hat sich über den Haag geschwungen und — steht dicht vor ihr.

„Mylord, Ihr habt Lucy erwartet!" stammelt sie, indem sie ihren Schleier lüftet und das bethränte Auge zu ihm aufschlägt.

Nie sah ein Mann von schöneren Augen sich angeblickt, und aus ihrem reinen Aetherblau strahlte die Sonne der Liebe.

Und welch' ein Antlitz! Diese zarten Linien, gezogen durch rosig angehauchten Lilienschnee, überschattet von langen, sammetweichen, glänzend schwarzen Locken, welche Anmuth und Reizbarkeit zugleich gaben sie dem erstaunt Betrachtenden kund! Ihr Bildniß, von Meisterhand gemalt, erschien ihm jetzt, dem süßen Originale gegenüber, nur als eine flüchtige Skizze; in Wahrheit, solche Züge, solche Augen und dieser Blick der ersten Leidenschaft machen getreue Darstellung unmöglich.

So lähmend jungfräuliche Schüchternheit und Angst vor dem Ergebnisse dieses Zusammentreffens mit dem Grafen auf Anna in diesem entscheidenden

Momente wirkten, so groß war seine Bestürzung; nahe daran, vor ihr wie anbetend in die Kniee zu sinken, vermochte er, Alles um sich her vergessend, nichts, als ihre Hände an sein Herz, an seine Lippen zu pressen, von denen ihr Name kaum vernehmbar floß, dem Lenzhauche gleich, der die erste Blume in's holde Dasein zieht.

Eine Minute schwand so dahin.

Diese zwei Menschen, vor wenigen Stunden sich noch fremd, ja ihren Verhältnissen zufolge sogar feindlich, stehen jetzt, selig betäubt durch den Zauber der Liebe, Hand in Hand, Herz an Herz, in stummer Verzückung sich betrachtend, bewundernd und gleichsam fragend, wie sie bis zu diesem Augenblicke eins ohne das andere haben sein und wie sie jemals wieder sich verlassen können; Freundschaft und Treue erscheinen ihnen als Leichenhügel, aus denen die Hundertblätterrose der Liebe emporduftet und ihre Sinne wonnig berauscht; trunken von ihrem Athem, der das Geständniß der Vereinigung von Seele zu Seele in Seufzern haucht, haben sie der ganzen Welt vergessen, oder haben vielmehr eine neue paradiesische Schöpfung entdeckt, deren erste und ausschließende Bewohner sie sind. Diese Minute ist ihr Geschick. —

IV.

Eine Stunde später fand sich Anna wieder im Schlosse ein. Aus Sünde kommt Sünde; die schöne siebenzehnjährige Sünderin brachte für ihre verrathene Freundin eine Lüge mit: sie hatte den Grafen nicht gesehen, und vertröstete die schmerzlich Ueberraschte auf den folgenden Morgen.

Dann wurde sie zu ihren Eltern gerufen. Lady Sinclair war mit einer Brillantenrosette beschäftigt, und der Lord mit Schreiben.

Beide umarmten das noch vom Zauber glücklicher Liebe strahlende Mädchen mit Zärtlichkeit.

„Anna," sprach Mylady, ihr die Rosette zeigend, „dieser Schmuck, mit dem ich mich beschäftige, ist Dir bestimmt."

„Ja, Dir, meine gute, liebe Tochter," fiel Lord Sinclair mit Wärme ein, indem er sich erhob. — „Ich habe Dir eine wichtige Mittheilung zu machen, wie ich hoffe, zu Deiner Freude, wie sie gewiß für mich und Deine Mutter nur Beruhigendes enthält. — Natur und Sitte führen zu dem Momente, der Kinder unabhängig von Denen macht, die ihnen das Leben gaben. Du, meine Tochter, berührst diesen Zeitpunkt. Es hat ein edler Mann, mir ein treuer und mächtiger Freund, um Deine Hand geworben, und ich, der Freiheit Deines Herzens, wie Deines kindlich liebevollen Gehorsams gewiß, habe sie ihm zugesagt."

Anna, schon durch den ungewöhnlich feierlichen Eingang erschreckt, bebte bei den letzten Worten in sich zusammen, hatte jedoch — so rasch gedeiht das Böse — im Bewußtsein ihrer Schuld eine Stütze, die sie aufrecht erhielt; ihre sekundenlange Erschütterung wurde übrigens von Vater und Mutter als eine ganz natürliche gedeutet, die ihr mehr zum Lobe als Tadel gereichte.

Darum fuhr auch Ersterer nach einigem Schweigen ganz beruhigt fort, indem er sagte:

„Der edle, treffliche Mann, der Dich liebt und Dir, wie uns ein unwandelbarer Freund, ein treuer

Führer durch das Leben sein wird, ist — General Murcy."

„Lucy's Vater?" —

Dieser Ausruf entrang sich unwillkürlich der geängsteten Brust des Mädchens; es lag etwas zu Grauenhaftes in der Vorstellung, dem Vater der von ihr verrathenen Freundin angehören zu sollen, als daß Anna's reizbares Gemüth in seiner Ursprünglichkeit nicht davor erzittert hätte.

Aber auch diese heftige Erschütterung schien Lord Sinclair, ein offener, geradsinniger und bei aller Liebe für die Seinen doch sehr willensfester und ernster Mann, kaum zu bemerken oder sich auf das Einfachste zu deuten, denn er sprach ruhig weiter.

„Ja, meine Tochter, Lucy's Vater," sagte er; „mein, unser Aller Wohlthäter. Welchen schöneren Beweis meiner Dankbarkeit könnte ich ihm geben? Zudem ist es kein Opfer; Du wirst mit ihm glücklich werden. Schon morgen brechen wir Alle nach London auf, wo ihn wichtige Angelegenheiten unmittelbar an den Thron halten.

„Mein theures Kind," nahm jetzt Mylady bewegten Tones das Wort, indem sie Anna sanft umarmte, die in ihrer Betäubung Alles anscheinend zufrieden geschehen ließ, „meine gute Tochter, Dein Schweigen spricht in geziemender Weise von Deiner liebevollen, ehrerbietigen Gesinnung; ich segne im Voraus dieses Bündniß, und sehne mich nach dem schönen Augenblicke Deiner Vereinigung mit dem edlen Murcy. Begib Dich jetzt auf Dein Gemach und suche durch religiöse Betrachtung in Deinem Geiste und Herzen das durch eine so überraschende Mittheilung nothwendig etwas gestörte Gleichge-

wicht der Seele wieder herzustellen; so daß Du mit gottergebenem und demnach frohen Herzen und geordneten Geiste in unsere Arme zurückkehren mögest."

Anna, keiner Erwiederung fähig, umarmte Mutter und Vater, und verließ das Zimmer, ohne auch nur durch einen Hauch die fürchterliche Empörung im Tiefsten ihrer Seele zu verrathen.

Allein in ihrem Gemache, schloß sie dieses mit fieberhafter Hastigkeit ab, und — überließ sich durch einige Minuten ohne allen Widerstand dem ungeheuren Schmerze, der in ihrem kaum dem Glücke der Liebe erschlossenen Busen wüthete.

„Ach, das also ist Elternliebe —" brach sie endlich tief aufseufzend los — „und das ist, was man kindliche Pflicht zu nennen pflegt; Egoismus und Selbstvernichtung, Tyrannei und Sklaverei, Uebermacht und Ohnmacht, Alles und Nichts!" —

„Wie? —" fuhr sie im Ueberreize ihres Schmerzes mit sich selbst zu sprechen fort, indem sie, einer Wahnsinnigen nicht unähnlich, die Stube unsicheren Schrittes und starren Blickes durchkreuzte — „wie, weil sie mir das Leben gaben, hätten sie das Recht, mir es auch zu nehmen? Die Freiheit meines Herzens ist mein Leben. Weil sie mich erzogen, wie es ihren Verhältnissen und Ansichten zukam und entsprach, sollte ich ihnen meine Ueberzeugung, meine Hoffnung, meine Zukunft zum Opfer bringen? Bin ich ein Thier, ohne Willensfreiheit? Bin ich eine Pflanze, die nur muß? Ein Stück Erde, das man nach Willkür bebaut? — O, dies Alles nicht, ich bin ein freies Wesen und werde es bleiben, so lange ich athme! Ihr habt mich unwürdig behandelt, mein Vater, meine Mutter, und habet Euch nur selbst an-

zuklagen ob dem, was zu thun eine höhere Gewalt als die Eure gebietet, die der allmächtigen Natur...."

In so furchtbar energischer Weise brach sich das zu naiv, zu ursprünglich erhaltene Wesen dieses bis dahin ganz harmlosen und immer kindlich gesinnten Mädchens Bahn; die Leidenschaft hatte in einem Augenblicke bewirkt, wozu es ohne diese Macht vielleicht vieler Jahre bedurft hätte; der Genuß von der Frucht der Erkenntniß trieb sie aus dem Paradiese der Unschuld, der unbedingt gläubigen Hingebung, und nun lag das Eden hinter ihr und die weite Welt des zum Bewußtsein, zum Gefühle gewordenen Empfindens vor ihrem, durch einen schmerzlichen Ausdruck noch an den verlornen Erdenhimmel erinnernden, wiewol bereits in unbestimmtem Verlangen erglühenden Blicke....

Lord Millfont hatte mit ihr das Wiedersehen verabredet; es war dies für eine Stunde vor Einbruch der Nacht bestimmt, im Parke, nahe der Straße.

Es waren ihm inzwischen wiederholte und immer dringendere Warnungen von Seite seiner Freunde in Edinburg zugekommen, und er hatte bereits den festen Entschluß gefaßt, Schottland zu verlassen und nach Frankreich zu eilen. Er wollte diese Reise noch in derselben Nacht antreten und von Anna persönlich, wie von Lucy schriftlich Abschied nehmen. — Männlich, wie er dachte und fühlte, hatte er bei sich festgestellt, Letzterer Alles zu entdecken, ihr seine so plötzliche Leidenschaft für Miß Sinclair offen zu bekennen, und die ganze Schuld dieser Wandlung und seines Gebahrens auf sich zu nehmen; mit Anna dagegen wollte er in geheimer Correspondenz bleiben bis zu dem Augenblicke, da eine Umstaltung

der öffentlichen Angelegenheiten seine Rückkehr möglich und ihre Verbindung wahrscheinlich machen würde.

Dies erwogen und beschlossen, ordnete er Alles zur schleunigsten Flucht nach Frankreich, von deren Nothwendigkeit er schon diesen Morgen das klagende Mädchen überzeugt hatte.

Lucy hegte nicht den leisesten Argwohn; sie wußte um die Gefahr, welche den ihr so theuren Mann bedrohte, und erklärte sich sein angebliches Fernbleiben durch die auf seine, wie auf ihre eigenen Verhältnisse nothwendig gewordene Rücksichtnahme.

Bezüglich ihrer Freundin, hielt sie sich den ganzen Tag von ihr zurück, denn sie war diesen Morgen durch Lady Sinclair in das nunmehr schon enthüllte Familiengeheimniß der beabsichtigten Verbindung mit ihrem Vater eingeweiht worden, vor welcher sie selbst eine gewisse Scheu empfand, und erachtete es für das Beste, Anna, sie mochte hierüber denken wie sie wollte, sich selbst zu überlassen.

Dasselbe dachten Lord und Lady Sinclair, und so schwand dieser verhängnißvolle Tag für Alle gleich träge, schwer und spannend dahin; auch in physischer Beziehung: denn es hatten sich nach dem schönen, heiteren Morgen aus Südwest allmälig schwere Wolken erhoben, die, nach lange vergeblichem Kampfe mit der Strahlenmacht der Julius-Sonne, diese endlich besiegten und gegen die Stunde ihres Scheidens hin bereits den ganzen Himmel umzogen hielten, mit einem furchtbaren Sturme drohend.

Um diese Zeit rollte — mit dem ersten dumpfen Donner — ein Reisewagen, von vier edlen, kräftigen Pferden gezogen, dem sechs wohlbewaffnete Reiter folgten, in gewaltiger Hast die Straße heran, und

hielt einige Schritte vor der hier ausmündenden Schloßallee.

Einer der Reiter sprang ab, öffnete den Wagenschlag, und — Graf Millfont stieg aus.

Nach kurzem, leise gegebenem Verhaltungsbefehle verließ er seine Begleiter und eilte in den Park.

In den Wipfeln der alten, mächtigen Bäume rauschte es bereits sturmkündend, und einzelne heftige Windstöße beugten selbst riesige Stämme; auch fielen schon aus dem schwarzen dichten Gewölke, das, vom oberen Winde gedrückt und durch seine eigene Wucht niedergehalten, beinahe ihre Kronen streifte, schwere Tropfen.

Millfont hatte hochpochenden Herzens die morgens verabredete Stelle erreicht, und sein Blick, so rasch als unruhig, durchdrang nach allen Seiten das unheimliche Düster.

Alles erschien verlassen, einsam, traurig. „O, sie kann bei Herandringen dieses Ungewitters nicht kommen!" rief er seufzend aus, „wie vermöchte sie auch das schützende Obdach zu verlassen? Sie wird, sie muß bei ihren Eltern, bei ihrer Freundin Lucy bleiben. Lucy! O, mein Gott, wie durchzuckt mir die Brust dieser Name, noch vor wenigen Stunden mir der süßeste von allen Namen der Sterblichen, der Inbegriff alles Schönen, Wahren und Guten, jetzt so schmerzlich! Und doch" — sprach es in ihm geheimnißvoll weiter — „könnte ich diesen einen Tag, diese eine merkwürdige Erfahrung aus meinem Leben und Denken vertilgen, würde ich es? Ich vermöchte es nicht!" —

In diesem Augenblicke zerriß ein flammender Blitz das dumpf über dieser kleinen Lichtung lastende,

furchtbar zusammengeballte, schwarze Gewölk, und ein betäubender Donnerschlag, in schmetternden Akkorden dahinrollend über den weiten Park, machte Luft und Erde stöhnen und erdröhnen, während dieser ungeheuren Erschütterung unmittelbar eine wilde Regenfluth folgte, die, vom heulenden Sturmwinde gestoßen, einem Bergstrome gleich, auf das wüst durcheinander wirbelnde Gehölze niederstürzte.

Der junge Graf, so sehr Mann er auch immer war, konnte sich — vielleicht in plötzlicher Ahnung aller ihm noch bevorstehenden Gefahren — eines augenblicklichen Schreckens nicht erwehren, und er hüllte sich tiefer in seinen Reisemantel und wollte, überzeugt, daß er hier vergebens harre, eben diese offene Parkstelle verlassen, um in seinen Wagen zurückzueilen, als der Angstruf einer weiblichen Stimme an sein Ohr schlug.

Es war, er konnte sich nicht täuschen, Anna's Stimme, und sein Name war es, den sie ausrief.

„Anna! Anna!" schreit er auf, und — Anna, halb todt vor Schmerz und Schreck — liegt in seinen Armen, an seiner Brust.

„Rette, rette mich —" stammelt die Geängstete, ihn krampfhaft umklammernd, — „man will mich tödten, denn man will mich trennen von Dir!"

„Aber — ich selbst muß fliehen; vor dem Parke hält mein Wagen, der mich zum Meere bringen soll, theure Anna; ich fliehe nach Frankreich." —

„Nicht ohne mich, Millfont; o verlaß mich nicht!" —

Wenige Minuten nach dieser Begegnung und gewaltsamen Vereinigung, deren Strafbares das Geschick selbst mit donnernder Stimme zu verdammen

schien, flogen die Pferde durch Sturmesbrausen und Wolkenfluth dahin mit dem Wagen, der Hochverrath, Freundschaftbruch und Kindesundank in sich schloß, in der Sprache der Leidenschaft, Freiheitgefühl, Herzensursprünglichkeit und Selbsterhaltung geheißen.

V.

Während dem herrschte in Sinclair's Schloße trostlose Verwirrung.

Gleich bei Ausbruch des Ungewitters hatte Mylady ihre Tochter zu sich rufen lassen, und das Gemach derselben war verschlossen gefunden worden; es hatte die Fliehende, von allen ihren lieben Habseligkeiten nichts mit sich nehmend als ein Medaillon, das Bildniß ihrer Mutter, und sich nur mit Mantel und Hut gegen Wind verwahrend, die einzige Thür ihres Zimmers abgeschlossen und den Schlüssel dann im Freien weggeworfen, um für den möglichen Fall einer Nachforschung Zeit zu gewinnen; dies in der Annahme, daß man sie bei Lucy und dann im ganzen Gebäude suchen würde, bevor man bis zum Aeußersten, nämlich zur Sprengung der Thüre schritte.

Dies war in der That so instinctartig wohlberechnet, daß sie bei der rasenden Eile ihrer Flucht bereits einen Vorsprung von fünf (englischen) Meilen gewonnen hatte, ehe man nach etwa einer Stunde vergeblichen Suchens, im Schloße wie im Parke zu jenem Aeußersten sich anschickte.

Aber auch dies zeigte sich fruchtlos; Anna war und blieb verschwunden und auch nicht die entfernteste Spur wies sich den trostlos Forschenden.

Lord Sinclair, ein Mann, der in dreißig Schlachten dem Tode muthvoll in's Auge gesehen und der außerdem mit den schwierigsten Verhältnissen gerungen, ohne sich jemals durch sie gebeugt zu fühlen, drohte jetzt, bei diesem unerwarteten, ungeahnten Schlage des Schicksals, indem er annehmen mußte, daß Anna durch die ihr heute gemachte Mittheilung zur Verzweiflung getrieben worden, zusammenzubrechen und in Schmerz zu vergehen; während seine Gattin und Lucy, die in ihren Thränen und noch mehr in ihrer religiösen Demuth vor dem unerforschlichen Willen des Höchsten noch so viel Kraft über sich selbst gewannen, dem leidenden Helden Trost zuzusprechen und Hoffnung in das halbgebrochene Herz zu flößen.

Noch hatten sie Anna's Gemach nicht verlassen, als Tom eintrat.

Es war dies schon ein greiser aber noch rüstiger Diener, der seine treue Anhänglichkeit an Lord Sinclair seit vierzig Jahren in allen Lebenslagen desselben durch die liebevollste Hingebung und durch außerordentlichen Muth so glänzend bethätigt hatte, daß er jetzt von seinem Gebieter sowol als von den Uebrigen wie ein Freund behandelt wurde.

Die Hast, wie die verstörte Miene des Eintretenden, verkündete nichts Tröstliches.

Er war, während das Gewitter vertobte, mit einigen jüngern Dienern in den Park geeilt und hatte diesen nach allen Richtungen durchsucht.

Auf ein Zeichen seines trostlosen Herrn erstattete er nun Bericht über den Erfolg seiner Nachforschung.

Der Inhalt desselben war geeignet, die letzte Hoffnung der Eltern zu vernichten; einer der Gar-

tenknechte — so lautete die Schreckensbotschaft — hatte Miß Anna das Schloß im Mantel und Hut verlassen sehen und war ihr aus einiger Entfernung gefolgt; bald aber hatte er sie aus dem Auge verloren und kurz nach ihrem wiederholten Angstgeschrei: „Millfont!“ nur in dem Augenblicke wiedergesehen, da sie von dem Grafen in den an der Allee haltenden, von sechs Reitern eskortirten Wagen gehoben worden war.

Sinclair's Schmerz entflammte sich bei dieser Kunde zur Wuth; der Gedanke, daß seine Tochter, sein einziges Kind, von Millfont, dem verhaßten Gegner, verführt, entführt, entehrt sei, gab ihm Selbstbewußtsein und Thatkraft zurück, während nun ihrerseits Mylady und Lucy in völlige Trostlosigkeit versanken; erstere durch gekränktes Muttergefühl wie durch tief verletzten Stolz, letztere durch einen Schmerz ohne Namen und Maß, bei der fürchterlichen Vorstellung von dem Doppelverrathe des Geliebten und der Freundin.

„Tom, mein alter treuer Gefährte, auf, rüste Dich, mir augenblicks zu folgen!“ rief der Lord, sich mächtig emporrichtend, aus; welche Richtung nahm der Wagen?

Die nach Douglas und Irvin.

„Wolan, Du folgst mir nach Douglas und Irvin, und von dort, muß es sein, über das Meer. Rasch, meine besten Renner, meine erprobtesten Waffen; eile, es ist keine Minute zu versäumen!“

Nach wenigen Augenblicken jagten Herr und Diener durch die Parkallee der Straße zu.

Sie stürmten dahin und hatten bereits mehre Meilen zurückgelegt, ohne ein Wort gewechselt zu

haben, als der Lord, um die schon keuchenden und dampfenden Pferde zu Athem kommen zu lassen, ihren Lauf ermäßigte und diese Jagdpause benützte, seinem gerechten Zorne durch einige Aeußerungen gegen Tom Luft zu machen.

„Begreifst Du denn auch so ganz die mir durch den Verräther Millfont angethane Schmach, mein braver alter Freund?" fragte er mit vor Ingrimm halb erstickter Stimme, und fügte rasch hinzu: „Fühlst Du wol auch die ganze Schwere dieser unerhörten Beleidigung, die des Schändlichen Blut, tausendmal von mir vergossen, kaum einmal zu sühnen vermag? Keine Familie des Königreichs ist ehrenwerther als die meinige, wie kaum eine mehr widrige Geschicke zu bestehen hatte. Mein Großvater, an der Spitze des schottischen Adels, erhob Robert Bruce auf den Thron. Mein Vater erhielt Robert II. die Krone; und ich, ich, Tom — Du warst Zeuge — schlug die Engländer dreimal an einem Tage; dieser Arm befestigte den schon wankenden Thron Schottlands. Und diese Beschimpfung mir, mir! —"

„Ah, mein Gebieter, wir werden ja sehen!" entgegnete Tom mit einem wilden Ausdrucke, der deutlicher als jede Rede von der Wirkung sprach, die seines Herrn schmerzerpreßten Worte auf ihn hervorgebracht; „wir werden sehen."

Nach dieser kurzen Unterbrechung verschärften sie allmählig wieder den Lauf ihrer Pferde und überließen sich von Neuem schweigend ihren düstern Gedanken.

Wie angestrengt aber auch Beide diese Jagd fortsetzten, so war doch der Vorsprung der Flüchtigen zu groß, als daß sie dieselben noch vor dem nächsten

Morgen hätten ereilen können, und es blieb ihnen nur die Hoffnung, daß die Verfolgten sich genöthigt sehen dürften, in Douglas oder wenigstens in Irvin auf kurze Zeit Halt zu machen, welche Frist möglicherweise ausreichen konnte, sie einzuholen.

Und so sollte es auch kommen; sie erreichten Irvin, zwei Stunden nach Ankunft der Flüchtlinge, bei Tagesanbruch.

Diese waren in einem dicht an dem Hafen gelegenen Gasthofe abgestiegen, um von da, nach einiger, besonders für Anna nöthigen Ruhe und dem, was Lord Millfont edelsinnig beschlossen und ihr unterwegs, wie zu theilweiser Ausgleichung ihrer beiderseitigen Schuld, bereits eröffnet hatte, mit dem ersten besten Schiffe in See zu gehen; sein männlicher Entschluß bestand darin, daß er Anna nicht aus Schottland führen wollte, ohne ihr Bündniß durch rechtskräftige und kirchliche Sanction geadelt zu haben.

Demzufolge hatte er seine reizende, durch diese Aussicht nunmehr beinahe vollkommen beruhigte Braut unter dem Schutze seines Gefolges im Gasthofe gelassen und war sogleich nach dem Hafen geeilt, um sich zunächst eines Schiffes zu versichern, wonach er die nöthigen Schritte machen wollte, um seine Verbindung mit Anna in möglichst kurzer Frist zu bewerkstelligen, während sie selbst mittlerweile an ihre Eltern schreiben und nach offener Darlegung ihrer Gefühle um Verzeihung und Segen bitten wollte.

Eine Stunde verfloß ihr in dieser Weise; der Brief lag vollendet aber noch offen vor ihr, da sie ihn Millfont mitzutheilen und dann einem der

Edelleute, die ihnen nach Irvin gefolgt und bereit waren, unmittelbar nach ihrer Einschiffung über Douglas wieder heimzuziehen, an den Lord Sinclair mitzugeben gedachte.

An Lucy schrieb sie nicht; was auch hätte sie der verrathenen Freundin sagen können? Zwar ließ sie im Schreiben an ihre Eltern eine auf diesen Treubruch bezügliche Stelle einfließen, indem sie die Hoffnung aussprach, in dem hohen Edelmuthe der Gekränkten wie in deren eigener Leidenschaft für den Grafen wenn nicht Rechtfertigung so doch Entschuldigung zu finden; mehr aber wagte sie nicht.

Anna erhob sich nach Beendung dieses Briefes, einigermaßen beruhigt, und trat an ein Fenster, von dem aus man den Hafen und die Rhede überblicken konnte. Sie öffnete es, um der köstlichen Frische der Seeluft zu genießen, ihre brennende Stirne darin zu kühlen und in dem großartigen Schauspiele des Sonnenaufgangs momentanes Vergessen ihrer selbst zu finden.

Es war ein herrlicher Morgen und die Scene weithin eine der schönsten, der erhabensten, die man sehen konnte.

Die erfrischte See fluthete im zauberischen Glanze der Sonne, wie flüssiger Smaragd unter einem Goldregen, der sich noch blendend über die den westlichen Horizont begrenzenden Inseln Holy, Arran, und Bute ergoß, während sich nach Süden hin der unermeßliche, wunderbar opalisirende Wasserspiegel grenzenlos ausdehnte.

Das schöne Mädchen gab sich der Anschauung dieses erhabenen, durch seine stille Größe überwältigenden Schauspiels einige Minuten lange mit gan-

zer Seele, aufgelöst in Andacht, Sehnsucht und Wehmuth, hin; plötzlich aber bebte sie heftig zusammen und stieß, den Blick mit einmal starr auf eine Gruppe Menschen am Hafen gerichtet, einen furchtbaren, herzzerreißenden Schrei der Verzweiflung aus; diese Menschengruppe bestand aus einer Schaar königlicher Soldaten, in deren Mitte — Täuschung war hier unmöglich, da sich dieselbe kaum hundert Schritte vom Gasthofe entfernt nach der Stadt zu bewegte, — die unglückliche Braut den Grafen Millfont entwaffnet erblickte.

Fast im selben Momente trat Macowen — so hieß der Edelmann aus des Lords Gefolge, dem sie das Schreiben an ihre Eltern anzuvertrauen gedachte — unangemeldet und mit allen Zeichen von heftiger Aufregung und Besorgniß in ihr Gemach, indem er ausrief:

„Fassung, Mylady, Muth! wir sind verrathen, die Behörde dieser Stadt, wie vielleicht jedes königlichen Hafens, ward durch die Regierung über die wahrscheinliche Flucht meines edlen Freundes, Eures erlauchten Bräutigams, in Kenntniß gesetzt und zu seiner unmittelbaren Verhaftung bevollmächtigt; dieser Befehl jedoch betrifft nur seine Person und es ist uns, seinen Getreuen, nicht einmal gestattet, ihm nach Edinburg zu folgen; Euch aber geleiten wir, wohin Ihr befehlen werdet."

Diese Schreckenskunde war mehr als hinreichend, Anna's ohnehin schon halb erschöpften Kräfte völlig aufzureiben; mit dem kaum vernehmbaren Ausrufe: „Nach Edinburg!" und nach dem Briefe auf dem Tische mit krampfhafter Handbewegung deutend sank die Leidende bewußtlos zu Boden.

VI.

Mittlerweile hatte Lord Sinclair die Gefangennehmung des Grafen Millfont selbst gesehen und den Aufenthalt seiner Tochter, seines noch immer heißgeliebten Kindes leicht erforscht, und die mehr Beklagens- als Verdammenswerthe, das holde Opfer einer fast unerklärbaren, unseligen Leidenschaft, sah sich, nach lange vergeblichen Bemühungen um sie, zum Bewußtsein zurückkehrend, in den Armen ihres weinenden Vaters.

„Verzeihung, o Verzeihung!"

Dies war Alles, was sich dem gefolterten Busen der Unglücklichen entrang.

Er hatte ihr bereits verziehen, denn schon hatte er ihren Brief gelesen und durch Macowen von den Schritten vernommen, die Lord Millfont für die Sanction seiner Liebe, wie für die Ehrenrettung des Namens Sinclair gethan; nunmehr mit seinem Feinde durch dessen edles Benehmen und durch das Mißgeschick desselben, der, wenn nicht dem Tode so doch gewiß einer grausamen Einkerkerung entgegen ging, im unabweislichen Gefühle der Vater- und Nächstenliebe beinahe vollkommen ausgesöhnt, sah er nichts vor sich, als sein leidendes Kind, dessen Schmerz der seinige geworden.

Anna's Kraft war gebrochen und sie ließ, verstummend, durch die Zärtlichkeit ihres Vaters überwältigt und beschämt, wie durch Millfont's schreckliches Loos mit religiöser Reue erfüllt, ohne alle Aeußerung eines Willens mit sich gewähren; wieder Kind geworden, zeigte sie im Ersterben der wahnsinnigen

Leidenschaft, von der nur noch die Angst wahrer liebevollen Theilnahme für den unglücklichen Grafen und die Erkenntniß des an ihren Eltern verübten schweren Unrechtes in ihrer Seele zurückgeblieben, die ganze ursprüngliche Wahrheit und einfache Natürlichkeit, die sie bis zur Stunde jener unheilvollen Verblendung ausgezeichnet und zum Lieblinge der Ihrigen und Aller, die ihr nahten, gemacht hatten.

Wenige Stunden nach Abführung Millfont's aus Irvin brach Lord Sinclair im Wagen und geleitet vom Gefolge desselben, wie von seinem treuen Tom, mit Anna nach Douglas auf, wo man zu übernachten und von wo man am folgenden Morgen nach seiner Besitzung zu eilen gedachte.

Allein es sollte sich ganz anders gestalten.

Anna's leidender Zustand, nothwendige Wirkung geistigen und körperlichen Ueberreizes und der darauf gefolgten Erschlaffung alles Denkens und Fühlens, war bei Anlangung ihres Trauerzuges in Douglas, wo man spät Abends eintraf, ein so bedenklicher geworden, daß sich ihr tiefbekümmerter Vater genöthigt sah, alsogleich einen Arzt zu Hilfe zu rufen.

Nicht umsonst; dieser, von Lord Sinclair selbst unmittelbar über alles Vorgefallene und somit über die wahre Krankheitsursache in's Vertrauen gezogen, erklärte alsbald, daß an eine Weiterreise vor mehren Tagen nicht zu denken, weil bereits ein heftiges Fieber dem Ausbruche nahe sei.

Da galt es zu handeln.

Nach einer kurzen, den Pferden mehr als den Menschen nöthigen Rast nahm Macowen schwermüthigen Abschied von Lord Sinclair, um mit den Uebrigen die Rückkehr nach Millfont's Ge-

biete zu beschleunigen, wo sie die für seine noch immer zahlreichen Anhänger so entmuthigende Kunde von seiner Verhaftung zu verbreiten hatten; diesen schloß sich der alte Tom auf den Wunsch seines Gebieters an, Lady Sinclair von Allem zu benachrichtigen und sie zur eiligsten Fahrt nach Douglas zu bestimmen.

Der Ausspruch des Arztes zeigte sich bald als nur zu wohl begründet; innerhalb weniger Stunden bestätigte sich, was er gesagt; Anna lag in wilder Fieberglut bewußtlos dahin.

Mit Tom zugleich traf in Sinclair's Schloß ein Bote aus London ein, dessen Kunde die aus Douglas an Schrecklichkeit, wenigstens für Lucy, noch überragte. Ihr Vater, der ausgezeichnete General Murcy, war dort von einem Minister des Königs im Zweikampfe getödtet worden, und zwar in Folge eines Streites, den der hohe Eifer des edlen Schotten für das Interesse seines Vaterlandes hervorgerufen hatte.

Welche Wucht des Mißgeschickes für die Seele eines so zarten und liebevollen weiblichen Wesens, wie Lucy!

Und doch erhielt sie sich unter dieser Riesenlast von Leiden, die einen Mann zermalmen konnte, aufrecht und faßte das ganze Schreckbild der Wirklichkeit in's Auge.

Lady Sinclair, gebeugt und hoffnungslos, wagte es nur in schwacher Andeutung, ihr von der Fahrt nach Douglas zu sprechen; sie entschuldigte sich mit ihrem so erklärlichen Schmerze, wie mit der Nothwendigkeit, sich alsogleich an den Hof nach Edinburg zu begeben, um daselbst, wie sie sagte, in ihren Familienangelegenheiten zu handeln, und verließ das

Schloß, wo sie in so kurzer Zeit so Ungeheueres erlebt und die schöne Hoffnung auf Lebensglück mit ihrem Glauben an Menschen, an Liebe und Treue, begraben hatte.

Am Hofe angelangt, dringt die Schmerzgeweihte bis in den Thronsaal, wo eben eine glänzende Versammlung dem jungen Könige huldigt.

„Sire!" ruft sie unter hervorstürzenden Thränen aus, indem sie durch die Reihen der Großen und Höflinge, die ihr staunend Raum gaben, geradehin auf den König zuschreitet und das edle schöne Haupt vor ihm neigt, mit bebender Stimme: „ich komme nicht, von den Verdiensten meines Vaters zu sprechen, der im Kampfe für seinen König und sein Vaterland gefallen; denn er that nichts, als was ihm heilige Pflicht gebot, und in seinem Falle war er glücklich; aber, Sire, ich kam, für einen Mann zu bitten, für einen nicht minder edlen, wenn gleich Eurem Throne entfremdeten jungen Mann, der bei weitem mehr unglücklich als schuldig, vom Blitze Eures Zornes getroffen, in die Nacht des Kerkers sank; ich kam, Eure Gnade anzuflehen für den verführten und verirrten Lord Grafen von Millfont! . . ."

Hatten sich bei dem so plötzlichen und energischen Eintritte Lucy's, der allgefeierten und von so vielen der Barone ersehnten Tochter des ruhmgekrönten Murcy, dieser strahlenden und jetzt in ihrem Schmerze hinreißend schönen Erscheinung unter allen Anwesenden Staunen, Neugierde und Verwunderung kundgegeben; so steigerten sich diese Eindrücke bei Nennung des hier allgemein verhaßten Namens Millfont bis zu einer Art Entsetzen, das sich selbst des Königs bemächtigt zu haben schien, da er, gleich-

wie von einer Schlange gestochen, zurückprallte während durch die ganze Versammlung ein dumpfes Murren, wie fernes Donnern, sich vernehmen ließ.

Einer der Nächsten am Throne, von Unwillen entflammt, wagt es, diesem Worte zu geben; der junge Monarch aber gebietet ihm durch einen Blick Schweigen.

Lucy hat dies bemerkt und, den ihr günstig scheinenden Moment erfassend, beugt sie die Kniee und spricht festen, selbstbewußten, ergreifenden Tones:

„Sire, ein hoffnungslos liebendes Weib fleht zu Euren Füßen um Gnade für einen Mann, den alle um Euren Thron Versammelten hassen und verdammen; diese aber hassen in Millfont nur, was sie größtentheils selbst zu sein und zu thun weder das Glück noch das Unglück hatten. Mein königlicher Herr wird nicht auf das Murren des Neides und der Eitelkeit hören, sondern, schon sagt es mir sein schöner Blick, auf die Stimme seines Herzens wie auf die des Himmels, dem das Alles überragende, herrliche, wahrhaft majestätische Recht der Begnadigung mit dem heiligen Oel entfloß, das sein erhabenes Haupt gesalbt; nur für niedrig Stehende ist der Haß; ein König haßt nicht, er straft nur wie die Natur, wie Gott, und ist, wie der Höchste, in seiner Gerechtigkeit barmherzig. Wenn Millfont unschuldig, so gestattet ihm, sich zu rechtfertigen; ist er schuldig, so reiniget ihn das Wort aus Eurem Munde: „Geh hin und sündige nicht mehr!" und dieses Wort wird den Geläuterten zur festesten Stütze von Schottland's Throne machen." —

Lucy schweigt und das feindliche Gemurmel ringsumher ist verstummet; die edle Kühnheit, das tiefe

Gefühl ihrer Rede überwältigt selbst die Trotzigsten und sie blicken auf die noch immer Knieende mit Staunen und Rührung.

Der junge Monarch aber, mehr als alle Uebrigen von der Wahrheit des Gesagten ergriffen, richtet die Schmerzgebeugte sanft empor und spricht:

„Miß, Ihr könnt Euch so wenig als irgend jemand in meinem Reiche über die Absichten des Grafen Millfont täuschen; er sann Verrath gegen mich, es unterliegt keinem Zweifel. Eben deßhalb aber, weil er ein Verräther, freut mich Euer Ansuchen; denn es bietet mir Gelegenheit, an Euch einen Theil der hohen Verpflichtung abzutragen, die ich den Verdiensten Eures edlen Vaters um meine Krone schulde, so wie der Achtung, die ich für Euch selbst hege und Euch, Ihr möget an meinem Hofe bleiben oder Euch zurückziehen wollen, immer beweisen werde. Ihr möget Euch in den Kerker Millfont's begeben im Geleite eines meiner Räthe und dem Verirrten seine Begnadigung selbst verkünden; er suchte mit mächtiger Hand meinen Thron zu erschüttern, seine Partei strebte mir vielleicht sogar nach dem Leben; ich schenke ihm das Leben und die Freiheit, aber saget ihm, daß er Beides nur Euch zu danken habe; möge er an Euch gutmachen, was er an mir verschuldet." —

Wonnig bestürzt entfernte sich Lucy; das Gefühl ihrer edlen Rache entschädigte sie augenblicks für alle die ungeheueren Schmerzen der Vergangenheit.

In dieser festlichen Stimmung betrat sie, gefolgt von dem königlichen Rathe, den schauerlichen Kerker von Edinburg, und gelangte, nicht ohne vor Entsetzen zu erbeben, in die tiefe dumpfe, grauenerregende Halle, die, nur von einer Ampel matt beleuchtet, einem der

schönsten und mächtigsten Edlen Schottland's zum Aufenthalte diente, welchen Schreckensort er niemals oder nur verlassen sollte, um — das Schaffot zu besteigen.

Graf Millfont saß, mit langen schweren Fesseln belegt, auf einer Steinbank, an eine der gewaltigen Säulen gelehnt, welche diese feuchte, eisigkalte, Halle stützten, das schöne Haupt auf die Brust geneigt und die Arme gekreuzt, in düstere Gedanken der Verzweiflung versenkt, im Innersten gefoltert durch die Erinnerung an seine vernichtete Herrlichkeit, an das entsetzliche Geschick Anna's und Lucy's, wie durch sein nunmehr in aller Furchtbarkeit erwachtes Gewissen.

Das Klirren und Rasseln der Schlösser und Quereisen an der Thüre seines Kerkers, zu welcher empor eine steinerne Treppe von zwölf Stufen führte, rüttelte den Unglücklichen nicht aus der Starrheit auf, in die ihn namenlose Schmerzen niedergedrückt; aber da schlägt ein Schrei an sein Ohr — Fakellicht durchdringt die Halle — er blickt erschüttert zur Thüre empor und — erkennt Lucy.

Ihren Namen stammelnd springt er auf und breitet ihr unter schrecklichem Geklirre seiner Ketten wie mechanisch beide Arme entgegen; im nächsten Augenblicke aber schon bricht er wieder in sich zusammen und preßt seine zitternden Hände vor das Gesicht, erschüttert, vernichtet.

„Ja, ich bin es, Lucy, die Tochter des im Kampfe für seinen König gefallenen Murcy, den großmüthigsten der Könige, der mich hieher gesendet, Euch Freiheit anzukünden."

Während Lucy also sprach, hatte der Kerkermeister in aller Eile die Fesseln des Grafen gelöst.

Bevor dieser jedoch zum vollen Bewußtsein dessen, was um ihn vorging, gelangen konnte, ergänzte der königliche Rath das Fehlende an der Rede der jungen Dame und sagte im ernsten, fast strengen Tone:

„Mylord, Leben und Freiheit sind Euch geschenkt und seine Majestät hat diese edle Dame beauftragt, Euch dies mit dem Bedeuten zu verkünden, daß Ihr Beides nur ihr zu danken habet, der hohen Wärme nämlich, womit sie so eben an den Stufen des Thrones um Gnade für Euch gefleht. Mich selbst bevollmächtigte der König, mein Herr, Euch, Mylord Graf von Millfont, zu eröffnen, daß es Euch von nun an freistehe, am Hofe zu Edinburg oder auf Euren Besitzungen zu verweilen oder auch nach Frankreich zu reisen, mit einem Worte, daß Ihr frei seid." —

Damit schloß der Beamte seinen etwas rauhen Vortrag, verneigte und entfernte sich ernst, wie er gekommen.

Ein gewisses Zartgefühl aber schien diesem strengen Manne doch innezuwohnen, denn auf einen Wink von ihm zog sich auch der Kerkermeister alsbald zurück und blieb während der hierauf folgenden Scene außerhalb der Thüre, die er bescheiden angelehnt hatte.

Millfont war durch die Worte des königlichen Abgeordneten in's Bewußtsein zurückberufen worden.

Aber zu welchem Bewußtsein!

Der von ihm so tief Gekränkten hatte er Leben und Freiheit zu danken, und sie selbst war zu edel gewesen, ihm dieß zu sagen.

Und dieses erhabene weibliche Wesen hat ihn geliebt, aus Liebe zu ihm ihre Ehre gefährdet, ihre ganze Existenz in Frage gestellt, ach, und nach der ungeheuren Kränkung, sich von ihm und ihrer Freundin verrathen zu sehen, und noch gebeugt vom Schmerze um den Verlust des geliebten Vaters sich gewaltsam aufgerichtet, um seine Ketten zu zerbrechen! —

Und dieses herrliche Wesen, dessen Schönheit der Ausdruck einer heiligen Wehmuth verklärt, steht jetzt vor ihm, ohne Vorwurf in Wort oder Blick, ohne einen Seufzer, nur schüchtern das bethränte Auge gesenkt und die zarten weißen Hände, wie um ihr unaussprechliches Herzleid zu bewältigen, über die Brust gekreuzt.

Dies Alles fühlt und sieht er.

Wie niedergedrückt durch die Hand des Ewigwahren, sinkt er vor ihr in die Kniee.

„Lucy!" stammelt er bebend.

„Nicht so, Mylord," entgegnet sie mit sanfter Würde, nicht mehr in diesem Tone. „Erhebet Euch, zu erfüllen als Mann von Ehre, was Euer harret. Frei und wieder Herr Eurer Güter, möget Ihr daran denken, Euch dieser Gnade würdig zu erweisen. Ich — freilich nur ein schwaches Weib — bürgte dem Könige für die Loyalität Eures ferneren Verhaltens. Durchflammen noch Haß und Stolz Euren Busen oder wäre Treue für Jakob I. wirklich gegen Eure Ueberzeugung, nun so ziehet Euch nach Frankreich zurück. Vor Allem aber — eilet ohne den geringsten Zeitverlust nach Douglas, um — der Ehre einer durch Euch gekränkten edlen Familie genugzuthun; Ihr findet dort in

den Armen ihrer trostlosen Eltern krank, vielleicht sterbend — Anna Sinclair; bringet der Unglücklichen meine Verzeihung und empfanget diese als mein letztes Wort — auch für Euch selbst."

Wer beschriebe, was bei diesen Worten in Millfont's Seele vorging! Der Tod, selbst auf dem Schaffote, wäre ihm Wonne gewesen gegen diesen ungeheuren Schmerz, der in seiner Reue, in seiner demüthigenden Selbsterkenntniß lag.

Unfähig, auch nur ein Wort zu seiner Vertheidigung hervorzubringen oder auch nur in das mit gottergebener Milde und wahrhaft christlicher Liebe auf ihm ruhende Auge Lucy's zu blicken, richtet er sich matt empor und verläßt an ihrer — ihrer Hand die Halle, den Kerker.

Vor diesem Gebäude des Schreckens hält ein Wagen und ein königlicher Diener mit einem Reitpferde; das Fahrzeug ist für Lucy, letzteres für den Grafen bestimmt.

Ein Offizier überreicht ihm mit achtungvoller Geberde im Namen des Königs sein Schwert.

Erbleichend und mit einem Blicke zum Himmel flüstert ihm seine Retterin Lebewol zu — und der Wagen rollt mit ihr dahin.

„Bringet, Herr, Seiner Majestät den Ausdruck meiner Dankbarkeit und Huldigung," stammelt Millfont, dem Wagen nachstarrend, schwingt sich auf das Roß und sprengt in entgegengesetzter Richtung dahin.

Anna liegt im Sterben; ihr Lager umgeben, aufgelöst in Schmerz, Lord und Lady Sinclair, eine Kammerfrau, der Arzt und der treue alte Tom.

Lucy, die in ihrem Edelmuthe Alles bedacht und besorgt, hatte, noch ehe sie sich in Millfont's Gefängniß begab, einen Eilboten an Lord Sinclair nach Douglas mit der Nachricht von des Grafen voller Begnadigung gesandt. Das Schreiben, worin sie diesen Akt königlicher Großmuth mittheilte, enthielt zugleich ihre, in wenigen aber rührenden Worten ausgesprochene Verzeihung für Anna, so wie den bestimmten Ausdruck ihres Entschlusses, sich in die Einsamkeit eines ihrer fernsten Güter für alle ihr noch zugezählten Tage zurückzuziehen; endlich auch die Bitte an Lord Sinclair, dem Grafen Millfont, dessen alsbaldiges Eintreffen in Douglas sie als gewiß bezeichnete, nach dem hohen Beispiele des Monarchen die Hand zur Versöhnung und andauernden Freundschaft zu bieten.

Anna liegt im Sterben, aber im vollen Bewußtsein. Lucy's Schreiben wurde ihr mitgetheilt und ihre Seele wendet sich reuevoll und durch diese Reue geklärt dem Ewigen zu.

Ihr Vater hat dem Grafen bereits verziehen und Alle harren seiner Ankunft.

Und Millfont erscheint.

Anna, in den Armen ihrer Eltern halb aufgerichtet, das Antlitz lilienweiß und nur noch von jenem leisen Roth angehaucht, das bisweilen die Züge der Sterbenden wie ein Abglanz aus Jenseit überfließt, den Blick bereits verklärt, reicht dem Geliebten, der bleich, verstört eingetreten und, hingerissen von der Gewalt dieses Moments, am Lager in die Kniee gesunken, die kalte, feuchte Hand, die er mit seinen bebenden Lippen bedeckt, und spricht mit allmälig erlöschender Stimme:

„Sie hat uns verziehen und mein Vater verzeiht Euch, wie der König. Ich sterbe im Frieden. Mein Geist wird Euch Alle, meine Lieben, schützend umschweben. Theurer Millfont, bleibet Gott, Euch selbst und dem Könige treu. Bewahret in Eurem Herzen das Andenken — Anna's. Lebet wohl — Alle; — Vater — Mutter — Alle! Ich scheide. Die Pforte der Ewigkeit — thut sich strahlend auf — seht — o seht, wie herrlich! Gott der Liebe nimm mich auf — in — Dein — unvergängliches Reich!..."

So brach Anna's Blüthendasein im Sturme der ersten Leidenschaft zusammen.

Ihre Leiche ward nach Sinclair's Schloß gebracht und in der Familiengruft beigesetzt; ihrem letztern Wunsche zufolge erhob sich bald in jener Lichtung des Parkes, wo sie das ihr verhängnißvoll gewordene Bündniß mit dem Grafen geschlossen, ein kleines Denkmal aus weißem Marmor, eine Urne auf einem Würfel, in welchen nur ihr Name und die Zahlen von Geburt und Tod eingegraben waren.

Innerhalb eines Jahres folgten ihr Vater und Mutter in die Gruft.

Millfont hatte sich diese Zeit über Beiden mit der Liebe eines Sohnes im aufrichtigsten Mitgefühle ihres Schmerzes angeschlossen; sie starben in seinen Armen.

Lucy sich zu nähern, hielt ihn die, an religiöse Verehrung grenzende hohe Achtung ab, die er für sie hegte; doch erfuhr er, daß sie sich nach Irland zurückgezogen und ihr ländliches Asyl nicht wieder ver-

lassen habe. Die Zeit linderte seinen Gram nur wenig; ein feierlicher Ernst blieb seinem ganzen Wesen. Aller Staatsangelegenheiten müde, verließ er, mit Genehmigung des ihm versöhnten Königs, Schottland und begab sich nach Frankreich, wo er drei Jahre nach Anna's Tode starb.

Gedichte

von

Joseph Wenzig.

Der Dom auf dem Hradčin.

Todt liegt die Stadt noch: dunkle Schatten walten,
Nur schwach durchbrochen von der Sterne Schein;
Des Lichtes regsam wechselnde Gestalten
Durchwogen nicht der Straßen lange Reih'n;
Die Plätze schweigen tief, die laut erschallten,
Das Leben alles ruht erstarrt zu Stein.
O, nach sechs mühevollen Arbeitstagen
Mag wol des Schlaf's Erquickung süß behagen!

Da wird's im Osten weiß, empor zu heben
Beginnt es sich mit falbem Morgenstrahl,
Und, horch! vom Dom dort auf der Höhe schweben
Der Sonntagsglocke Klänge über's Thal,
Und schwellen immer stärker, und durchbeben
Die Luft gewaltig, und mit einem Mal
Bewegt sich's, regt sich's in den untern Räumen,
Dem Schlaf entreißt sich Alles ohne Säumen.

Und aufwärts strömt's in fluthendem Gedränge,
Wo schon von Kerzen schimmert der Altar.
Die Orgeltöne wehen und Gesänge,
Der Priester tritt hervor im Festtalar,

Und auf den Boden gläubig stürzt die Menge,
Und bringt zum Opfer Dem die Herzen dar,
Vor dem sich aller Wesen Kniee beugen,
Die Häupter Aller in den Staub sich neigen.

Und hier, wo seiner Heil'gen Reste liegen,
Veit's und des wunderthät'gen Adalbert,
Des milden Wenzel mit den sanften Zügen,
Johann's, der sich als Mann von Wort bewährt,
Da seufzt das Volk, und seine Schwüre fliegen
Empor zum Land, wo Tugend sich verklärt,
Und an den Busen hört man's reuig klopfen,
Und aus den Augen perlen heiße Tropfen.

Du bist's, mein frommes Volk! O kaum geboten
Im Dunkel einer längstversunk'nen Welt
War dir das Wort, das lebend macht die Todten,
Als brünstig schon du's aufnahmst, und erhellt
Von jenen Flammen, die dir innen lohten,
Dein wacher Geist sich schwang zum Sternenzelt,
Indessen in den nachtbedeckten Tiefen
Des Heidenthums noch and're Völker schliefen.

Und Fürst und Volk, und Priester nun und Laie,
Und Hoch und Niedrig, Reich und Arm im Bund,
Wetteiferten voll Glut und Andachtsweihe,
Und gaben freudig sich als Christen kund,
Und allgemach erfüllte eine Reihe
Von Männern der Geschichte Vordergrund,
Die groß durch Wort und That, durch Werk und Lehre,
Zum Wohl der Brüder und zu Gottes Ehre.

O frommer Sinn, echtgläubiges Vertrauen,
Ihr Boten nicht der Nacht, nein, zugeschickt
Den Sterblichen aus jenen lichten Auen,
Wo das entwölkte Aug' nur Glanz erblickt,
Ja, blos wo ihr schafft, läßt der Lenz sich schauen,
Der mit dem schönsten Flor die Erde schmückt!
Das wahre Heil, es wird nur dort gegründet,
Wo mit dem Himmel sich der Mensch verbündet.

Wohlan, ihr Priester meines Vaterlandes,
Ein Volk voll alter Gottergebenheit,
Das sich entledigt seines Grabgewandes,
Und aufersteht für neue Lebenszeit,
Es harrt der Sorgfalt eures Pflegerstandes,
Den grauen Ahnen gleich an Bildsamkeit,
Und gleich an Kraft, in Stürmen auszuhalten:
O möcht' es herrlich sich durch euch entfalten!

Bewahrt es vor dem Dünkel, der vom Throne,
Den er sich selbst gebaut im Dunstgebiet,
Mit stolzem Mitleid bald, und bald mit Hohne
Auf alles Heilige hernieder sieht:
Vor der Gleichgiltigkeit, die in der Frohne
Bequemer Lüfte alles Schwere flieht,
Und nicht erglühen kann von Himmelsfunken,
Weil sie zu tief in Erdenschlamm versunken!

Wahrt es vor jener Demuth, wo umnachtet
Von freudenloser, öder Dunkelheit,
Der edle Geist gedankenlos verschmachtet,
Und angstvoll jedes Licht der Sonne scheut:
Vor jenem Eifer, der das Maß nicht achtet,
Nicht liebend schont, sich nur am Umsturz freut,
Bis er zuletzt — Erinnerung voll Grausen! —
Sich selbst in's Grab stürzt unter wildem Brausen!

Nein, hold und herrlich, wie die Rosenblüthe
Sich aus der Knospe hebt voll Duft und Glut,
So heb' es, überstrahlt an Werth und Güte
Von keinem Volk, sich unter eurer Hut:
Mit kindlich gottesfürchtigem Gemüthe,
Und doch denkkräftig und voll Seelenmuth;
Für seinen Glauben flammenheiß begeistert,
Und doch von Leidenschaft nicht übermeistert.

Und Heil, mein Volk, Dir! Denn gar manche Zierde
Glänzt hell in deiner Gottesdiener Chor:
Gar mancher Mann, der jenes Amtes Würde
Begreift und übt, zu dem die Lippe schwor;

Gar mancher Mann, der trotz der Pflichten Bürde,
Die auf ihm lastet, nicht den Muth verlor,
Der Wohlfahrt gold'nen Samen auszustreuen,
Die Sonne deines Ruhmes zu erneuen.

Und Einen seh' ich hehr vor Allen ragen,
Der, einem Schutzgeist gleich herab geschwebt,
Hoch über jenes Feld, wo Stürme jagen,
Empor in's Sternenreich das Haupt erhebt,
Mit einem Geist, vor welchem Nächte tagen,
Die noch kein Strahl erschlossen und belebt,
Mit einem Herzen, welches Gaben schmücken.
Daß es verschwend'risch Welten kann beglücken.

Und wie die Orgeltön' und Lieder wehen,
Zur Wandlung jetzt das Glöcklein mahnend klingt,
Der Himmel nahe, wenn auch ungesehen,
Mit heil'gen Schauern jede Brust durchdringt,
Da reißt's auch mich — nicht kann ich widerstehen —
Mit auf die Kniee, und von Thränen blinkt
Das Auge, und ich bete für den Einen,
Und für sie Alle, die wie Er es meinen.

Vorbei ist des erhab'nen Opfers Feier,
Doch säumet, weilt — zu früh nicht ziehet fort!
Ist euch in diesem mächtigen Gemäuer
Denn Nichts mehr werth, ist euch denn Nichts mehr theuer
An diesem hehren, schätzereichen Ort?
Dem Himmel habt ihr eure Schuld entrichtet,
Nichts ohne ihn vermag das Staubgeschlecht;
Doch auch der Erde seid ihr hochverpflichtet,
Die Erde auch, sie hat ihr heilig' Recht.

O säumet, weilt! Laßt eure Blicke gleiten
Durch dieses Tempels mälervollen Bau:
Stellt nicht Erinnerung an große Zeiten,
An ird'sche zwar, doch selt'ne Herrlichkeiten,
Sich allenthalben eurem Aug' zur Schau?

O nicht nur eurer Heiligen Gebeine
Umschließt dies Gotteshaus als seine Zier;
Es ruh'n in ihres Ruhmes Sonnenscheine
Auch eure Fürsten, eure Helden hier.

Hier ruht nach einem kühndurchschritt'nen Leben
Held Bretislaw, der gleich Achyllen war;
Hier, der gebietend im gewalt'gen Streben,
Vom Süd- zum Nord-Meer sein Panier ließ schweben,
Der wundenüberdeckte Otakar;
Hier, der so klug und kräftig saß zu Throne,
Georg, den stolz sein Grab auch König heißt;
Und hier auch Karl, der Landesväter Krone,
Den eine Welt von Werken ewig preist.

Und wenn an's Ohr euch solche Namen schlagen,
Seid ihr durchflammt nicht von Begeisterungsgluth?
Fühlt ihr euch nicht, wie in den alten Tagen,
Auf Adlerfittigen empor getragen,
Erfüllt, durchdrungen nicht von Thatenmuth?
O und noch and're Männer, selbst als Leichen
Fortlebend, ruh'n in dieses Tempels Kreis,
Die euch, genannt, und wär't ihr Stein, erweichen,
Und euch erwärmen müßten, wär't ihr Eis!

Wohlan! erkennt denn, was ihr einst gewesen,
Um, was ihr jetzt sein könnet, ganz zu sein!
Erkennt, daß ihr erwählt und auserlesen,
Von des Geschickes Wunden frisch genesen,
Zu glänzen in der Völker ersten Reih'n!
Des Ruhmes Pforten steh'n euch aufgeschlossen,
Ob auch die Kriegsdrommete nicht erklingt;
Wenn euch zum Schmucke keine Lorbeern sprossen,
Die Palme ist es, die den Siegern winkt.

Es quellen Fluth und Land von bunten Gaben,
Die Luft, der Abgrund selbst, in Böhmens Reich:
So wollen rüstig wir zum Werk uns haben,
Und emsig pflanzen und erzieh'n und graben
Mit nimmermüdem Fleiß, den Ahnen gleich!
Der erste Herzog, welcher uns befohlen,

Vom Pflug ist er gelangt zur Herrlichkeit:
Auf seinem Wege laßt uns Kränze holen,
Er ist durch ihn gesegnet und geweiht!

Schon auf der Erde fernsten Märkten prunken
Die Stoffe, denen wir Gestalt verlieh'n;
Es glimmet der Erfindung Götterfunken
Bei uns seit Tagen, welche längst versunken:
Wohlan, so nähren wir auch künftig ihn!
Nicht nur das Schwert, verheerend und zerstückend,
Macht Völker zinsbar und erobert Land,
Die Waare auch vermag es, die beglückend
Im holden Frieden geht von Hand zu Hand.

Und ist uns nicht die edle Kraft gegeben,
Mit Ton und Farbe und dem warmen Lied
Den Menschen in der Schönheit Reich zu heben;
Den Busen jugendfrisch ihm zu beleben,
In Wonne zu verklären sein Gemüth?
Sich messen darf fürwahr die Künstlerkrone
Mit jedem Schmuck, der Preis und Achtung schafft,
Und Manchem uns'res Volks ward sie zum Lohne:
Wohlan, gestrebt nach ihr aus aller Kraft!

Und hungrig nach des Wissens geist'gem Brote
Nannt' uns're Väter schon ein Königsmund,
Und in des Ruhmes gold'nem Morgenrothe
Erstand ein Bau, daraus gar mancher Bote
Des Licht's hervorging für das Erdenrund.
Nicht knapp gezogen sind des Wissens Grenzen,
Und noch viel Land dort ist erobernswerth:
Nur muthig vorwärts! Herrschend dort zu glänzen,
Ist auch ein Kampf, der seine Kämpfer ehrt.

Ja, herrlich wie die jungen Sterne prangen,
Wenn Frühlingslüfte durch den Himmel weh'n,
Und würdig, alle Güter zu empfangen,
Wornach die Edelsten gerecht verlangen,
So laßt uns in dem Chor der Völker steh'n:
So laßt als Säulen eines Staat's uns ragen,

Auf dessen Heile unser Heil beruht;
Als Säulen, die das Heil der Menschheit tragen,
Gegründet fest auf Gottes Hort und Hut!

Und kommt der Feind, soll's ihm sich offenbaren,
Und käm' er tobend wie der Wirbelwind,
Daß wir im wilden Drange der Gefahren,
Im Sturm des Kampfes nicht nur Böhmen waren,
Nein, daß wir's noch vom Haupt zum Fuße sind!
Erfahren soll er, daß nicht nur mit Dräuen
Des Löwen Bild in unser'm Wappen thront,
Nein, daß im Arm uns auch die Kraft des Leuen,
Und daß im Herzen uns sein Muth auch wohnt!

Was sind Goldberge, Diamantenlagen,
In prunkender Gemächer Irrgewinden
Gehäuft, daß sich das Auge d'ran ergötze,
Was sind, o Dom, sie gegen jene Schätze,
Die seit Jahrhunderten bewahrt zu finden
In deinen Grüften, deinen Sarkophagen?
Und doch — Loos, zu beklagen! —
Blickst du in's Land mit trauriger Geberde;
Ein Riese, der erfüllt mit heil'gem Grauen,
Und doch verstümmelt, krüppelhaft zu schauen,
Zum Himmel seufzend wohl, da taub die Erde:
„Wie herrlich ist's, ein ganzes Sein zu führen!
Mein halbes Sein, wann, Himmel, wird's dich rühren?"

Einst freilich war es anders! O mit Prangen
Erhobst du da dich deinem Volk zum Ruhme
In deines Bau's gesammten Herrlichkeiten,
Und es erkannte schon aus fernen Weiten
Der Wand'rer, daß von deinem Heiligthume
Kleinode, namlos theuere, umfangen!
Doch neid'sche Lohen schlangen
Ihr gräßlich' Netz um dich voll schwarzer Tücke,
Und du, geübt, der Zeit zu widerstehen,
Nicht, Kampf mit solchen Feinden einzugehen,

Sankst hin, und brachst in Trümmer und in Stücke,
Und ob empor du rafftest deine Glieder,
Dein voller Glanz, er kam dir nicht mehr wieder!

Wohl traurig blickt die Erde, wenn mit Brausen
Der Winter naht, das Chor der Vögel scheidet,
Des Gartens Farben immer mehr erblassen,
Bis keine Blumen mehr sich sehen lassen,
Gehäufter Schnee die Fluren überkleidet,
Und überall nur Nacht und Kälte hausen:
Bald aber weicht das Grausen:
Aus gold'nen Höhen steigt der Frühling nieder,
Der Schnee zerschmilzt, die bunten Blumen sprossen,
Von Melodien ist die Luft durchflossen,
Und neuverjünget lacht die Erde wieder.
Doch dir, Dom, will kein Frühling wiederkehren,
Und dich mit frischem Jugendglanz verklären!

Wie des Polypen Loos hoch zu erheben!
Ward er in tausend Stümpfe auch zerhauen,
Verliert er, büßt er nichts von seinem Heile;
Nein, ganz erstehet er aus jedem Theile,
Und wo ein einzig' Wesen war zu schauen,
Entfalten sich statt Eines tausend Leben.
Und du, o Dom, umgeben
Von Aetherglanz, vom Himmelsstrahl umschimmert,
Du, nicht wie der Polyp an's Reich gebunden
Der Dunkelheit, dem Menschenblick entschwunden,
Du wardst in tausend Theile wol zertrümmert,
Doch sollst Du nicht trotz deinem stummen Flehen,
Je wieder ganz, selbst ein Mal nur, erstehen!

Wol ist der greise Krieger zu beklagen,
Der einst so kühn und stolz einher geschritten,
Gleich einem Blitz das Schlachtgewühl durchflogen,
Und jetzt dahin schleicht, auf den Stab gebogen,
Mit Gliedern, die Verstümmlungen erlitten,
Entfremdet allem irdischen Behagen.
Allein nach kurzen Tagen
Vielleicht legt er in's Grab die morschen Glieder,
Und seine Seele mit verklärter Hülle,

Die rosig strahlt in frischer Lebensfülle,
Schwebt in ein schön'res Land, und lächelt nieder.
Doch nicht sollst du von deinen schweren Wunden,
Du greiser Held, zu schön'rem Sein gesunden!

O rings im weiten Kreis vor deinen Thoren
Schlägt Lebenskraft im Siegesflug die Lüfte
Mit ihren muthig ausgespannten Schwingen,
Das Altgeword'ne eilt sich zu verjüngen,
Mit Blüthen überkleiden sich die Grüfte,
Das Niegewes'ne wird zur Welt geboren,
Und du nur, Dom, erkoren
Zum heil'gen Schrein der theuersten Juwelen,
Nur du, ob sie dich auch mit Thränen baden,
An deinen Särgen ihre Brust entladen,
Und sie mit Trost und Hoffnung neu beseelen,
Nur du, o Dom, inmitten der Bewegung,
Stehst wandellos ein Trumm da ohne Regung!

O daß dem Sänger nicht, wie einst, gegeben,
Die Zaubermacht, durch seines Liedes Töne
Die Steine mit den Steinen zu verbinden!
Es würde bald dein Kummer schnell entschwinden,
Und sich in seiner ganzen, vollen Schöne
Dein hehrer Leib zum Wolkendach erheben.
Doch ohne Macht verschweben
Die Töne, die ich sende in die Weiten,
Und du blickst fort mit deiner Trauermiene,
Dom Böhmens du, als mahnende Ruine
In's Land hinaus, trotz deiner Kostbarkeiten.
Was Wunder auch, daß nicht die Steine hören,
Da nicht der Menschen Herz sich läßt beschwören!

Die Daliborka.

Was soll dort in dörrender Sonne Schein
Das Haupt auf dem Zwinger von Rabenstein?
Wer hat's dort hoch auf die Spitze gepflanzt,
Wo der Wind es in wildem Flug umtanzt?

Die Leutmericer, die haben's vollführt,
Die oft schon Dalibor's Arm gespürt,
Und haben dem Sieger zum Spott und Hohn
Das Haupt gepflanzt auf den luftigen Thron.

Doch ist's nicht des wilden Dalibor Haupt,
Dem hätt's nicht der stärkste Riese geraubt,
Und ob nur für tobenden Kampf er entbrannt,
Stets blieb er unnahbar des Feindes Hand.

S' ist seines Freundes, des Janko, Haupt,
Vom grünenden Künstlerkranz umlaubt,
Des Geigenspielers, der Dalibor werth
Ueber alle Güter auf Gottes Erd'.

Und dem just im Gewirre der Schlacht,
Gewann sie auch Dalibor's Heeresmacht,
Dem haben das Haupt sie vom Rumpfe getrennt,
Und es aufgepflanzt unter'm Firmament.

Dort schaut es in Wind und Sonnenbrand
Gar tief hinein in das Böhmenland,
Und kündet den Gauen weit und breit
Des Dalibor schweren Verlust im Streit.

Auf seiner Veste zu Kozojed,
Vom Sturme des Schmerzes die Brust durchweht,
Lebt Dalibor elende Tage;
Es erlischt der Augen flammendes Licht,
Und fahl wird das braune Angesicht,
Und sein Herz zerfließet in Klage.

„Ich hab' euch besiegt," so seufzt er jetzt schwer,
„Doch wie ist mein Sieg an Freuden leer —
O hätt' ich ihn nimmer errungen!
Die Wunden alle, die ich euch schlug,
Ihr habt sie vergolten mehr, als genug,
Die Rache, sie ist euch gelungen!"

„O Janko, mein Janko, du bist dahin! —
Was frommt mir nun aller and're Gewinn,
Da ich dich, mein Bestes, verloren!
Und das Entsetzliche, das geschehn,
Ich mußt' es dulden, ich mußt' es seh'n,
Nicht zum Retter war ich erkoren!"

Und er, der sonst wie ein Felsenwall,
An dem so oft sich der Feinde Schwall
Mit Ohnmacht brach und mit Stöhnen,
Erschüttert ist er im innersten Kern,
Und mit Wolken trübt sich sein Augenstern,
Und sein Jammer regnet in Thränen.

„Wol stürmt' ich," beginnt er dann wieder für sich,
„Als Sie mich, die Eine, fürchterlich
Mit falscher Liebe betrogen,
Wol stürmt' ich da wild in die Welt hinaus,
Und säte rings Verderben und Graus,
Wohin ich in Wuth kam geflogen."

„Ja, vom Menschenhasse geschwellt,
Hätt' ich zertrümmert den Bau der Welt
Im Sturme der inneren Geister,
Hätt' er sich nicht, der treueste Freund,
In unzertrennlichem Bund mir vereint,
Der Töne gewaltiger Meister."

„O wenn sein Wunderbogen mit Kuß
Und Schmeicheln zu süßem Klangerguß
Hold weckte die schlummernden Saiten,
Wie legte sich da der wogende Schmerz,
Wie fühlt' ich da das beklemmte Herz
In des Trostes Glück sich erweiten!"

„O wie schien es mir da in seliger Lust,
Als senkte herab sich in meine Brust
Der Himmel selbst voll Erbarmung,
Und das Schwert, auf des Feindes Haupt schon gezückt,
Es entfiel der Hand, wie durch Zauber entrückt,
Und ich sank in des Freundes Umarmung!"

„Und jetzt — o weh' mir, o drei Mal weh'!
Was starret dort von des Zwingers Höh'
In die weiten Gaue hernieder?
O Janko, mein Janko, du bestes Gut,
An dem ich gehangen mit heiliger Glut,
O nie umarm' ich dich wieder!"

Und wie um die Mutter das hilflose Kind,
So weint er von neuen, in Bächen rinnt
Der Schmerz ihm herab von den Wangen.
Jetzt aber hemmt er ihn mit Gewalt,
Der Leib erhebt sich, die Faust sich ballt,
Das Aug' sprüht wildes Verlangen.

„Gelungen wol," ruft er, „ist euch das Werk
Der Rache, wol habt ihr einen Berg
Auf mich gewälzet von Qualen;
Doch wähnt ihr mich etwa zermalmt von ihm,
Zu schwach, um mit strafendem Ungestüm
Euch Rache mit Rache zu zahlen?"

„Ihr täuscht euch gewaltig! Noch bin, wie zuvor,
Ich der starke, der riesige Dalibor,
Den Keiner von euch je bezwungen,
Und habt ihr den Schutzgeist, der euch bewahrt,
Mißhandelt auf so erbärmliche Art,
So büßet, verderbenumschlungen!"

„Ja, noch habt ihr seit uns'rem ganzen Streit
Mich niemals in meiner Furchtbarkeit,
In meiner vollen, gesehen;
Jetzt sollt ihr's, ich schwör' es bei Ehr' und Gott!
Wie ich's ward, sollt ihr werden zum Spott,
Und allesammt untergehen!"

Und schmetternd ruft er's in Leid und Zorn,
Und greift zum Schwerte, und stößt in's Horn,
Und sammelt die ehernen Mannen,
Und schnell, wie der Falk' auf die Beute schießt,
Indem sich der Veste Thor erschließt,
Geht's mit Sausen und Brausen von dannen.

So wie Dalibor geschworen,
Also ist's zum Theil geschehen:
Schon ist Ploskowic gefallen,
Fruchtlos war das Widerstehen.

Schon ist Ploskowic gefallen,
Und in Strömen Blut geflossen,
Und im tiefsten der Verließe
Liegt der Burgherr selbst verschlossen.

Und es schreitet auf den Wällen,
Die sich nicht mehr jetzt erkühnen,
Seinem Machtgebot zu trotzen,
Dalibor mit Siegesmienen.

Und er ruft: „Wie es ergangen
Ploskowic, das euch verbündet,
Also soll's auch euch ergehen:
Dies sei euch von mir verkündet!"

„Ja, du Leutmeric, du stolzes,
Das in bunter Gärten Kranze
Am Gestad' der grünen Elbe
Ragt mit königlichem Glanze,"

„Deinen Stolz, ich will ihn beugen,
Deinen bunten Kranz entblättern,
Und von deiner Königshöhe
In den Staub hinab dich schmettern."

„Hör' es: Zur Bestattung hast du
Meines Freund's mich aufgefordert,
Sei denn du die Leichenfackel,
Die an seinem Grabe lodert!"

„Hör' es, hör' es: Deine Stunde,
Deine letzte, hat geschlagen;
Bald soll der erstaunte Wand'rer,
Wo du einst gestanden, fragen!"

Doch zu End' noch nicht gesprochen
Hat er seinen Fluch voll Grausen,
Welcher Knäuel aus der Ferne
Kommt daher gerollt mit Brausen?

Helme, Lanzen, Schwerter funkeln
Aus dem Staube, aus dem Dampfe,
Und es dröhnt Geschrei der Menschen,
Und der Rosse wild' Gestampfe.

Ha, das sind die Leutmericer
In gedrängten, dichten Haufen,
Die, um Ploskowic zu retten,
Nah'n mit Tosen und mit Schnaufen.

Und gleich einer Hagelwolke,
Die sich immer mehr erweitet,
Bis sie endlich über's ganze
Himmelsfeld sich nachtend breitet,

Und aus ihrem dunklen Schooße
Unter Blitz und Donnerschalle
Untergang in eis'gen Klumpen
Schleudert auf die Fluren alle:

Also nahen sie, und breiten
Sich im Nah'n, nicht abzusehen,
Immer weiter stets und weiter
In den Tiefen, auf den Höhen;

Und wie aus dem Boden wachsend,
Kommen immer frische Mengen,
Bis sich Reih'n, unendlich schwellend,
Gleich des Meeres Wogen, drängen.

Dalibor, weh dir! Nicht kannst du
Solcher Uebermacht obsiegen;
Auch der riesigste der Riesen
Müßte ihr zuletzt erliegen.

Es sitzt der König richtend zu Thron,
In der Hand den Stab, auf dem Haupte die Kron',
Umgeben von seiner Edlen Kranz,
In seiner Erhabenheit vollem Glanz.

Und vor dem König, da steht ein Mann,
Wol sieht man ihm nagendes Herzleid an,
Und Fesseln winden sich dreifach um ihn,
Doch blickt er auch so noch stattlich und kühn.

Wer aber umschlang ihn mit fesselndem Band?
Die Leutmericer, von Rach' entbrannt.
Die kamen unzählbar, und blutend verlor
Im Kampfe die Freiheit Held Dalibor.

Und als sie geschlungen der Fesseln Last
Um seine Glieder mit listiger Hast,
Da führten sie unter Spotten und Hohn
Ihn vor des richtenden Königs Thron.

Es spricht der König: „Wohl kenn' ich Dich,
Den verwegenen Ritter, der fürchterlich
Im ganzen Lande gehauf't umher,
Den gebotenen Frieden verletzt hat schwer."

„Doch weiß ich zu schätzen des Strebens Gluth,
Im stählernen Leibe den kecken Muth,
Und dabei den ordnenden Führergeist,
Den manch gewonnenes Treffen preis't."

„Und gerne möcht' ich Dir Gnade verleih'n,
Dein Retter, nicht Dein Verderber sein,
Ja, Deinen versammelten Feinden hier
Zum Trotz, Dich erheben hoch bis zu mir."

„Nur mußt Du mir geben Dein ritterlich' Wort,
Zu lassen der Willkür Treiben hinfort,
Und auf des Recht's und Gesetzes Bahn
Zu kämpfen für Deinen König fortan."

Und Dalibor spricht: „Nein, König, nein!
So wird's nicht werden, so kann's nicht sein,
Mit allen Verheißungen lockst Du mich nicht,
Zu brechen des Freundes heilige Pflicht."

„Was gilt mir die Welt mit allem Glanz,
Mit Ehrentitel und Ruhmeskranz —
Für mich hat nur Eins mehr auf Erden Werth:
Den Freund zu rächen mit meinem Schwert."

„D'rum, weil mich geliefert in Deine Macht
Die Hand des Schicksals, so hab' wohl Acht,
Und kette nicht hinter Riegel und Schloß
Den Sturm, den wilden, vom neuen los."

„Ja, käm' ich jemals aus meiner Haft,
Die Feinde bestürmt' ich mit doppelter Kraft,
Und gebötest Du hemmend dem Sturme Ruh',
Vor ihm gesichert blieb'st selbst nicht Du!"

Da fährt der König erzürnt empor:
„So weit versteigst Du Dich, wüthender Thor?
Hinweg denn aus meinem Angesicht,
In die finstere Nacht aus des Tages Licht!"

„Dort magst Du harren in Einsamkeit,
Bis der Henker Dir kürzt die lange Zeit,
Und zur Ruhe bringt auf immer den Sturm.
So spricht Dein König, und setzt in den Thurm!"

Im einsamen Thurme sitzet
Der mächtige Dalibor;
Er weiß, es steht ihm sein Ende
Unabwendbar bevor.

Das aber macht ihn nicht bangen:
Wie oft schon sah er nicht
Im wilden Gedränge des Kampfes
Dem Tod in's Angesicht!

Doch Stunde verrinnet auf Stunde,
Und Tag entschleichet auf Tag,
Ohne daß zum letzten der Gänge
Der Ruf ihm kommen mag.

Da dünkt's ihn, der sich sonst immer
Unter sonnigem Himmelszelt
Nach Wunsch umher getummelt,
In Gottes freier Welt:

Da dünkt's ihm gar so finster
Unter seines Kerkers Dach,
Da wird es ihm gar so enge
Im dumpfigen Thurmgemach.

Und stärker, als je, erwachet
In seiner tiefsten Brust
Die Sehnsucht nach seinem Freunde,
Dem Spender tröstender Lust.

„O Janko," seufzt er, „mein Janko,
Oeff' theueres Haupt ich sah
Vom Zwinger hernieder starren,
O wärst du jetzt mir nah'!"

Wie würd' es bei den Tönen
Deiner Geige gar hell um mich,
Als ob ein Kranz von Sonnen
Mir lächelte wonniglich!"

„Wie würd' es bei den Tönen
Deiner Geige um mich gar weit,
Als schwärmt' ich auf meinem Rosse
Durch Welten von Herrlichkeit!"

Doch — du gehörst zu den Todten,
Und furchtbar stumm ist das Grab,
Und verloren ist dem Leben,
Was es gähnend schlang hinab!"

Und empor fährt er vom Lager,
Und schüttelt der Ketten Last
Mit ungeduldigen Händen,
Vom Drange des Schmerzes erfaßt.

„Und zum Fenster des Kerkers tritt er,
Und rüttelt das Gittererz;
Es widerstrebt auch dieses
Mit Spotte seinem Schmerz.

Doch plötzlich, welch' ein Gedanke
Durchzückt ihm der Seele Grund?
Es verklären sich seine Mienen,
Ein Lächeln umspielt den Mund.

Er schlägt die Augen zum Himmel
Voll warmer Dankbarkeit —
Was ist es, das auf ein Mal
Im Leiden ihm Trost verleiht?

Der Schlüssel klirrt, die Angel rasselt,
Und in das dumpfe Kämmerlein
Zu Dalibor tritt mit dem Mahle
Der alte Kerkermeister ein.

Es ist nur wenig Brod und Wasser,
Das stellt er hin, dann will er geh'n;
Doch Dalibor hält ihn zurücke,
Und was er spricht, es klingt wie Fleh'n.

„O Alter," spricht er, „nicht so eilig!
Fürwahr, ich lasse Dich nicht fort,
Eh' ich den Wunsch des tiefsten Herzens
Dir nicht enthüllt im klaren Wort.

Der Alte staunt; denn noch hat niemals,
Seitdem ihn drückt Gefangenschaft,
Held Dalibor zu ihm geredet,
War immer stumm in seiner Haft.

„Herr Ritter," sagt der Alte staunend,
„Ich steh' zu Euren Diensten gern;
Habt meines Sohns ja einst geschonet,
Als er dem Tod' im Kampf' nicht fern."

„Doch mögt, Herr Ritter, Ihr bedenken,
Daß ich Euch nicht willfahren kann
In Allem. Streng seid Ihr bewachet,
Leicht wär' ich ein verlor'ner Mann.

„Nein, nein," sagt Dalibor dagegen,
„Nicht sinn' ich, was gefährlich Dir,
Du graues Haupt! Nur einen Bogen
Und eine Geige wünsch' ich mir."

„Was? Eine Geige?" spricht der Alte,
Noch mehr verwundert, als zuvor.
„Hört' ich doch nie, daß solch' Geschäfte
Betrieb der eh'rne Dalibor."

„Nun, freut es Euch, so habt den Bogen
Und habt die Geige! Nur gebt Acht,
Daß ihr mir nicht mit euren Künsten
Die Mäuse zu lebendig macht!"

So, herzlich lachend, spricht der Alte,
Und geht; doch kaum, daß er davon,
Sinkt Dalibor auf seine Knie,
Und ruft mit lautem Freudenton:

„Dank, Himmel, dir, daß du erhöret
Den Wunsch, der mir im Herzen glüht,
Wornach, wie nach dem Thau die Blume,
Verlangt mein sehnendes Gemüth."

„O für ein huldvoll' Zeichen nehm' ich's,
Daß du mein ganzes Leben nicht,
Wie schlimm es auch und wild gewesen,
Dereinst verdammest vor Gericht!"

„Und du, mein Janko, Freund, Verklärter,
Verlaß mich nicht in meiner Noth!
Ich sehne mich so heiß, zu hören
Dein Spiel vor meinem nahen Tod.“

„Dich selbst, dich kann ich nicht mehr hören;
Doch, wenn ein zartgeheimes Band
Die Welt, in der ich bin und athme,
Verknüpft mit jenem höh'ren Land:“

„O so umschwebe mich, und lehre
Mich deines Zauberspiels Gewalt
Nachbilden, wär' es auch so schwach nur,
Als trübe Fluth den Himmel malt!“

„Und kannst du mir nicht anders nahen,
In duft'gen Träumen komm geschwebt,
Und lehre mich den Bogen führen,
Der mich so oft mit Trost belebt.“

„Und in den Tönen laß mich schwelgen,
Bis meine Abschiedsstunde schlägt,
Und mich der Tod auf leichten Schwingen
In deine off'nen Arme trägt!“

Welche wunderbare Töne schweben
Durch die stille Abendluft dahin?
Kommen sie aus jenem and'ren Leben,
Aus der Heimat süßer Melodie'n?
Nein, sie quellen nicht vom Himmel nieder,
Quellen aus des weißen Thurm's Geschoß,
Der mit drei und zwanzig seiner Brüder
Vor der Königsburg ragt riesengroß.

Und es sammelt sich vor dem weißen Thurm
Das Volk mit lauschendem Ohr,
Und horchet den Klängen, die aus dem Bau
Entzückend strömen hervor.

„Wer schafft dort unten," ruft es erstaunt,
„Solche Wunder mit zaubernder Hand?
Ward nicht der furchtbare Dalibor
In den Kerker hinab gebannt?"

Und noch süßer, als des Baches Welle
Rauscht im grünen Wald vom Felsenhang,
Als aus dichtbelaubter Gartenstelle
Quillt im Lenz der Nachtigall Gesang,
Süßer strömt's auf wunderbare Weise
Aus des Kerkers Nacht an's Tageslicht,
Daß es Allem, was im weiten Kreise
Lebt und fühlt, zur tiefsten Seele spricht.

Und es lauscht das Volk, und mit jedem Ton
Die Luft sich der Horchenden mehrt.
„Wer hat," so heißt es, „die süße Kunst
Den wilden Ritter gelehrt?"

„Das Schwert zu führen verstand er wohl,
Und zu schrecken im weiten Land;
Doch wer hat die Saiten zu streichen so zart
Gelehrt die eherne Hand?"

Und es strömt in immer süß'ren Tönen
Weich und schmelzend aus dem Thurm hervor,
Und ein mächtig, ein unendlich Sehnen,
Ein gebroch'nes Herz, das Viel verlor,
Dem das Glück der Liebe nicht gegeben,
Und der Freundschaft Trost entrissen ward,
O ein ganzes schmerzenreiches Leben
Klagt in Klängen wunderbarer Art.

Da fühlen die Horcher sich alle gerührt.
„O Schade!" rufen sie laut,
„O drei Mal Schade um Dalibor,
Daß bald ihn der Tod umgraut!"

„Nein, was er auch immer frevelnd verbrach,
Wer solche Künste versteht,

Der ist kein böser, verworfener Wicht,
Der sei zu den Sternen erhöht!"

Und so oft die Abendlüfte streichen,
Und hernieder sinkt der Dämm'rung Flor,
Quillt es himmlisch, wie aus Himmelsreichen,
Aus des Thurmes Erdgeschoß hervor.
Und es lauscht den wundervollen Tönen
Mit Entzücken stets der Hörer Kreis,
Und aus hundert Augen brechen Thränen,
Tausendstimmig schallt des Künstlers Preis.

Die Kunde von dem Thurme dringt
Bis zu des Königs Ohr,
Der fährt von seinem gold'nen Sitz
Erzürnt, erschreckt empor.

„So," herrscht den Kerkermeister er,
Den schnellberuf'nen an,
„So hast nach Deines Königs Wort
Du, frecher Knecht, gethan?"

„Du bist," der Kerkermeister spricht,
Gesenket auf sein Knie,
„Du bist mein König, ich Dein Knecht,
Die Pflicht verletzt' ich nie."

„Der Eintritt in den weißen Thurm
War Jeglichem verwehrt,
Wer hat den Frevler Dalibor
Das Geigenspiel gelehrt?"

„O Herr, ich schwör's bei meinem Haupt,
Das bald sich legt zu Ruh,
Es kam kein Fremder in den Thurm,
So, wie geboten Du!"

„Das lügst Du! Nie trieb solche Kunst
Er, dem nur Kampf gefiel.

Sag' an, wer hat den Sohn der Schlacht
Gelehrt das Geigenspiel!"

„Verloren sei mein Seelenheil,
Mich treffe ew'ger Tod,
Wenn ich, mein Herr und König, frech
Mißachtet Dein Gebot!"

„Doch, weil Du es verlangst, o Herr,
Sei Dir's geoffenbart,
Wie Alles schuldlos sich begab,
Was so besond'rer Art."

„Ach er war gar so traurig, Herr,
Verstummt so fürchterlich,
Und nur um Geig' und Bogen bat
Der Trostberaubte mich."

„Fehlt' ich, daß ich ihm gab gerührt,
Um was er flehend bat,
So treffe mich Dein Urtheilsspruch,
Obwol ich mehr nicht that."

„Ja, Herr, allein, mit jener Hand,
Die sonst nur focht und rang,
Versuchte aus den Saiten er
Zu locken süßen Klang."

„Und fiel's ihm hart auch im Beginn,
Die Glieder, derb und rauh,
Zu üben in dem zarten Spiel,
Er ward im Werk' nicht lau."

„Er saß vom frühen Morgenroth,
Bis ihn in später Nacht
Bei Geig' und Bogen überschlich
Des sanften Schlummers Macht."

„O und wie lächelt' er beglückt,
Wie glänzt' ihm Aug' und Wang',

Als ihm die erste Weise jetzt
Nach schwerer Müh' gelang!"

„Und immer reicher quoll's hervor,
Wenn er die Saiten strich,
Daß ich voll Staunens horchend stand,
Erschüttert inniglich."

„Da sprach er einst: Was staunst du so?
O wen ein Meister lehrt,
Wie meiner ist, der macht gar bald
Sich fremden Preises werth!"

„Ja, Freund, in jedes Schlafes Traum
Naht er aus schön'rer Welt,
Deß' Haupt sie auf dem Rabenstein
Zur blut'gen Schau gestellt."

„Auf Goldgewölk' kommt er geschwebt,
Und spielt mir lächelnd vor,
Und zeigt mir jeden Griff und Strich, —
Da rauscht ein Himmelschor."

„Und bin ich aus dem Schlaf erwacht,
Da spiel' ich nach getreu.
Was Wunder, daß ich dann Dein Ohr
Mit Melodie erfreu'!" —

„So, Du mein König und mein Herr,
Steht's mit dem Rittersmann.
Du siehst, daß gegen Dein Gebot
Ich wahrlich Nichts gethan."

Der König winket stumm und ernst
Den Kerkermeister fort;
Erschüttert bis zum Herzensgrund
Scheint er von seinem Wort.

Blinkt nicht im Aug' ein Tropfe ihm?
Er sinnet lange Zeit,

Dann aber rafft er mit Gewalt
Sich aus dem inn'ren Streit.

„Die Schlange!" ruft er, „beißt wol nicht,
Vom Winterfrost durchkühlt;
Doch fährt mit Zischen sie empor,
Wenn sie den Lenzstrahl fühlt."

„Noch rührt' er nicht mit meinem Thron,
Doch hat er schlimm gedroht.
Und jener Anhang, der ihm jauchzt?
Treff' ihn verdienter Tod!"

Wieder athmen sanfte Abendlüfte,
Hauchen süßer, als sie je gehaucht,
Haben in ein Meer balsam'scher Düfte
Die gestirnten Fittige getaucht.
Und auch aus dem weißen Thurme wallet
Wieder süße Melodie hervor,
Klinget süßer, als sie je geschallet,
Klinget wie ein Himmelschor.

Und es horcht das Volk auch im Gedränge,
Horcht entzückter, als es je gelauscht,
Auf den reichen, vollen Strom der Klänge,
Der aus dem Geschoß des Thurmes rauscht,
O so tönt es durch des Himmels Weiten,
Wenn zum schönsten Feste, glanzgekrönt,
Geister rauschen lassen ihre Saiten,
Wie es heute hier ertönt!

Aber plötzlich, horch — ein Riß, als sprängen
Alle Saiten jammernd jetzt entzwei,
Nichts mehr hört das Ohr von süßen Klängen,
Schwertgeklirr nur, Stimmen mancherlei.
Und die Sterne, wie vor Schmerz, bedecken
Mit Gewölk das holde Angesicht,
Ob dem Hof der Burg mit düst'rem Schrecken
Schwebt nur blut'ges Fackellicht.

Und auf Alle, die es außen sehen,
Wälzt Besorgniß sich mit Bergeslast,
Und gleich Felsen starren sie und stehen,
Von gar schlimmer Ahnung Macht erfaßt.
Doch jetzt rufen sie: „Nicht Zeit vergeudet!
O sie tödten, ja sie tödten ihn,
An dess' Spiel wir uns so oft geweidet!
Sprengt das Thor! Zur Hilfe hin!"

Aber schon erschließt sich selbst die Pforte,
Und ein ernster Herold tritt aus ihr.
„Fort," so ruft er mit gewicht'gem Worte,
„In des Königs Namen fort von hier!
Durch das Schwert des Henkers ist gefallen,
Den zum Opfer das Gesetz erkor.
Kehrt in Frieden heim in Eure Hallen,
Nicht mehr athmet Dalibor!"

Und die eh'rne Pforte schließt sich wieder.
Aber Allen, die das Wort gehört,
Rieseln kalte Schauer durch die Glieder,
Und sie steh'n erblaßt da und verstört.
„Weh," so klagen dann sie mit Gestöhne,
Und die Klage schwillt zum dumpfen Chor,
„Weh, dahin ist er, der Fürst der Töne,
Nicht mehr athmet Dalibor!"

Er ist nicht mehr! Doch wenn auch längst zu Staube
Sein Heldenleib sammt Geig' und Bogen ward,
Sein Name ward dem Tode nicht zum Raube,
Lebt ewig jung nach seines Geistes Art,
Und Daliborka wird der Thurm begrüßet,
Wo er so reuig seine Schuld gebüßet.

Und stets, so oft der Frühling kommt gezogen,
Wird Strauch und Busch von Klängen neu belebt
Rings um den Thurm, der noch zum Himmelsbogen
Sein Haupt, wie sonst, mit stolzem Sinn erhebt,

Und es verkünden tausend Nachtigallen:
Hier ließ einst Dalibor sein Spiel erschallen.

Und auf die ganze Heimath ausgeflossen
Ist seine Kunst in vielgetheilter Fluth,
In tausend Seelen hat sie sich ergossen,
Und so im Dom zur heil'gen Andachtsgluth,
Wie um des Festmahls heit're Lust zu krönen,
Rauscht böhmische Musik in vollen Tönen.

Gedichte

von

J. St. Z.

Wechsel und Dauer.

Die Freudenfeste, sind sie ausgeklungen,
So kömmt zuletzt der Tage stille Trauer,
Die Seele in der Andacht frommem Schauer
Fühlt wieder sich vom Höchsten ganz durchdrungen.

So wechselt in der Erde Niederungen,
Denn bleibend ist hienieden nicht die Dauer,
Das Herz, ist wärmer bald, bald lauer,
Das Leben predigt es mit tausend Zungen.

Das Edle läßt indeß sich nicht verkennen,
Es bleibt sich treu bei allem Erdenrennen,
Von holdem Maße stets umblühet;

Ist fromm in Frohsinns seelenvollem Scherze,
Gefaßt im Ernst und stark im Schmerze,
Von reinster Flamme nur durchglühet.

Eigene Welt.

In meiner Zelle einsam stillem Raume
Denk' ich der Edlen gern, die mir gewogen,
Um mich ein lichtes Freudenbild gezogen,
Erquicklich in des Lebens düst'rem Traume.

Da wachs' ich stark empor zum vollen Baume,
Und schaukle mich auf üpp'gen Meereswogen,
Und alles Glück, das lebend mich betrogen,
Verdunstet mir im eitlen leeren Schaume.

So schafft der Dichter sich ein eig'nes Leben,
Ein ideales, wie's die Welt nicht giebet,
Auch eine Welt ist's unter tausend Welten,

Die auf und ab im großen Raume streben,
Wo man nicht haßt, wo Alles sich nur liebet,
Wo alles Gute, Schöne man läßt gelten.

Fels und Meer.

Fest in der Erde tiefsten Bergesgründen
Gewurzelt steh'n titan'sche Felsenmassen,
Wie wenn von Ewigkeit zu Ewigkeit sie stünden,
Unregbar, Ungeheures, kaum zu fassen.

Entgegen wühlt aus unerschöpften Schlünden
Ein unbeschwichtigt, leidenschaftlich Hassen,
Des Meeres Unmaß, Wog' an Wog' im blinden
Aufruhr, entsetztem Blick nie Ruh' zu lassen.

Ach, Trostesruh' vergebens dem Gemüthe
Suchst Du, wo's innen gährt' und glühte.
Kannst Du der Wogen Sturmeswuth besprechen?

Ein Augenblick, des Lebens schöne Blüthe!
Bist Du der Freude wie des Schmerzes müde?
O rette Dich, soll Dir das Herz nicht brechen.

Mein Glück.

Ich wollte in des Lebens späten Jahren
Gewohnte Sehnsucht, Jugend noch erfahren,
Ein süßes Weh war mir in's Herz gedrungen,
Ich fühlte liebewarm mich fest umschlungen.

Da weht' es warnend in den grauen Haaren,
Die früh so üppig, dunkellockig waren,
Und Alles, was ich fröhlich sonst gesungen,
Auf einmal war's wie Geistersang verklungen.

Ach, was es war, es ist bereits gewesen,
Wie ich auch fürder nun mein Tagwerk thue;
Ich fühle nicht der Rosenbande Ketten,

Mein stilles Glück hab' ich mir selbst erlesen,
Wer neidet mir die ungekannte Ruhe?
Will enger nur, mich immer enger betten.

Gedichte

von

Adolph Seifert.

Wiegenlied.

Schlafe, Kindlein, schlafe,
Schlafe süß und mild!
Kennst noch nicht die Strafe,
Lebst noch wie im Bild.

Kennst noch nicht die Schmerzen,
Die das Leben gibt,
Weißt noch nichts vom Herzen,
Weißt nicht, wie man liebt.

Kennst noch keine Sorgen,
Kennst die Hoffnung nicht;
Deinem Lebensmorgen
Glüht nur Dämmerlicht. —

Steht an Deinem Bette
Mutterliebe still,
Die von Schicksals Kette
Gutes nur Dir will.

Schlafe, Kindlein, schlafe,
Schlafe süß und mild!
Kennst noch nicht die Strafe,
Lebst noch wie im Bild.

Das Leben.

Eine Kette
Ist des Menschen Leben,
Wo sich Leiden und Streben
Regen um die Wette.
Lebensstunden
Sind der Lebenskette
Glieder.
Thaten schlingen
Um die Glieder sich,
Und das Gelingen
Zieht sie groß.
Himmlisch glänzen
Auf der Glieder Kränzen
Gute Thaten,
Und, als lichte,
Schimmernde Streifen,
Perlende Gürtel,
Schweben Gedanken
Guten, gestählten Willens,
Guter Gesinnung
Zwischen den Gliedern.
Gräßlich blinken,
Schauerlich winken
Von den Gliedern der Kette
Thaten der Bosheit.
Durch die Räume
Ziehen wie Schattensäume
Die Gedanken
Tausendfacher,
Vielgestaltiger,
Böser Gesinnung,
Weltzerstörenden Hasses.

Vertrauen.

Hoffen und vertrauen,
Auf den Vater bauen,
Welcher Trost, welch' Glück!
Alles lenket er zum Besten,
Und sein göttlich mildes Trösten
Dränget Sorg' und Gram zurück.

Lasten bitt're Schmerzen
Dir am wunden Herzen,
Das vor Gram zerfließt:
Magst Du muthig zu den Höhen
Gold'ner, süßer Sternlein sehen,
Denen Gott die Bahnen mißt;

Magst Du seh'n die Wälder
Und die reichen Felder,
Wo der Friede lacht;
Und von Sängern auf den Föhren
Magst zu Deinem Trost Du hören:
„Unser gute Vater wacht!"

Geht, was Du erkoren,
Wieder Dir verloren,
Daß betrübt Du stehst:
Klage nicht, der Gott der Güte
Winkt Dir Trost aus jeder Blüthe,
Wo Du nur vorübergehst.

Wenn auf Grabeskränzen
Deine Thränen glänzen,
Wie der Schmerz sie beut:
Und mit leisen Geisterschwingen
Liebe-Stimmen zu Dir dringen
Aus schon längst gewes'ner Zeit:

Magst Du aufwärts sehen,
Wo sich Welten drehen
Um das ew'ge Licht;
Und dann denk': „Der Weltenmeister,
Liebend stets das Reich der Geister,
Wehrt ja 's Wiederfinden nicht."

Das Bad im Gebirge.

Von

Uffo Horn.

Ein Wäglein, mit gestreifter Plaue und einem schlanken Rothfuchs bespannt, fuhr dem Gebirge zu. Ein alter Mann mit dünnen, weißen Haaren und einem schwarzen Käppchen darauf, saß, in den schwarzgrauen Mantel verhüllt, d'rinnen, und neben ihm ein schönes zwanzigjähriges Mädchen mit blonden Flechten unter einem etwas abgetragenen Strohhute. Der blaue Mantel des Kutschers mit metallenen Knöpfen und die Tellermütze mit rothen Tuchstreifen verriethen den preußischen Landwehrmann oder Beurlaubten, und wer Voffen's „Louise" gelesen hat, muß in dem Paare im Wäglein einen Dorfpastor mit seiner Tochter erkennen. Der Weg war schlecht und vergällte den Genuß an der reizenden Natur. Das Gebirge, in seinen untern Regionen mit dunklem Tannwald bedeckt, in seinen höchsten noch von Schneestreifen durchzogen, stieg allmälig über die Vorhügel, auf denen mühsam gerodete Flurstücke mit Buschwerk und Hutweide abwechselten, empor; ein Gebirgsfluß rauschte zur Seite des Weges, der zwischen Erlen, Weidicht und spät blühenden Obstbäumen aufwärts

führte. Rechts und links in den frischbelaubten Gärten wurden die grauen Strohdächer und bemalten Giebel der Häuser sichtbar; um jedes einzelne ging ein Fichtenzaun oder einer von Stachelbeeren und Weißdorn, durch die offenen Einfahrten konnte man in die geräumigen Höfe sehen und die Ordnung bewundern, die bei den Bauern der Gebirgsdörfer herrscht. An einer Brücke stiegen der Pastor und seine Tochter auf Anrathen des Kutschers ab; der Alte setzte die grüne Zeugmütze mit dem weit abstehenden Schirm statt des Käppleins auf, nahm sein Rohr in die Hand, und produzirte sich, von seiner Tochter des Mantels entledigt, in einem abgetragenen schwarzen Anzuge, der um seine kümmerliche Gestalt schlotterte. Die Brücke war nach Schweizerart gebaut, mit Schindeln gedeckt, von Zeit und Wetter grau geworden und bemoost. Das wilde Wasser schoß darunter weg, bei jedem der großen Steine, die in sein Bett geschleudert lagen, aufschäumend, wie ein jähzorniger Mensch bei Widerspruch und Hinderniß. Die gesprenkelten Forellen schwangen sich in der klaren grünen Teufe, gegen die der milchweiße Schaum blendend abstach, und durch die Gegend klang und rauschte der hastige Wasserlärm dergestalt, daß man Mühe hatte, sein eigenes Wort zu hören. Inmitten der Brücke glänzte in einem roth angestrichenen Gitterhäuslein eine versilberte Johannesstatue. Es war zu Ende Mai, als unsere Reisenden das Gebirge befuhren, wenige Tage nach dem allwärts im Böhmerlande gefeierten Feste des Schutzpatrons aller pflichttreuen und verschwiegenen Leute. Daher war das Gitterhäuslein mit bunten Lampen noch aufgeputzt, in bemalten Töpfen steckten verwelkte Primeln und

Narzissen, grünes Reisich war um die Gitterstäbe geflochten, und auf dem Haupte des Heiligen glänzte eine Krone von Flittergold und künstlichen Rosen.

„Sieh! Sieh! Fieckchen," sagte, vor dem Gitterhäuslein stille stehend, der alte Pastor, „da hast Du einen Nepomuk, den ersten, der uns aufstößt, wol auch der erste, den Du zu sehen bekömmst. In Schlesien findet man ihn selten, aber in Böhmen steht er in großen Ehren. Er ist hier zu Lande Schutzpatron und hat ein berühmtes silbernes Grabmal in der Prager Domkirche!"

„Ich weiß, Vater," antwortete Sophie, „ich habe diesen Heiligen sehr lieb; wenn ich katholisch wäre, müßte er auch mein Schutzpatron sein. — Schweigen, schweigen bis in's feuchte Grab, unerschüttert allen Elementen widerstehen, und das Alles für ein schwaches, verfolgtes Weib — ohne Liebe, und doch so treu und heldenhaft!"

Sie hatte diese Worte mehr für sich hingeflüstert, als laut gesprochen, aber der alte Pastor schüttelte schon über den ersten Satz der Rede bedenklich den Kopf.

„Du bist, wie Deine Mutter war — immer was Besonderes! Derlei Reden sind unliebsam anzuhören von einer Pastorstochter, mein Kind!"

Der Alte stieg wieder langsam auf, Sophie konnte das Auge von der Waldlandschaft nicht abwenden. Fichten und Tannen mit dunklem Grün, Lerchenbäume mit spitzen, hellen Nadeln, Buchen mit breitem Blatt, Ebereschen mit ihren vielfach gezackten Büscheln rauschten und wehten durcheinander, im Thale schoß ein blanker Bach durch das weiche, volle Grün, und die Kirschbäume am Wege schwenk-

ten die weißen Blütenzweige. — Vor ihnen glänzten die blanken Wände der Badehäuser durch das Laub; sie kamen an eine lange, hölzerne Colonnade, in der ein Paar Badegäste auf und ab gingen, und zwischendurch ward eine alte, graue Kapelle unter uralten Lindenbäumen sichtbar. Das Wäglein fuhr jetzt auf den Platz, und die Reisenden wurden in eines der ihn umschränkenden Badegebäude gewiesen. Ihre Ankunft war still und geräuschlos, aber nicht unbemerkt. In der Colonnade saß ein Fußreisender, der eine halbe Stunde früher aus dem Gebirge herabgestiegen war — neben ihm lag sein Felleisen, ein rohleinenes Staubhemd und ein langer Alpenstock mit einem Gemshorn. Der kurze, grüne Rock, die Stiefel, bis über das Knie aufgeschlagen, und der graue Hut, mit Rehbart und Wildfedern aufgeputzt, verriethen den Jäger, mehr noch der kunstgerechte, gellende Pfiff durch den gekrümmten Zeigefinger, der einen Kellner in die Colonnade rief.

„Nun, wird es werden? Das Zimmer muß wahrscheinlich erst geweißt und gewaschen werden, weil es so lange damit dauert." —

Der Kellner kam hüpfenden Schrittes heran, und sich mit großstädtischer Zierlichkeit verneigend, sagte er: „Sie werden entschuldigen, mein Herr! das Zimmer, welches Sie bestellt haben — wir sind in der That in Verlegenheit — es ist so eben eine Partei angekommen, dort der alte Herr und die junge Dame! Vielleicht möchten Sie die Güte haben, ein sehr schönes Zimmer im ersten Stock —"

„Ich will das Zimmer, das ich angesehen und bestellt habe, oder gar keins!"

„Das Fräulein bat so inständig um ein Parterre-

zimmer, und wir haben leider nur noch dieses eine — und der alte Herr," setzte der Kellner mit möglichster Gutmüthigkeit hinzu, „scheint das Treppensteigen wirklich nicht zu vertragen!"

Ein rauhes, spöttisches Lächeln war die Antwort.

„Das Fräulein ist ein Engel!" rief der Kellner verzweiflungsvoll über die geringe Wirkung seiner Apostrophe, „es wäre großmüthig und edel, gnädiger Herr, wenn Sie ihr das Zimmer überließen!"

Der Jäger legte ihm Mantel und Felleisen über den Arm und wies nach dem Hause. „So geben Sie doch Acht," fuhr er barsch auf, „Sie lassen den Aermel im Koth nachschleifen!"

Der bepackte Kellner ging grimmigen Schrittes voran, der Jäger folgte ihm mit äußerstem Gleichmuth. Nach einer Weile schob der Packträger aus der Thüre wieder heraus, und trat, mit der Hand durch die Haare streichend, vor den Pastor und seine Tochter, die seiner harrten.

„Ich bedaure unendlich, mein Fräulein!" sagte er, die Achseln zuckend, „der Herr war nicht zu bewegen, Ihnen das Zimmer zu räumen, so sehr ich ihm auch zusprach."

„Ich danke Ihnen," antwortete Sophie, „sein Sie denn so gut, uns ein anderes Zimmer anzuweisen, nur eines mit der Aussicht in's Grüne." —

„Da hat der Mensch g'rade die schönste aus seinem Fenster, auf die Kapelle und den Wald, es muß ihm Jemand davon gesagt haben, daß die Stube leer sei, denn er bestellte sie brieflich beim Badeinspektor! Aber wir wollen Sie deßhalb doch recht anständig logiren in dem Seitengebäude hier; die Aussicht geht

auf's Gebirge, und die Treppe hat zehn Stufen weniger, als die übrigen."

Sophie unterbrach die Beredtsamkeit des Kellners mit einer andern Frage — dann ging sie, den Alten leitend, in die ihnen zugewiesene Stube. Die Treppe war nicht hoch, aber steil, und der Alte mußte sich sogleich setzen und klagte über Schmerzen im Knie.

„Es wäre doch schön, Fieckchen, wenn wir die Wohnung zu ebener Erde hätten — sieh, das Treppensteigen wird mir das Bad verleiden — ach Gott, ich hätte Lust, wieder umzukehren." —

„Aber, Väterchen, wenn Du nun schon da bist — ich wüßte wol noch ein Mittel; wie wär's, wenn wir den Herrn selbst ansprächen, vielleicht hat der Kellner die Schuld, daß er die Bitte abschlug, der Mensch scheint mir ein Geck zu sein!"

„Meine Knie! meine Knie;" wimmerte der Pastor, „nein, das halte ich nicht aus! hier bleibe ich nicht, keine Stunde, Fieckchen! ich würde mir mein Uebel nur noch verschlimmern. — Geh, Fieckchen, gib doch dem Fremden ein gutes Wort — er ist gewiß nicht so hartherzig, einem kranken Greise eine solche Bitte zu versagen! Ich kann nicht von der Stelle — ich bin so angegriffen, daß ich zu Bette gehen muß." —

„Nun, bis morgen wird wol Rath zu schaffen sein!" sagte Sophie, die Mäntel und Hüte aufräumend, „gedulde Dich nur noch, Väterchen, ich will mit dem Badeinspektor sprechen." —

„Das hilft ja nichts, die Stube bekomm' ich doch nicht, die schöne Stube mit der Aussicht auf die Linden, ach Gott, warum sind wir denn nicht um eine Stunde früher gekommen!"

Sophie half dem Vater auf das hölzerne Ruhebett, über das sie beide Mäntel gebreitet hatte, schob ihm ein Kissen unter den Kopf, und verließ, sich in ihr Tuch wickelnd, die Stube.

Auf der Treppe begegnete ihr der Kellner. — „Können Sie mir nicht sagen, wer der fremde Herr ist, der die Stube gemiethet hat, die wir zu beziehen wünschten?"

„Nein, mein schönes Fräulein — aber ich werde es gleich heraushaben." —

Es verletzte Sophie, daß sie der dreiste Mensch schön nannte — sie wandte unwillig den Kopf und wollte in ihre Stube zurückkehren, um so mehr, als sie die Frage nach dem jungen Mann im Augenblicke bereute, da sie geschehen war — aber der Kellner war schon die Treppe hinab gesprungen, und so blieb sie auf dem Vorsaale stehen.

Eine der Thüren, die auf denselben hinausführte, wurde nun geöffnet; ein Mann im Uniformsüberrock trat klirrend heraus, und wie er Sophien gewahrte, gerade auf sie zu, und sah ihr mit großer Ungenirtheit in das hocherröthende Gesicht.

„Diable!" sagte er, den stark gefärbten Schnurrbart drehend, „das ist ja — Mamsell — eh — Mamsell Friedmann aus Wüstelangersdorf, nicht wahr?"

Sophie nickte stumm mit dem Kopfe und wollte sich entfernen, aber der Schnurrbart vertrat ihr mit einer zuversichtlichen Wendung den Weg. „Wahrscheinlich der Papa auch hier?"

„Ja."

„So! Mamsell kennt mich wahrscheinlich nicht mehr?"

„Ich habe nicht die Ehre.“ —

„Ja natürlich — das Gesicht von Mamsell vergißt sich nicht so leicht wie ein anderes — par exemple das meinige — wir haben uns schon gesehen — schon zusammen getanzt, wissen Sie nicht mehr — bei ihrem Gutsherrn, beim Baron Moltke — was macht er denn, ist er in Langersdorf?“

„Wir haben den Herrn Baron schon lange nicht gesehen — entschuldigen Sie, mein Herr!“

Sie wandte sich auf's Neue, aber der Schnurrbart faßte sie nun bei der Hand und fragte: „Sie scheinen mich wirklich nicht mehr zu kennen — ich bin der Capitän Baron Gözow, ein sehr intimer Freund Ihres Gutsherrn. Sie wohnen also hier im Hause, schön! dann sind wir ja Nachbarn?“ —

Sophie machte sich los; im selben Augenblicke schoß auch der Kellner herauf, und gerade in den Rükken des Capitäns, daß dieser nach vorwärts fuhr.

„Er ist ein Esel, ein dummer Kerl, kann Er nicht besser Acht geben?“ fuhr der Capitän auf den Burschen los, der sich devot verneigte, als er sich aber nach Sophien umsah, war diese bereits in der Thüre verschwunden.

Der Capitän ging — fluchend über die unwillkommene Störung — die Treppe hinab, der Kellner, hinter ihm eine Grimasse ziehend, auf den Zehen zu Sophien's Thüre, horchte eine Weile, dann klopfte er an. — Sophie öffnete.

„Er hat sich in's Fremdenbuch nicht einschreiben wollen — mein Fräulein!“ rapportirte der dienstefrige Bewunderer ihrer Schönheit, „ich habe ihm zwar von dem polizeilichen Auftrage gesagt, aber da fehlte nicht viel, daß er mich zur Thüre hinauswarf!“

Sophie dankte kurz und schloß die Thüre wieder; als aber der Dienstbeflissene vom Vorsaal verschwunden war, ging sie rasch und leicht über Flur und Treppe, und gerade auf die Thüre des wilden Jägers los. Auf der Schwelle blieb sie unschlüssig stehen, doch sich fassend, klopfte sie erst leise, dann mit fester Hand an, und trat auf ein barsches „Herein!" in die Stube. Der junge Mann lag auf dem Sopha — er hatte den Rock aufgerissen, und die langen, dunkeln Haare fielen bis auf den weißen, schlanken Hals herab. Als er Sophie gewahrte, fuhr er auf und trat ihr entgegen, sichtbar betroffen beim Anblick der schönen, klaren Züge des Mädchens.

„Entschuldigen Sie, mein Herr! die ungewöhnliche Freiheit, die ich mir nehme — aber mein armer kranker Vater hat eine solche Sehnsucht nach dieser Stube, daß ich Sie recht sehr bitte, mein Herr! sie dem alten Manne zu räumen, und — unsere Stube dafür anzunehmen!"

Der junge Mann nahm, ohne ein Wort zu sagen, Felleisen, Staubhemd und Stock in die linke Hand und verneigte sich gegen das hocherröthende Mädchen. „Ich bin bereit," sagte er mit sanfter Stimme und öffnete die Thüre, „ist es Ihnen gefällig, so können Sie sogleich einziehen." —

„Ich danke Ihnen, mein Herr! entschuldigen Sie nur die ungewöhnliche Weise meiner Bitte, aber der alte Mann wäre trostlos gewesen, wenn Sie nicht so gütig wären." —

Sie ging nach Hause, der junge Mann in die Colonnade, und der Kellner konnte sich von seinem Erstaunen kaum erholen, als man ihn rief, um die pastorlichen Koffer und Schubsäcke in das freundliche,

schöne Zimmer des Jägers zu übertragen, der mit einemmale so bereitwillig geworden war. Der alte Pastor war außer sich vor Freude, er fand die Stube, trotzdem daß sie im Erdgeschoße lag, viel trockener, die Aussicht unvergleichlich, und erschöpfte sich in Lobeserhebungen der Artigkeit und Höflichkeit des früher so gescholtenen Nimrod's.

Sophie machte, während sie in den Kasten und den Wandschrank einräumte, ihre stillen Vergleiche zwischen den beiden Männern, die ihr in der ersten Stunde ihres Hierseins aufgestoßen waren. Der Vergleich fiel parteiisch vortheilhaft für den Nimrod aus, an dem ihr Alles gefiel, während der Capitän leer ausging. Es verdroß sie, daß er sie bei der Hand gefaßt, daß er zu ihr von seiner Freundschaft mit dem Gutsherrn gesprochen — sogar, daß er den Kellner in ihrer Gegenwart gescholten hatte, kurz, der königlich preußische Infanterie-Capitän Freiherr von Gözow hatte seine Campagne so unglücklich eröffnet, daß ihm eine totale Niederlage vorauszusagen war. Sophie ließ ihm nicht einmal die Gerechtigkeit widerfahren, daß er schlank und schön gewachsen, daß sein Gesicht mit dem sorgfältig gehaltenen Schnurrbarte viel regelmäßiger sei, als das mit krausen Bärten bedeckte des Nimrod's, dessen Auge und Stirn freilich den braunen, starken Zügen einen eigenthümlich anziehenden Ausdruck verliehen, und dessen hohe, kräftige Gestalt durch ihre unbekümmerte Lebhaftigkeit ebenso gewann, als die des Capitäns durch geschnürte Zärtlichkeit verlor.

Der Pastor hatte sich auf das Sopha gelagert und war eingeschlafen, Sophie, mit ihrer Arbeit zu Ende, trat an das Fenster. Die Aussicht ging gerade

auf die alte Kapelle und darneben weg in jenen vielfach schattirten Wald, den sie beim Heraufsteigen so bewundert hatte. Alles war still und unbewegt, nur die Zweige der knorrigen Linden, die eben im frischesten, lichtesten Grün prangten, schwebten am Wipfel leise hin und her. Die Kapelle war ein alter, gothischer Bau, niedrig und eng, mahnte sie an das Kirchlein einer Einsiedelei. Die spitzen, schmalen Fenster hatten kleine, bleigefaßte Scheiben, von Alter und Staub so verblindet, daß selbst der Mittagssonne Strahl nicht durch das zwiefache Hinderniß der dichtbelaubten Zweige und der trüben Fenster drang, und in dem Thürmlein hing eine kleine Sanktusglocke. Die Wände, deren Bewurf vom rauhen Winde abgebröckelt war, sahen roth und verwittert aus, das Dach aschgrau, und das Ganze wie ein wurmstichiger Kern in üppig grüner Schaale. Die Thüre der Kapelle ging auf, und eine Dame, verschleiert und ein Buch in der Hand, trat heraus und ging langsam den Weg zum Walde hinab. Eine Minute später, und hinter den Linden kam der Nimrod zum Vorschein; mit der ihm eigenthümlichen, behenden Kraft sprang er den Hügel hinab, und mitten in den Weg vor die Dame, die betroffen zurücktrat. Aber im nächsten Augenblicke küßte der Stürmer ihre Hand, sie nahm seinen Arm und Beide kehrten um. Sophie konnte nun ihr Gesicht sehen — es war eine Frau von kaum dreißig Jahren, vortrefflich gekleidet in Gelb und Violett, sieghaften Ganges, und die langen Locken von seltener Fülle und glänzend schwarz. Auch der Nimrod hatte sein Costüm mittlerweile etwas verändert, und sah nun viel eleganter als früher aus. Beide schienen so erfreut und glück-

lich zu sein; Sophien fiel es schwer auf's Herz, obwol sie sich über diese Stimmung selber schalt. „Was gehst du ihn an — er ist ja nicht deinetwegen hier, er kennt dich ja nicht, und wer weiß, ob du ihm so lieb und werth werden könntest, wie er dir geworden ist," — aber eine Thräne zitterte doch an ihren langen Wimpern, und in tiefsinniger Traurigkeit blieb sie am Fenster sitzen, den Kopf in die Hand gestützt, bis der Kellner eintrat, sie zu Tische zu rufen.

Sophie hatte ihr Reisekleid mit einem dunklen Ueberrocke vertauscht und ihre Flechten geordnet — so einfach sie gekleidet war, sah sie doch vortrefflich aus. Als sie mit dem Vater in den Speisesaal trat, war die Tafel bis auf einige Plätze am obersten und am untersten Ende besetzt. Man wurde, um jede Rangstreitigkeit zu vermeiden, nach der Zeit der Ankunft rangirt; der Pastor und Sophie, als die Letztangekommenen, erhielten die untersten Sitze; neben Sophien war noch ein Platz leer. Alles blickte nach den Neuangekommenen, ein Dutzend Brillen und eben so viele Lorgnettes wandten sich der Thüre zu; Sophien war sehr unbehaglich und befangen zu Muthe bei diesem ungewohnten Zeichen der allgemeinen Aufmerksamkeit. Obwol sie nicht aufblickte, erkannte sie doch am oberen Ende den Capitän, und hörte das beifällige Gemurmel, das eine Aeußerung von ihm dort hervorbrachte. Zum Glück, um Sophien's Verlegenheit abzukürzen, wurde die Thüre auf's Neue geöffnet, und die Dame aus der Kapelle trat, ohne Hut und Sonnenschirm, am Arme des Nimrod's herein. Viele erhoben sich bei ihrem Eintritte von den Stühlen, sie nahm die Grüße als gewohnte Huldigungen ganz unbefangen hin und am

obersten Ende Platz. Der Nimrod fragte den Kellner nach seinem Stuhle, und als dieser nach unten deutete, zog die Dame das Glas aus dem Busen und warf einen raschen Blick auf die Untensitzenden, besonders auf Sophie. „Sohn des Glückes," flüsterte sie lächelnd dem Nimrod zu, „die schönste Nachbarschaft, die man sich wünschen kann!"

Der Nimrod ging an seinen Platz, setzte sich mit einem kurzen Gruße neben Sophie, und fing gleichmüthig an, sich vorzulegen. Der alte Pastor, von Sophie gleich beim Eintritte auf den Nimrod aufmerksam gemacht, begann nun seinen Dank in etwas predikantenmäßiger Weise abzustatten — der Nimrod brach aber mit kurzen Worten ab und fragte Sophie, wie ihr die Gegend gefalle? —

„Ich habe nichts weiter davon gesehen, als was man vom Wege und aus dem Fenster wahrnehmen kann, aber ich wäre auch mit dem zufrieden!"

„Das ist sehr genügsam — wünschen Sie?" Er bot ihr einen Teller mit frischer Brunnkresse, sie dankte; der Nimrod aß das scharfe Kraut, ohne eine Miene zu verziehen.

Sophie, sich unwillkürlich in die Lippen beißend, bemerkte: „Ich habe eine entsetzliche Furcht vor Zwiebeln, Meerrettig, Brunnkresse und wie diese fürchterlichen Dinge alle heißen." —

„Ich vertrage alles Pikante sehr gut, selbst wenn es herb und beißend ist." —

„Vertragen würde ich es auch," antwortete, auf seine Anspielung eingehend, Sophie, „es würde mich höchstens ein paar Thränen kosten!"

Der Nimrod lächelte vor sich hin.

„Wie lange bleiben Sie hier?"

„So lange mein Vater das Bad gebrauchen muß, vier, vielleicht sechs Wochen, denn sein Uebel ist sehr hartnäckig!“

„Ja, die Füsse sind total hin,“ bekräftigte der Pastor, „ich kann nur noch mit großer Anstrengung gehen, und das nicht lange! Heute ging ich nur über die Brücke unten und in den ersten Stock, und ich werde wahrscheinlich morgen den ganzen Tag im Bette zubringen müssen!“

„Bedauere.“ —

Der Nimrod ließ sich eine Flasche Rothwein geben, und schenkte dem Pastor und Sophien ein — der Pastor dankte, Sophie fuhr mit der Hand auf ihr Glas, aber der Nimrod goß unbekümmert den purpurnen Wein über die weißen Finger, daß Sophie sich genöthigt sah, die Hand wegzuziehen, wollte sie nicht ein rothes Meer vor sich auf dem Tischtuche haben. Der Nimrod nahm das Salzfaß, streute einen Theil seines Inhalts auf den Weinflecken, dann hob er sein Glas und sprach: „Es ist vaterländischer Wein — herb, aber rein und stark — trinken Sie, Herr Pastor! Auf glückliche Wirkung der Quelle hier!“ —

„Fons beata, a te sperat salutem
Miser aegrotans!“ —

Der Pastor stieß an und trank das halbe Glas leer. —

„Aber, Du sündigst ja gegen die Badediät, Vater,“ sagte Sophie, ihm sanft das Glas entziehend, „der Arzt hat Dir alle geistigen Getränke untersagt!“

„Ja, das hat er freilich, aber auf seine eigene Gesundheit kann der Mensch schon trinken — gib nur das Glas her, Fieckchen! ich habe noch eine

Gesundheit auszubringen, und zwar die Ihrige, mein junger Herr!"

„Nicht doch, mir fehlt ja nichts! wenigstens nichts an Armen und Beinen."

„Also Sie sind kein Patient — nun, ich dachte mir's gleich, Sie sehen ja aus, wie das Leben! Aber warum gehen Sie denn in's Bad?"

„Der schönen Natur wegen," fiel Sophie rasch ein, denn sie sah eine finstere Wolke die Stirn des Nimrod überschatten.

„Ja, Sie haben Recht, die Natur ist das schönste, und wol der Mühe werth, daß man ihr nachläuft!"

Der Kellner trat zu seinem Stuhle und flüsterte ihm etwas zu, er nickte, wandte den Kopf nach dem obern Ende der Tafel, und als er die Baronin sich erheben sah, stand er ebenfalls auf und schob den Stuhl zurück.

„Ich empfehle mich Ihnen!"

„Sie besuchen uns doch?" sagte der Pastor, dem Nimrod die Hand bietend.

„So bald ich kann." — Er drückte dem Alten die Hand und verneigte sich flüchtig gegen die Gesellschaft, gab der Baronin, die mittlerweile herangekommen war, den Arm, und verließ unter dem Geflüster der Gäste den Saal. Sophie beredete den Vater, auch aufzubrechen; da fühlte sie eine Hand an ihrer Stuhllehne, und umblickend, gewahrte sie den Capitän.

„Guten Tag, lieber Pastor!" sagte er mit lauter Stimme zum Alten, „was führt Sie denn her zu uns?"

„Wer ist — mit wem habe ich die Ehre?" fragte

der Pastor, einen mühsamen Versuch zum Aufstehen machend.

„Bleiben Sie sitzen, bleiben Sie.“ — Der Capitän setzte sich auf den leeren Stuhl des Nimrod, und imponirte durch die Versicherung seiner intimen Freundschaft mit dem Patron seiner Pfarre, dem Herrn Baron von Moltke, so wie durch seine eigene freiherrliche Titulatur dem Alten dergestalt, daß er sich zu Sophien's bitterstem Verdruße in ein langwieriges Gespräch einließ, und schlüßlich den Herrn Baron ebenfalls einlud, ihm die Ehre zu erweisen. — Der Capitän stand sichtbar zufrieden auf, und die ganze Gesellschaft erhob sich mit. Sophie nahm rasch den Arm ihres Vaters, da sie den Capitän sich in Positur setzen sah, ihr den seinen anzubieten, und leitete den alten Mann in seine Stube. Der Capitän ging nebenher. —

„Wohin denn?“ fragte er vor der Thüre, als die Andern sich links wandten.

„In unsere Stube, Herr Capitän!“

„Sie wohnen ja auf meinem Gange?“

„Nein, wir wohnen hier zu ebener Erde; der junge Mann, der neben uns bei Tische saß, hat uns diese Stube abgetreten.“

„Ah! das ist der heut angekommene Adonis der Baronin Droste! — Also der war so glücklich, Ihnen den ersten Dienst zu leisten?“ wandte er sich zu Sophie; „bringt mich der fatale Mensch um das Glück, Ihr Nachbar zu sein! — Nun, ich werde Sie auch hier zu finden wissen, guten Tag, lieber Pastor! Adieu!“

Sein feuriger Blick blitzte ab, Sophie verneigte sich stumm und mit zu Boden geschlagenen Blicken.

Während der Vater es sich auf dem Sopha bequem machte, setzte sie sich wieder an das Fenster und dachte über die abscheulichen Worte des Capitäns nach: „Das ist der heutangekommene Adonis der Baronin Droste!“ Sophie kannte die Mythologie zu gut, um nicht zu wissen, daß Venus noch viel mehr in den schönen Jäger verliebt war, als er in sie — und es kam ihr auch hier so vor, aber eben darum begriff sie nicht, warum er es überhaupt sei. Die Baronin war offenbar älter als er — ihre Schönheit hatte etwas Künstliches, ihr ganzes Wesen etwas Gemachtes, und Sophien's gesunder, von einer erwachenden Leidenschaft geschärfter Blick erkannte alle äußerlich wahrnehmbaren Gebrechen der vornehmen Frau auf der Stelle.

Ungefähr dasselbe dachte der Nimrod, der sich einsylbig und verdrossen in dem Fauteuil der Baronin schaukelte, während sie den Stickrahmen zurecht machte. —

„Wollen Sie nicht eine Cigarre rauchen, Hugo?“

„Ich habe die Tasche auf meinem Zimmer gelassen.“ —

„Da seh'n Sie, undankbarer Mensch, wie man an Sie denkt,“ sagte die Baronin, eine Schublade aufziehend, und reichte dem Nimrod ein Kistchen von geflochtenem Stroh, „versuchen Sie — mein Cousin hat sie gekauft, wenn sie Ihnen nicht gut genug sind, kann ich nichts dafür!“

„Sehr gütig;“ der Nimrod machte Feuer und brannte die Cigarre an — „wahrhaftig, Baronin, vortreffliche Cigarren!“

„Das freut mich, Hugo!“ Sie sah ihm freund-

lich und mild in das gebräunte Gesicht, und sich rasch niederbeugend, küßte sie seine Stirne.

„Hugo! ich habe heute eine gefährliche Nebenbuhlerin entdeckt, die blonde Pastorstochter." —

„Sie gefällt mir auch sehr gut."

„Das Gefallen hätte nichts zu sagen, wenn es bei Ihnen nur dabei bliebe — Sie haben die Wohnung, die Sie auf meinen Wunsch bestellten, dem Pastor überlassen?"

„Ja!"

„Ich hatte sie Ihnen vorgeschlagen, weil Sie aus dem Fenster sehen können, wenn ich des Morgens in die Kapelle gehe."

„Ich werde Sie vor der Thüre erwarten."

„Ach, mir ist heute so bange und unheimlich, — ich habe eine recht trübe Ahnung!"

Sie ging an den Stickrahm — Hugo zerschnitt einen Papierbogen zu Fidibus, nahm dann ein Journal in die Hand, und während die Baronin sich tief niederbeugte, um eine Thräne aus dem Auge zu wischen, gähnte er, und zwar so ungeschickt, daß er den Mund voll Rauch bekam und ihm davon die Augen übergingen. Er bemerkte die feuchten Augen seiner Nachbarin recht gut, aber er nahm vor der Hand keine Notiz davon, sondern seinen Hut und empfahl sich. —

„Um fünf Uhr hole ich Sie, Baronin."

Die Baronin nickte, ihre Augen standen voll Wasser — sie fürchtete lebhaft, den geliebten Freund zu verlieren. Kaum war er fort, so trat sie an's Fenster und sah ihm nach, er ging in die Colonnade. Eine Gruppe Herren stand beisammen, Hugo trat unter sie. Wie hob ihn aus Allen seine imponirende Er-

scheinung heraus; sie begleitete entzückt jede seiner Bewegungen, und als er ihr jetzt das Gesicht zukehrte mit der edlen, freien Stirn, von den schwarzbraunen, gelockten Haaren umflogen, rief sie aus: „O, er ist schön!“ und warf sich in den Fauteuil, den er verlassen hatte, um zu weinen.

Ihr Mädchen trat ein. „Der Herr Baron Götzow wünscht die Ehre zu haben.“

„Ich lasse mich jetzt entschuldigen, aber in einer Stunde wird es mir sehr angenehm sein! —“

Hugo wurde schnell mit dem männlichen Theil der Badegäste bekannt. Man hatte schon bei Tische über ihn glossirt und nähere Nachrichten gewünscht; diese erhielt man zum Theil durch seine unbefangenen Aeußerungen. Endlich erfuhr man auch seinen Namen, denn ein Bursche, der einen Hund an der Leine führte, und außer einem Büchsensack noch ein schweres Felleisen trug, fragte nach Herrn Hugo Stein. Der Nimrod, eben am andern Ende der Colonnade mit einem alten Herrn im Gespräche begriffen, wendete sich um, und da fing der Hund an vor Freude zu heulen und an der Leine zu zerren, daß sein Führer genöthigt war, ihm zu folgen.

Hugo klopfte die schlanke Brake auf den Hals, ließ sie losbinden, und nun sprang das Thier an ihm hinauf und lief wie närrisch umher, bellend und klaffend in seiner Herzensfreude.

„Ruhig, Diane!“ — Aber Diana lief noch immer wie toll umher, und kam erst nach einer langen Weile wedelnd und schwänzelnd zu seinem Gebieter zurück. Dieser hatte den Büchsensack geöffnet und nahm ein schönes Doppelgewehr heraus, dessen rechter Lauf gezogen war und Kugeln, dessen linker aber Schrott

schoß. Schäftung und Beschlag waren von ausgezeichneter Arbeit, und die schöne Waffe erregte die Bewunderung aller Umstehenden, zu denen sich auch der Capitän gesellt hatte, um die Stunde, nach welcher ihn die Baronin annehmen wollte, zu verplaudern. —

„Ein Lütticher Rohr? erlauben Sie!"

„Nein, ein Prager, von Lebeda; ich tausche kein Lütticher dafür ein — auf hundert Schritt schieße ich noch alle Schröte in einen Bogen Papier, und mit der Kugel wette ich auf zweihundert, daß sie durch einen eichenen Pfosten geht!"

„Das wäre wol einer Probe werth!" sagte der Capitän, satyrisch lächelnd, „ein so starkes Stück mit einem dünn gezogenen Rohr." —

„Darf man hier schießen?" fragte Hugo trocken.

„So viel man will — der ganze Wald ist dem Vergnügen der Badegäste freigegeben."

„Gut! mit dem Schrotlaufe nehme ich die Taube dort auf dem Vordache — sind das hundert Schritt Luftlinie, meine Herren?"

„Eher mehr, als weniger!" —

Hugo legte an, schoß, und die Taube stürzte getroffen vom Dache auf den Boden. Ein allgemeines „Bravo!" folgte dem Schuße, Hugo sah sich nach einem Ziele für die Kugel um, und deutete endlich auf die Windfahne eines der entferntesten Bauernhäuser. Auch hier pflichtete man ihm in der Berechnung der Weite bei, und Schütz und Gewehr erwiesen sich in gleicher Weise verläßlich, denn der blecherne Wetterhahn flog mit einem ganzen Stück der Windstange in's Gras herunter.

Hugo packte sein Gewehr wieder ein, trug dem

Kellner, den die Schießübung herabgelockt hatte, auf, den Burschen sammt dem Gepäck auf seine Stube zu weisen, und ging nun mit seinem Hunde, der bei jedem Schuß wie ein Pfeil fort- und zurückgeschossen war, der Ecke zu, die Taube zu suchen. Die anwesenden Herren ergoßen sich in Lobsprüchen der Geschicklichkeit Hugo's, nur der Capitän machte die bittere Bemerkung, vielleicht sei er ein Jäger „von Profession."

Hugo hatte die Ecke passirt, die Taube war aber nirgends zu sehen.

„Hätte ich doch gefehlt?" murmelte er, „das wäre sehr ärgerlich — ich sah sie doch vom Dache fallen!"

Er hob jetzt den Kopf und sah in Sophien's geöffnetes Fenster. Sie selbst hielt die blutende Taube, die beide Flügel hängen ließ, in der Hand.

„Geben Sie mir meine Beute heraus, Fräulein," sagte er, an's Fenster tretend.

„Ach, das arme Thierchen!" seufzte die Beschüzzerin der Taube, den verwundeten Vogel langsam hinreichend, „muß es denn sterben?"

Hugo nahm die Taube und berührte dabei Sophien's weiche, weiße Hand. „Sie muß sterben, denn das Gelenk ist zerschossen, aber sie soll nicht lange leiden!" und damit drückte er ihr mit geübter Hand den Kopf ein.

Sophie fröstelte; der wilde Jäger empfahl sich, seine Beute mit forttragend, und als er in die Colonnade trat, brachten ein Paar andere Herren auch den Wetterhahn herbei.

„Was werden Sie nun mit diesen Ihren Tro-

phäen beginnen?" fragte der Capitän, und zwang sich, fein spöttisch zu lächeln.

„Da ich mir alle Tage neue sammeln kann, so überlasse ich sie Jedem, der das nicht im Stande ist," war die kalte Antwort.

Die Taube flog unter einen Haufen armer Kinder, die auf dem Platze spielten, und der Windhahn in das Gras — dann wandte er ziemlich auffallend dem Capitän den Rücken, und sich zu dem Herrn, mit dem er früher gesprochen hatte. Der Capitän warf hochmüthig den Kopf in die Höhe und sprach so laut, daß Alle es verstehen konnten: „Man muß sich erst überzeugen, wer die Leute sind, ehe man ihnen antwortet, das richtet sich dann darnach!" und ging nun, auf und ab spazierend, auch an Hugo vorüber, ihn mit affektirter Gleichgiltigkeit ignorirend.

Die Stunde, die Hugo der Baronin gegeben hatte, war da; er nahm seinen Alpenstock und sein Fernrohr, und ging, sie zu holen. An der Thüre blieb er stehen, er hörte die Stimme des Capitäns d'rinnen. Auf den Ruf der Baronin, die sein Klopfen erkannte, hereintretend, fand er den Capitän im Fauteuil, die Baronin in voller Toilette auf dem Sopha. Er nahm sich einen Stuhl und fragte nach gleichgiltigen Gegenständen. Die Baronin gratulirte ihm seiner beiden Meisterschüsse wegen.

„Es ist zuweilen gut," meinte Hugo, „vor den Leuten gewisse Talente im ersten Augenblick auszukramen — und darunter gehört besonders das Schießen bei Herren und das Kutschiren bei Damen!"

„Auch darin Meister?" fragte der Baron, „in allen Künsten eines Jägers und eines Stallmeisters

sind Sie also bewandert? Ja, es ist recht gut, wenn man das Alles kann."

„Besonders das Schießen, Herr Capitän!" entgegnete Hugo mit so scharfer Betonung, daß die Baronin unruhig aufstand und die Herren aufforderte, mit ihr spazieren zu gehen. So unangenehm ihr sonst die Gegenwart des Capitäns gewesen wäre, so war sie heute nicht unzufrieden, daß er ihre Einladung annahm, denn sie hoffte, daß seine Gegenwart Hugo's Eifersucht rege machen würde. Die Arme vergaß, daß man verliebt sein muß, um eifersüchtig zu werden, und daß dieses Mittel ein gefährliches ist, und zwar desto gefährlicher, je öfter und je später man es anwendet.

Der Spaziergang war für Hugo und die Baronin sehr unerquicklich, am besten amüsirte sich noch der Capitän. Hugo sprang auf alle Hügel, riß aus den Felsspalten frühe Blumen, von den Zweigen die jungen Triebe ab, und schwang sich mit dem Alpenstocke zu wiederholten Malen über das Rinnsal eines Gebirgsbaches.

„Herr Stein ist ein Freund von gymnastischen Uebungen," bemerkte der Capitän.

„Auch ein Freund von Botanik und Mineralogie," setzte die Baronin hinzu, „das ist seine Weise im Wald und im Gebirge!"

„Die Baronin kennen also Herrn Stein schon längere Zeit?"

„Mehrere Jahre schon — er war ein Freund meines verstorbenen Bruders!"

„Wahrscheinlich zusammen studirt?"

„Ja, und später auch zusammen gereist."

„Herr Stein wahrscheinlich als — als Sekretär des Barons?"

„O nein!" entgegnete, die malitiöse Frage des Capitäns richtig auffassend, die Dame, „Herr Stein begleitete meinen Bruder als Freund und in keiner andern Eigenschaft. — Da wir Herrn Stein's häusliche Verhältnisse, welche sehr anständig sind, kannten, so würden wir nie gewagt haben, ihm eine Proposition zu machen, die ihn beleidigt hätte!"

„Da sehen Sie eine Alpenrose, Baronin!" sagte Hugo herantretend, „eine botanische Seltenheit in diesem Gebirge!"

Die Baronin dankte und steckte sie an ihre Brust. Der Capitän, dessen starke Seite die Botanik nicht war, gewahrte mitten in einer Matte eine einzelne gelbe Blume, und eilte sie zu pflücken. Dabei gerieth er bis über die Knöchel in den Sumpf, beschmutzte seine weiß und grün karirten Beinkleider bis an's Knie, und als er der Baronin die Blume mit der Bitte überreichte, ihr ebenfalls einen Platz in ihrem Gürtel zu vergönnen, lachte Hugo laut auf. „Wissen Sie, Herr Capitän, daß Sie der Baronin nach unsern occidentalischen Begriffen eine ungeheure Sottise angethan haben?"

„Wie so?"

„Das Blümlein hier heißt die Kuhblume."

„Wahrscheinlich hat sie auch noch einen andern Namen?" stotterte, vor Aerger erblassend, der Capitän.

„O ja, noch zwei, aber beide eben so unpoetisch — sie heißt auch Butternelke oder Löwenzahnwurzel!"

„Nun ja, Herr Stein," fuhr der Capitän heraus, ich habe mich mehr mit den Zierblumen als mit dem

Kühfutter befaßt, es ist also verzeihlich, wenn ich irre." —

„Gewiß," begütigte die Baronin, „Herr Stein in seiner Passion für Botanik hält es für ein Verbrechen, eine Pflanze nicht zu kennen — es ist mir schon oft eben so gegangen, wie Ihnen, Baron — wir müssen uns trösten!"

„Trösten? a quoi trösten, Baronin? Ich finde es ganz in der Ordnung, daß wir uns um Dinge nicht bekümmern, die uns nichts angehen, und enfin ist es hinreichend, wenn wir die heraldischen Blumen kennen, die Rosen und Lilien in unsern Wappen! Diese Blumen pflückt man nicht auf der Weide, und sie unverwelklich zu besitzen, liegt außer dem Gebiet der gemeinen Gärtnerei!"

„Ja wohl, Herr Capitän," entgegnete mit gleich scharfer Betonung Hugo, „diese Blumen gehören in ein eigenes Treibhaus und in ein eigenes Herbarium, aber die Wissenschaft und die Natur verlieren nicht viel an ihnen!"

„Mein Herr Stein!" fuhr der Capitän auf.

„Meine Herren!" bat die Baronin, „wollen wir nicht umkehren?"

„Es ist derselbe Unterschied," fuhr Hugo, sich mit dem Andern wendend, aber im gleichen Tone fort, „zwischen der rothen Rose von Lankaster und einer blühenden Centifolie, wie zwischen einem Stammbaum und dieser Buche hier — beide mögen gleich alt sein, aber dieser segnet den Umkreis seines Schattens mit frischem Grün, der andere aber dorrt den Boden aus, in den er gepflanzt wurde! Ich mag die Analogie nicht weiter führen, aber meine Meinung von derlei Gewächsen kennen Sie nun!"

„Wäre die Baronin nicht da, ich würde Ihnen auch meine Meinung über die Jakobinerei, in der Sie wahrscheinlich aus esprit de contradiction debütiren, nicht vorenthalten, aber das muß ich Ihnen doch sagen, daß es mich wundert, wie Jemand, der von Stammbäumen eine so geringe Meinung hat, sich doch unter ihnen viel wohler zu befinden scheint, als unter dem Schatten dieser so gepriesenen Buchen!"

„Da haben Sie ganz Recht!" antwortete Hugo mit dem Tone schlagender Ueberzeugung, und sich gegen die Baronin verneigend, schritt er in den grünen, schattigen Wald hinein.

Die Baronin warf ihm einen schmerzlichen Blick nach, und ging am Arme des Capitäns nach Hause, der nur über Hugo mit allem Hochmuthe beleidigten Selbstgefühles sprach. Die Baronin hatte zu viel Takt, um ihm lebhaft zu widersprechen, sie nahm Hugo nur im Allgemeinen in Schutz, und entließ, da es Abend wurde, den Capitän an ihrer Thüre.

Laut weinend warf sie sich auf das Sopha, wollte schreiben, aber das Papier wurde feucht, ehe sie es über die Worte: mon chêre Hugo, mon trés chêre ami! hinaus beschrieben hatte. Ihr Mädchen trat ein, nach dem Thee zu fragen; die Baronin erklärte, unwohl zu sein, ließ sich auskleiden und fing, kaum allein, wieder zu weinen an.

Hugo war indeß den Waldweg entlang gegangen, bis er an eine freie Aussicht kam. Hier unter einer riesenhaften Tanne warf er sich nieder, starrte in die Gegend hinaus und dachte an Sophien.

„Bin ich denn behext von ihr?" murmelte er um sich her, die rothen Dolden der Lammschwänzchen von den Stengeln streifend, und starrte bald in die breit-

flammende Sonnengluth, bald in die Tiefe. Unter ihm kräuselte sich der Rauch aus den Schornsteinen, und die Wälder warfen langen Schatten. Er konnte die Kapelle unter den Linden sehen, und wie er seine Stellung etwas veränderte, auch den Seitenflügel, in dem Sophie wohnte, endlich auch ihr Fenster. Er riß das Plessel'sche Fernrohr, seinen immerwährenden Gefährten, aus der Tasche, bohrte ihn in seinen Alpenstock, dem er die gehörige Richtung gab, und blickte durch das treffliche Rohr in Sophien's Stube. Sie saß nachdenklich noch an der Stelle, wo er sie zuletzt gesehen, der Sonnenstrahl fiel gerade auf das reine, ebenmäßige Antlitz. Jetzt stand sie auf, schloß das Fenster, und bald darauf glaubte er ihre hohe Gestalt unter den Linden an der Kapelle zu bemerken. Beinahe unwillkürlich brach er durch das Hagen in's Thal hinab, auf dem glatten Waldboden klafterweit springend, und stand in ein paar Minuten an dem Bache, der das Thal durchschnitt. Den Alpenstock einsetzend, schwang er sich über das schießende Bergwasser, und eben so flüchtig eilte er die sanfte Anhöhe, auf der die Kapelle stand, hinan. — Sophie war nirgends zu sehen — die Linden hüllten das Dach in grüne Nacht, durch die runden, trüben Scheiben der Spitzfenster zitterte kaum bemerkbar der Schein der „ewigen Lampe." Er ging nun auf die Stelle zu, wo er Sophie heute gesehen hatte. Im Zimmer war es ziemlich düster — auch war das Fenster zu hoch, um von unten bequem hineinzusehen. Er kehrte daher wieder um, und um die Ecke biegend, sah er den Kellner mit einem Buche in der Hand auf Sophien's Thüre zugehen.

„Ist für meinen Burschen gesorgt?"

„O ja! er hat eine Schlafstelle in dem Hintergebäude.“

„Was tragen Sie da?“

„Das Fremdenbuch zum Herrn Pastor.“

„Gut, daß Sie mich erinnern, ich habe meinen Namen auch noch nicht eingetragen.“

„Das hat ja Zeit.“

„Nein, ich will es gleich thun — im Billardzimmer ist Dinte und Feder! Kommen Sie mit!“

Er nahm dem Kellner das Buch aus der Hand und ging in das Billardzimmer. Ein Theil der Gesellschaft war dort versammelt. Die Anwesenden flüchtig begrüßend, nahm er aus dem Bureau des Wirthes eine Feder und schrieb: „Hugo Stein, Gutsbesitzer aus Türnitz, bleibt vier Wochen,“ und gab es mit den Worten zurück: „Jetzt gehen Sie damit zum Herrn Pastor, und wünschen Sie eine gute Nacht von mir!“

Dann ging er noch einmal die Anhöhe hinter den Gebäuden hinauf, und suchte sich einen Platz, von dem er in Sophien's Stube sehen konnte. Dunkel war es bereits, einige Lerchenbäumchen verbargen ihn, und so konnte er unbemerkt und ungestört die Stätte betrachten. Sophie hatte jetzt Licht gemacht, der alte Herr saß am Tische und schien auf die Namen der Badegäste zu horchen, die ihm Sophie aus dem Fremdenbuche vorlas, das Hugo sogleich an seinem Format und dem hellfarbigen Einbande erkannte. Nun mußte sie zu Ende sein, denn sie blätterte nicht mehr um, der Pastor setzte die Brille auf und nahm ein anderes Buch vor, Sophie aber betrachtete fort und fort die letzte Seite, auf der Hugo's Name stand. Er zitterte vor freu-

diger Erwartung, da hob der alte Pastor den Kopf und deutete nach dem Fenster — Sophie stand auf, und einen Moment später klappten die zwei Flügel eines Ladens von innen zu. Hugo fühlte, das Vorspiel seiner Liebe sei zu Ende, und nun begänne die wahre Handlung. Einen Kuß nach der Stätte werfend, die nun düster und todt schien, ging er nach seinem Zimmer. Auf dem Platze blickte er unwillkürlich nach den Fenstern der Baronin — das Licht glänzte durch weiße Rideaux, es wurde oben auf dem kurzen Piano, das die Baronin mit in ihre Badeeinsamkeit gebracht hatte, gespielt, und zwar die ihm wohlbekannte Melodie eines von ihm selbst gedichteten, von einem seiner Freunde komponirten Liedes:

„Abendroth,
Tagestod —

Dunkler Himmel, graues Feld,
Dumpfes Schweigen ob der Welt."

„Gute Nacht!" murmelte er, seine Thür betretend, „gute Nacht, meine Sonne ging unter, mein Stern geht auf!"

Der Morgen war unaussprechlich schön, Hugo mit dem ersten Sonnenstrahle auf dem Berge. Seine Diana bellte in die Morgenluft, er hatte sein Gewehr umgeworfen und stieg den Waldpfad hinauf. Der Thau funkelte auf allen Sträuchern und Zweigen; die Gegend, die er mit der scheidenden Sonne gestern verließ, erschien ihm heute im Glanze der aufgehenden desto reizender. Alles ließ sich glücklich an; er kam an die Stelle, wo er gestern in Sophien's Fenster gespäht, und sah die Läden noch

dicht zugemacht. Er ging in den Wald zurück — ein Grünspecht und eine graue Dorfkatze, die nach Vogelnestern revieren ging, wurden erlegt, der Vogel in die Jagdtasche gesteckt, während Diane die Katze umherzerrte, und ehe eine Stunde verging, stand Hugo wieder auf seinem Observatorium. Die Laden waren auf — das Fenster zur Hälfte mit einem Tuche verhängt, aber die obern Flügel geöffnet, um die frische Morgenluft einzulassen. Nach einigem Suchen wurde eine breitgablige Buche gefunden, erklettert und das Fernrohr in einen Ast geschraubt, aber es war nichts weiter zu sehen, als die Thüre, die dem Fenster gegenüber lag, ein Paar Stühle und der halbe Tisch. Aergerlich sprang Hugo wieder auf den Boden, und auf's Neue in den Wald hinein. Die Vögel schmetterten ihr tausendstimmiges Morgenlied, er suchte nach einem Schußziele, und fand endlich ein Paar wilder Tauben, die zärtlich girrend auf einem Aste saßen und nun im Kuße sterben mußten. Er hob die flügelschlagenden Thiere auf, und wie er in die Höhe sah, stand Sophie, blaß und erschrocken, auf dem Waldwege, sich an einer Tanne haltend.

„Guten Morgen, Fräulein!" rief Hugo, auf sie zueilend — „hab' ich Sie erschreckt?"

„Die armen Thiere," sagte sie, die trüben Augen wischend, „im Morgenjubel, in der Friedensstunde der Natur müssen sie sterben!"

„So zeitig sind Sie schon auf dem Wege?"

„Ich bin gewohnt, des Morgens spazieren zu gehen, wenn der Vater noch schläft, unter Tages verlasse ich ihn nicht!"

„Ich bin auch mit den Finken auf und liebe den Morgen über Alles.“

„Nicht so, wie ich — Sie lieben ihn gewiß nur, weil er die beste Jagdzeit ist.“

„Möglich — denn die Jagd ist meine stärkste, vielleicht meine einzige Leidenschaft! Aber kommen Sie, Fräulein, ich will Sie einen Weg führen, der dem schönsten Park der Welt Ehre machen würde — such', Diane!“

Diana sprang in den Wald und durch thausprühende Büsche — Hugo bot Sophien den Arm, den sie mit klopfendem Herzen nahm, und führte sie auf der andern Seite den Berg hinab. Er hatte den Weg bei der Verfolgung des Spechtes gefunden, und mit seinem geübten Auge die Richtung desselben erkannt. Er führte hinter dem obern Dorfe auf einen Buchenwald zu, an dessen Rande er aus dem Gebirge in den Badeort herabgestiegen war.

Nach wenig Schritten abwärts vernahmen sie ein fernes Rauschen, das immer näher und näher kam, und sahen endlich einen stürzenden Waldbach, der jählings von dem hochansteigenden Gebirge niederschoß. In seinem Bette lagen centnerschwere Felsblöcke, die er — schneegeschwollen und auftobend — im Frühling von den Bergen losriß. Tausend kleine, schäumende Kaskaden bildend, jagte er mit reißender Schnelligkeit zu Thale und durch den hochstämmigen Wald. Ein Steg von Baumklötzen führte auf eine Waldwiese, deren helles Grün prächtig mit den dunklen Tannen, welche sie im weiten Halbkreise umgaben, kontrastirte. Unter einer stand ein grauer, bemooster Grenzstein mit einem Wappen. Ein Weg führte durch die Wiese in den Wald, der

andere hart am Rande des Baches gegen die Niederung. Hinter einem Baumdickicht hob sich eine kahle Felsspitze, wie der Thurm einer alten Ritterburg, die Bäume warfen breite Wurzeln über den Weg, und dem Rande des Ufers zu lagen einige vom Wind gebrochen, und durch ihre niederhängenden Zweige rauschte das Wasser.

Sophie hatte in ihrer flachen, öden Heimat nie etwas Aehnliches gesehen, sie war sichtbar entzückt über die wilden Reize der Natur. Hugo blieb stehen, um ihr Zeit zur Schau zu lassen — er führte sie zu einem Stumpf neben einer uralten Fichte, in der ein verblaßtes und verwittertes Marienbildniß hing. —

„Wie schön ist es hier!" rief das Mädchen entzückt aus, „ich habe niemals solche Pracht der Natur gesehen!"

„Ja, es ist ein eigenes Leben im Gebirge — anderswo gibt's eigentlich keins. Die Monotonie einer Ebene erstreckt sich auf alle Menschen, die sie bewohnen, auf alle Verhältnisse, deren Schauplatz sie ist. Man pflügt und säet, dann erntet man, Ochs und Pferd unterwerfen die Erde für den Menschen — alle Ungewitter einer Ebene sind Kinderspiel gegen die Donner im Gebirg, und eine Ueberschwemmung auf dem Lande wie ein Fußbad gegen eine Douche, wenn erst diese Wässerlein hier wild werden! Außer dem Gebirge gibt es nur noch das Meeresufer, wo Poesie möglich ist und wo ich es ausgehalten habe, länger zu bleiben, als ein Postwagen still hält oder ein Mittagsessen dauert. Ich würde wahnsinnig werden, wenn ich vierzehn Tage im Flachland oder eine Woche in Oberschlesien leben müßte!"

„Sie sind also im Gebirge geboren?"

„Geboren, großgezogen, und wenn auch in der Stadt — was man so sagt — gebildet, so habe ich in Gedanken stets in Bergen gewohnt und immer die erste Stunde der Freiheit benützt, um sie wiederzusehen! Es ist Alles anders hier, der Mensch ringt unmittelbar mit der Natur, er zwingt ihr jede Gabe einzeln ab, und der Poesie bleibt ein weiter Raum in diesen heiligen Wäldern, die über alle Kuppen und Hügel verbreitet sind, und in deren Schatten uns eine trauliche, milde Stimmung befängt!"

„War das auch eine milde, die Sie vorhin auf die armen Täubchen schießen ließ?" fragte mit einem Blicke des Vorwurfs Sophie.

„O kommen Sie nicht auf dieses Thema," bat Hugo, „da bin ich zu parteiisch, um mit Ihnen darüber sprechen zu können — die Jagd ist mein Lebenselement, ich treibe sie mit der Ausdauer eines Toggenburg und mit der Leidenschaft eines Othello. Ich lebe von Thau und Waldluft, wenn ich auf der Wildfährte bin, ich vergesse auf Alles, wenn ich auf dem Anstand liege. Sonst strömen mir die Gedanken zu beim ersten Schritte in den Wald, ich bin nie ideenreicher, als unter dem rauschenden Zeltdach der Bäume; Gedächtniß und Scharfsinn blühen wie die Veilchen nur, wenn die Büsche mich beschatten. Aber wie es im Hagen rauscht, wie mein Hund anschlägt — wie zum Beispiele jetzt — hören Sie — rechts über'm Wasser — er hat scharfe Jagd — es muß ein großes Stück sein — und ziemlich nahe schon — da — da, sehen Sie?" Er deutete mit dem Finger nach der Waldwiese, auf der, wie aus dem Walde geschleudert, ein schlanker Rehbock stand. Er hob

das Geweih, blickte mit den klugen Augen umher und horchte. Hugo hatte das Gewehr rasch und lautlos aufgezogen und legte an.

„Bitte, schießen Sie nicht, lassen Sie ihn leben!“ bat Sophie und griff in das Rohr. Hugo sah ihr in das flehende Auge — sie war schön, unwiderstehlich schön.

„So lauf zu!“ rief Hugo absetzend, und mit lauterer Stimme: „Ha! Sa!“ und das Thier flog mit der Schnelle eines Pfeils in den Wald zurück. „Das war ein großes Opfer, Fräulein!“ sagte er, den Hahn in Ruhe setzend — „er stand so schön zum Schuße!“

„Ich danke Ihnen!“

Sie reichte ihm die Hand, er drückte sie stürmisch an seine Lippen, zwei-, dreimal, sein Mund schien zu glühen! Sophie stand auf und ging weiter. Hugo, mit sich selber kämpfend, neben ihr. Noch hatte er nicht den Muth, von seiner Liebe zu sprechen, von was Anderem konnte er nicht.

Sie schritten rasch neben einander fort, Beide bewegt und unentschlossen. Sie kamen in's tiefste Thal — eine Mühle klapperte, das wilde Wasser stürzte vom Felsen in ein Gerinne und trieb das Rad um. Das Haus selbst war alt und baufällig, aber eben dieses morsche Aussehen paßte vortrefflich zu der Gegend. Um die Mühle herum lag eine kleine Lichtung, auf der Ziegen weideten; fünfzig Schritte weiter verlor sich der Weg, hier schon zur Fahrbreite erweitert, im dichtdunklen Wald. Die abgefallenen Tannennadeln, welche ihn bisher bedeckt hatten, machten grobem Kiese Platz. Sie schritten unter den überhängenden, verschlungenen Aesten hindurch und

gewannen endlich das Freie. Einige Hütten des Dorfes lagen hier zerstreut zwischen kärglichen Kartoffelfeldern und Moorwiesen, ein Buchenwald schloß sich an den dünnen Streifen Tanngebüsch, den sie nun entlang gingen, und in wenig Augenblicken sahen sie den Badeort.

„Heute will ich den alten Herrn besuchen," sagte Hugo gepreßt, „wann genire ich ihn am wenigsten?"

„Zu keiner Zeit — Sie werden uns immer willkommen sein! Ich danke nun, daß Sie mich begleitet haben."

Sie trennten sich, aber im selben Augenblicke kam der Capitän, eine Flasche Salzbrunn in der Hand tragend, von seiner Morgenpromenade zurück, und maß Beide mit einem spöttischen Lächeln. Er schloß sich ohne Umstände an Sophie und fragte sie mit gleichem Tone, wo sie gewesen sei und welcher Zufall — er betonte das Wort sehr stark — sie mit dem Nimrod zusammengeführt habe!"

Hugo war indeß auf seine Stube gegangen, hatte Toilette für den Tag gemacht und fand, als er wieder hinabkam, seine Diane, die nach langer Jagd allein nach Hause gelaufen war. In der Colonnade war es lebhaft; er hatte seine Jagdbeute mitgenommen und wies sie mit einem freundlichen guten Morgen der Baronin, die ebenfalls schon unter den Lustwandlern war.

„Mehr habe ich nicht aufgebracht," sagte er, „als dies unglückliche Liebespaar! Erlauben Sie, Baronin, daß ich diese Beute auf den Altar des Küchengottes niederlege!"

Ein Wink brachte den Kellner herbei, und dieser empfing die zwei Leichname der gefiederten Wald-

kinder mit dem gemessenen Auftrage, sie der Köchin zu übergeben.

„Also haben Sie doch meiner gedacht," sagte sie freundlich, „gestern Abend haben Sie es nicht, denn Sie ließen sich den ganzen Abend nicht sehen!"

„Ich kam erst spät von meinem Spaziergange zurück."

„Was fiel Ihnen ein, wie ein Holländer fort zu gehen?"

„Es war das Klügste — ich hätte dem Capitän sonst sagen müssen, daß er ein dummer Mensch ist!"

„Und wie Sie mich geängstigt haben — ich bitte Sie um Alles in der Welt, Hugo! stören Sie unsere Gesellschaft nicht. Der Capitän ist ein widerwärtiger Mensch, das gebe ich Ihnen zu, und verlange auch gar nicht, daß Sie ihm freundlich entgegen kommen sollen, aber Ihre Weise war gestern wirklich etwas sonderbar!"

„Ich kann ihn nicht leiden, ein so stupider Hochmuth bringt mich auf!"

„Bedenken Sie, daß er als Cavalier und Capitän gewisse Rücksichten haben muß, daß er gewisse Dinge nicht gleichgiltig hinnehmen kann. Bitte, Hugo, vermeiden Sie in Zukunft ein solches Gespräch; ein Mensch, wie Sie, der so taktvoll und aimable sein kann, wenn er nur will, hat doch wahrlich nicht nöthig, immer nur solche Dinge zu berühren, die Andern unangenehm sein und sie zum Widerspruche reizen müssen. Ich sehe Ihnen an, daß Sie ungeduldig werden, aber ich bitte Sie, versprechen Sie mir, den Capitän nicht mehr absichtlich zu reizen!"

Hugo winkte ihr mit den Augen; der Capitän

kam in die Colonnade und begrüßte die Baronin. Hugo erwiederte den ihm gebotenen steifen Gruß mit einem eben so frostigen Kopfnicken und ging auf der rechten Seite der Dame, während der Capitän sich auf der linken hielt.

„Da habe ich eben einen Hauptspaß gehabt —" erzählte er im leichtfertigen Tone — „die stille Pastorstochter drüben hat mit Herrn Stein heute früh eine Morgenpromenade in das Mühlwäldchen gemacht, und ich habe sie deshalb aufgezogen!"

Die Baronin warf einen hastigen Seitenblick auf Hugo, dessen Augenbraunen sich zusammenzogen.

„Die Kleine thut enorm verschämt," fuhr der Capitän fort, „und war so embarasirt über meinen Scharfblick, daß sie mir gar nicht antworten konnte. Ich hätte sie auch gar nicht für so resolut gehalten, einen so weiten Spaziergang in diese unbekannten Wälder zu unternehmen, zwar mit Herrn Stein —"

„Ich bin dem Fräulein tief im Walde begegnet," warf Hugo dazwischen — „sie hat also jedenfalls so viel Muth gehabt, in diese unbekannten Wälder wenigstens allein einzudringen!"

„Mich wundert, daß sie Ihnen nicht davonlief!"

„Man läuft nur, wenn man sich fürchtet — und dazu hatte das Fräulein keine Ursache!"

„Je nun, die weibliche Schüchternheit sieht manchmal Gespenster! Indeß freut mich dieser Beweis von Courage ungemein — ich liebe die unternehmenden Frauenzimmer!"

„Das scheint mir ein unrechtes Wort zu sein, Herr Baron! Ich glaube, das Fräulein wußte, wen sie vor sich hatte; vielleicht würde sie mit jemand An-

derem nicht über den Platz gehen am lichten Tage und im Beisein der ganzen Badegesellschaft."

Der Capitän rollte mit verbissenem Zorn die Augen und sagte, da die Baronin eben eine Dame begrüßte, mit halblauter Stimme zu Hugo: „Noch eine solche Anspielung, und ich werde keine Rücksicht mehr nehmen!"

„Die habe ich von Ihnen weder verlangt, noch erwartet —" sagte mit frostiger Kälte Hugo — „thun Sie, was Ihnen beliebt."

„Schön!" sagte die Baronin, sich zu den Herren wendend — „die Frau Landräthin proponirt eine Partie in's Gebirge auf heute Nachmittag — wir wollen noch einige Personen dazu engagiren!"

„Mit Vergnügen! ich stelle meinen Bedienten als Träger zur Disposition."

„Sehr gütig, Baron! und Sie?"

„Ich bitte mich zu entschuldigen!" sagte Hugo. Die Baronin sah ihn frappirt an.

„Ich erwarte heute meinen Freund Daniel aus der Stadt, dem ich nicht davon gehen darf."

Die Damen schwiegen; Hugo entfernte sich und ging gerade auf die Thür des Pastors los, um ihm den versprochenen Besuch zu machen. Der Capitän ermangelte nicht, Hugo einige giftige Bemerkungen nachzuschicken, und da er nun der nothwendig gewordene maitre des plaisirs war, so empfahl er sich auch, um das Nöthige zu veranlassen. Die Baronin ging auf ihre Stube zurück und warf sich weinend in das Sopha.

„Das ist zu viel —" schluchzte sie — „vor meinen Augen, so ganz ohne alle Zartheit, ohne alle Rücksicht. Aber ich will ihm auch nicht besser begeg-

nen — war ich bisher zu schwach und nachgiebig gegen ihn, so soll es in Zukunft anders werden!"

Hugo war ihretwillen in das einsame Bad, das sie von einem frühern Besuche her kannte, gekommen, oder eigentlich hatte sie es gewählt, weil es Hugo's Besitzung am nächsten lag. Sie hatte ihn schon acht Tage lang erwartet, er war unter allerhand Ausflüchten um diese Woche später gekommen. Sie wußte, daß man in der Hauptstadt über die Wahl des Badeortes glossiren würde, sie setzte sich muthig aller Nachrede ihrer Coterie aus, um einige Wochen in der Nähe des geliebten Freundes, ungestört von lästigen Verhältnissen, luchsäugiger Nachbarschaft und geschwätzigen Hausleuten, leben zu können. Aber der schöne Plan schien nur sehr unvollkommen in Erfüllung zu gehen, ja sie mußte noch Schlimmeres befürchten, zu dem die Erlebnisse von gestern und heute nur das unerquickliche Vorspiel waren.

Bei Tische war sie in beständiger Alteration. Ihre Kurzsichtigkeit verhinderte sie, Hugo und Sophie, die wieder seine Nachbarin war, zu beobachten, dazu wurde sie fortwährend durch Fragen gequält, welche ihre Nachbarn an sie richteten. Einmal machte der Kapitain die Bemerkung, daß sich Herr Stein mit der Pastorstochter vortrefflich zu amüsiren scheine — die Baronin hätte vor Aerger und Eifersucht weinen mögen. Als sie sich erhob, bot ihr der Kapitain, der auf diesen Moment gewartet hatte, rasch den Arm, sie ging die Tafel hinab, und Hugo, der eben dem Pastor wieder ein Glas Wein aufnöthigte, verbeugte sich ganz flüchtig, und ließ sich in seinen Späßen nicht stören. Die Partie war auf

zwei Uhr bestimmt, Hugo erschien nicht, als die Gesellschaft sich sammelte, stand er auf dem Hofe, und ließ seine Diana Steine apportiren. Die Baronin konnte ihren Unmuth nicht verbergen, sie war den ganzen Spaziergang über mißmuthig und verstimmt. Hugo ging seinem Freunde entgegen, und schoß ein Paar Krähen unterwegs — die Sprünge seines Hundes und das Glück, auf weite Entfernung getroffen zu haben, reichten aber auch nicht hin, seine mürrische Laune zu vertreiben. Er hatte mit dem Pastor ein langes Zweigespräch gehabt, und in ihm einen eingefleischten Puritaner, einen fanatischen Protestanten gefunden. Der Pastor war förmlich erbittert, daß unter seinen Augen Messe gelesen werden sollte, er hatte Sophie tüchtig angefahren, weil sie den Wunsch geäußert, auch einmal einer beizuwohnen, und die Arme während des Gesprächs zu den unliebsamsten Vermittlungsversuchen genöthigt, denen Hugo nach einer unbehaglichen Stunde, die er nur Sophien zu Liebe bei dem Alten aushielt, dadurch ein Ende machte, daß er den Hut nahm und davon ging. Er hatte sich allen Ernstes in Sophien verliebt, dafür war ihm der alte Pastor sehr fatal geworden. Er bereute überhaupt, in das Bad gekommen zu sein — er hatte selbst nicht geglaubt, daß ihn die Baronin wirklich schon so wenig interessire, und sah einer peinlichen Zukunft entgegen. In solcher Stimmung fand ihn sein Freund Daniel, der Poet, der in der dem Bade zunächst gelegenen Stadt wohnte. Der Poet schien ebenfalls aus dem Parnaß ein Jagdrevier gemacht zu haben, denn auch er steckte in langen Stiefeln, trug ein mechanisches Pulverhorn und einen Schnallgurt mit Patronen, den Doppellauf

über die Achsel und eine reich befiederte Mütze mit goldenem Jägerhorn. Nur war der Poet noch weniger auf Eleganz bedacht als Hugo, denn die Stiefeln waren mit Fischthran geschmiert und der graue Rock mit Harz und Koth an Brust und Ellbogen beschmutzt. Zuerst umarmten sich die Freunde mit lautem Jubelruf, dann fragte einer den andern: „Was hast Du geschossen?"

Hugo produzirte die Krähen, Daniel einen Taubenstößer und einen Blutfinken. Die neuen Büchsen wurden betrachtet, jeder machte aus des Andern Gewehr einen Probeschuß, und erst, als dies Alles vorüber war, und auch Diana ihre gesammten Künste produzirt hatte, kamen sie dazu, von etwas Anderem zu sprechen.

Zwei Jäger sind bekanntlich für einander die beste, für alle andern Leute die schlechteste Gesellschaft.

Die Freunde kamen aufgeheitert in den Badeort, trieben eine Stunde lang allerhand Schwimmkünste im Bassin und setzten sich dann zu einer Flasche Wein mit Sauerbrunn. Daniel kannte, da er das Bad häufig besuchte, die regelmäßigsten Gäste fast Alle, die Herren lachten und schwatzten, spielten Billard und tranken dazwischen immer fort.

Daniel, der von den Herzensangelegenheiten seines Freundes wohl unterrichtet war, erkundigte sich nun, ob die Baronin schon zurückgekommen sei, um sie zu besuchen. Hugo hatte ihn in der Hauptstadt bei der Dame eingeführt, und Daniel versäumte nie, sich wenigstens auf eine halbe Stunde in ihrem Salon zu zeigen, wenn er für kurze Zeit

die brausende Hauptstadt mit seiner stillen Heimat in den Bergen vertauschte.

Die Gesellschaft war in der Abenddämmerung zurückgekehrt, die Baronin auf ihre Stube. Hugo lehnte die Aufforderung seines Freundes, mit hinaufzugehen, ab. Daniel wurde gemeldet und angenommen. Die Baronin saß schon bei der angezündeten Lampe am Theetisch und blätterte in einem Buche. Sie reichte Daniel freundlich die Hand, die er wiederholt an seine Lippen drückte. Die Bläße und das verstörte Aussehen der Baronin fiel ihm auf.

„Was ist Ihnen, Baronin?"

„Nichts, nichts — ich habe mich auf der heutigen Partie über die Gebühr angestrengt und bin unwohl — warum besuchen Sie das Bad dieses Jahr so spät?"

„Ich war der Erste hier, mit zwei alten Weibern aus Almdorf spazierte ich bei anderthalb Grad Kälte in der Colonnade! Im Thale unten lag fast noch mehr Schnee als oben auf dem Gebirge!"

„Immer extravagant — aber wußten Sie denn nicht, daß ich schon acht Tage hier bin?"

„Pardon, Baronin! den Brief Hugo's erhielt ich erst gestern, denn ich war fünf Tage lang in Schlesien, und mit dem Briefe zugleich auch die Nachricht, daß die Baronin hier seien!"

„Hugo ging Ihnen heute entgegen, er machte sich deßhalb von unserer Partie los."

Sie schwiegen Beide eine Weile.

„Wann kommen sie wieder in die Stadt?"

„Diesen Winter!"

„Haben sie nun lange genug von den Süßigkeiten der Kleinstädterei gekostet? Ich begreife wol, daß

man so lange auf dem Lande bleibt, als die Welt grün und schön ist, aber was mich in Koth und Schnee zurückhalten könnte, in beständigem Stöberwetter und ohne alle Resource, begreife ich nicht, weder bei Ihnen, noch bei Hugo." —

„So ganz arm an Resourcen sind wir doch nicht — wir haben eine schöne Jagd —"

„Und sehr guten Wein," fiel spöttisch die Dame ein, „dann spielen wir „halb Zwölf oder Makao," und benützen die in der Hauptstadt erworbene Routine, um ländliche Conqueten zu machen! Das ist Unrecht, die Hauptstadt war die Schule Eurer geselligen Talente, es ist daher sehr unrecht, sie uns zu entziehen!"

„Sie unterschätzen unsere Frauen und Mädchen, Baronin! Wir haben auch ganz reizende Geschöpfe hier in unsern Bergen, bei denen der Mutterwitz reiche Blüthen treibt, und die das Talent haben, auch aus flüchtigen Berührungen Nutzen zu ziehen." —

„Nun mit solchen Lehrern, wie Sie und Hugo —"

„Pardon, hören Sie nichts?"

„Mir kommt es auch so vor, als ob —"

Daniel öffnete das Fenster, es war ziemlich dunkel geworden, die Fenster der Badegebäude waren meist erleuchtet. Man hörte ein Paar Stimmen heftig sprechen, es waren Hugo und der Kapitain, sie standen im Dunkel der Linden an der Kapelle.

„Es ist Hugo!" —

„Und der Kapitain — ich bitte Sie, Daniel! gehen Sie hinab und sehen Sie nach — es wird doch nicht — ich habe so etwas schon den ganzen Tag gefürchtet!"

Daniel eilte hinab — unten begegnete er dem Kapitain, der zornbebend und mit halber Stimme fluchend an ihm vorbeiging.

Unter den Linden war Alles still — Daniel sah zweifelnd umher, da öffnete sich leise die Thür der Kapelle, und er sah Sophien, todtenbleich in derselben stehen. Sie ging schluchzend an ihm vorbei in ihre Stube. Daniel kehrte um, und suchte Hugo. Er fand ihn Licht machend auf seinem Zimmer.

„Ich bitte Dich, Hugo! was gibt es denn?" —

„Nichts von Bedeutung! wir sind mit dem Kapitain zusammengerathen und haben uns allerhand Artigkeiten gesagt — darauf habe ich ihn auf Morgen früh sechs Uhr auf Pistolen gefordert —"

„Verdammte Geschichte — nun wenn es nicht anders ist, wer wird denn sekundiren?"

„Das muß aber noch ausgemacht werden — ich bitte Dich, bringe das noch heute in Ordnung!"

„Gut! ich muß nur noch heute zur Baronin gehen und sie beruhigen —"

„Habt ihr was gehört?" —

„Nichts als den Lärm eures Wortwechsels —"

„Bitte, mach schnell, wir haben Eile!"

Daniel flog zur Baronin, tröstete sie, der Streit werde sich wol noch beilegen lassen, dann fragte er Hugo um die Veranlassung desselben.

„Ich kann Dir die Sache kurz sagen: Der Kapitain war unverschämt gegen Sophie, ich kam dazu, und habe ihn etwas unsanft an die Wand der Kapelle geworfen — und das Ende vom Liede war, daß wir uns für Morgen ein Randezvous auf der Grenzwiese gaben!"

„Also eine Eifersuchtsquerele? Nun da muß

man nach allen Seiten hin vorsichtig zu Werke gehen! Vorerst müßt ihr die Sache so einrichten, daß der Sieger nicht noch schlimmer daran ist, als der besiegte — ein österreichisches Bad ist der miserabelste Ort in der Welt für ein Duell! Also ihr müßt jeder einen Brief schreiben, daß ihr Euch aus Spleen eine Kugel vor den Kopf geschossen habt, und dabei bleibt es, wenn die Sache schlecht ausfällt, und das kann sie, denn Du und der Kapitain seid beide erbittert und er wahrscheinlich ein ebenso guter Schütz wie Du! Also mache die Papiere zusammen, ich will zu ihm hinübergehen!"

Hugo schrieb den verlangten Brief, einen zweiten an Daniel, einen dritte nan seinen Justiziär, der sein Testament enthielt — und nach langem Zweifeln und Zögern zwei Billets, eines an Sophie, das andere an die Baronin.

Daniel fand den Kapitain ebenso bereitwillig, auf die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln einzugehen, und dieser war sogar zufrieden, daß gar kein Sekundant mehr aufgefordert werden solle, sondern daß Daniel gemeinschaftlicher Zeuge sein und auch die Waffen besorgen solle — ein Versuch, die ärgerliche Sache zu aplaniren, mißglückte total, denn der Kapitain war so erbittert, daß er von Hugo in Daniel's Gegenwart in den beleidigendsten Ausdrücken sprach. Nachdem also Daniel diese Gelegenheit so weit geordnet hatte, ging er zu Hugo zurück, der ihm die beiden Billets einhändigte, mit der Bitte, sie selbst zu übergeben.

„Die drei andern Briefe stecke ich in meine Tasche, daß man sie bei mir finden soll — nun laß uns noch Eine trinken —"

„Gut! aber nicht mehr — wir müssen Morgen zeitig aufstehen, und es geht auf eilf Uhr!"

„A propos, wo nehmen wir denn Pistolen her?"

„Ich habe Deinen Burschen in die Stadt geschickt um ein Paar Geeignete zu holen — er kann es ohne allen Verdacht thun, da sie im Schrank vor meiner Stube hängen, und ich ihm den Schlüssel mitgab —"

„Ich glaube, der Kapitain hat aber ein Paar?"

„Die können wir nicht nehmen — er wäre zu sehr im Vortheil gegen Dich, es ist ein großer Unterschied, aus einer fremden oder aus einer vertrauten Waffe zu schießen!"

„Also gut — komm hinab, wir wollen unten trinken —"

„Warum nicht lieber hier?"

„Auch gut — laß mich um fünf Uhr wecken!"

Dem Kellner wurde geläutet und Champagner bestellt. Hugo öffnete die Flasche, der Pfropf fuhr knallend in die Höhe.

„Das echte Vorspiel zu einem Pistolenduell — heut weißes Rebenblut, morgen rothes Herzblut!"

„Vor Allem aber ruhig Blut, Hugo! in solcher fieberhaften Stimmung wirst Du nicht sehr feste Hand haben — Also auf gutes Glück!"

Sie tranken rasch einige Gläser aus, Hugo sprang endlich auf, riß das Halstuch ab und trat an's offene Fenster.

„Komm und trink!"

„Ah! Mir ist sehr warm — gute Nacht, ich trinke nicht mehr — mir brennt der Kopf — also morgen fünf Uhr!" sagte er, das dargebotene Glas ausstürzend, und eilte hinaus.

Daniel schenkte sich den Rest ein und ging schla-

fen, nachdem er alles Nöthige noch vorbereitet hatte. „Hat doch etwas Manschetten," brummte er, „nun der ist ein infamer Prahlhans, der sagt, daß er vor dem ersten oder zweiten Duell nicht etwas Herzklopfen gehabt habe! Naturalia non sunt turpia — aber eine verdammte Dummheit bleibt die Geschichte doch!"

Hugo eilte, vom raschen Entschlusse getrieben, zu Sophiens Fenster. Sie hatte noch Licht. Er klopfte wiederholt leise an, endlich erschien sie, öffnete halb und blickte hinaus.

„Nur zwei Worte, Fräulein! ich beschwöre Sie!"

Sophie stand eine Weile unschlüssig, dann schloß sie das Fenster leise wieder zu und kam hinab. Sie war in ihr dunkles Tuch gehüllt und trug einen eben so dunklen Schlafrock.

Hugo eilte ihr bis zur Thüre entgegen, und zog sie in den Schatten der alten Linden an der Kapelle.

„Mein Fräulein! Sophie! ich liebe sie wahnsinnig — und wenn ich bis Morgen meine gesunden Sinne behalten soll, so haben Sie Mitleid mit mir."

„Sie haben heute so viel für mich gethan," antwortete tief aufathmend das Mädchen, „daß Sie ein ewiges Recht auf meine Dankbarkeit haben. Mitleid aber habe ich nur mit dem Schwachen und Armseligen, und Sie mein edler Freund, sind weder eines, noch das Andere!"

„O Gott! nun werde, was da will!" — er küßte stürmisch ihre Hände, dann sie an sich pressend, ihre Stirn, ihren Mund, und eilte von dannen. Während Sophie sich fast überwältigt von dem Sturm ihrer Seele mühsam aufrichtete und von dannen ging, schwankte eine andere verhüllte Gestalt mit leisem

Weinen durch das Lindendunkel, indem sie verborgener Zeuge dieses Auftritts gewesen war.

Der frühe Morgen fand die drei Herren schon auf den Beinen. Der Kapitain schritt den Andern voraus, und auf dem Platze angekommen, zog er seinen Ueberrock aus, band sich die Kravate los, und setzte sich ernsthaft, beinahe mürrisch auf den Grenzstein. Hugo und Daniel ließen nicht lange auf sich warten. Kaum hatten aber diese Beiden den Weg zum Buchenwalde eingeschlagen, als auch schon die Baronin völlig angekleidet die Treppe herabkam und auf die Thüre des Pastors zueilte. Auf ihr hastiges Klopfen öffnete Sophie, und fuhr erbleichend zurück, als sie das verstörte Antlitz der Frau erblickte, die ihr mit gepreßter Stimme zurief: „Kommen Sie! Eilen Sie! sie wollen sich ermorden!"

Sophie sprang in die Stube zurück; keine Minute verstrich, so kam sie im Ueberrock und Strohhut zurück. Beide Frauen schritten eilig, ohne ein Wort zu sprechen, den Bergweg hinan.

„Ach Gott!" — rief die Baronin stille stehend, „ich weiß ja den Weg nicht — wen fragen?"

„Wohin wollen Sie, gnädige Frau?"

„Auf die Grenzwiese."

„Die kenne ich."

„Ist sie weit von hier?"

„Eine halbe Stunde!"

„Dann ist jede Minute kostbar! Kommen Sie —"

Die beiden Frauen betraten den Wald, Sophie als Führerin voraus, mit beflügelten Schritten, wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben. Kein Wort wurde gesprochen, man hörte nur die hastigen Athemzüge der Eilenden. Die Baronin, von unsäglicher

Angst gefoltert, glühte, und knickte beim Laufen ein, sie war solcher Anstrengung ungewohnt, und hielt endlich mit verzweiflungsvoller Miene an einem Baume still, an den sie sich stützte.

„Ist es noch weit bis zur Grenzwiese?" fragte sie mit erstickter Stimme —

„Der halbe Weg," antwortete Sophie.

„Um Gottes willen!"

„Aber sagen Sie, gnädige Frau —"

„Eilen Sie! Sie werden sehen, was sich begibt, — helfen Sie, — retten Sie!"

In diesem Augenblicke krachte ein Schuß durch den Wald, dem gleich darauf ein zweiter folgte.

„Herr Gott, zu spät!" kreischte die Baronin und sank ohnmächtig in das Moos.

Sophie blieb eine Weile unschlüßig stehen, dann lehnte sie das Haupt der Baronin an den Baumstamm und flog mit der Schnelligkeit eines gehetzten Rehes der Grenzwiese zu. An der Brücke angelangt, sah sie Hugo und den Kapitain in einer gewissen Entfernung von einander stehen, jeder hielt eine gespannte Pistole in der Hand, und Daniel auf dem Grenzstein sitzend, schien offenbar ein Zeichen zu geben, indem er dreimal in die Hände klatschte. Gleich darauf blitzte es vor Hugo auf, und die Mütze des Kapitains flog von der Kugel getroffen zur Erde. Sophie schrie laut auf. Der Kapitain drückte ab und alle drei wandten sich gleich nach dem Schuße der Stelle zu, wo Sophie jählings erblassend zusammenbrach. Hugo war mit einigen Sprüngen an ihrer Seite und bemühte sich, sie aufzurichten. Als er gewahr wurde, daß sie bewußtlos sei, nahm er rasch die Mütze ab, und schwang sich über das Felsenufer zum Wasser

hinab. Daniel und der Kapitain waren mittlerweile auch über die Brücke geeilt, und der erstere nahm sogleich die mit einem Zuruf hinaufgereichte Mütze und besprengte die Ohnmächtige mit dem eiskalten Wasser.

Sophie schlug die Augen auf, und erhob sich halb mit einem tiefen Seufzer.

Mittlerweile hatte auch Hugo das Ufer erklettert und trat zu der Gruppe.

Der Kapitain, der ein theilnahmloser Zuschauer geblieben war, sagte jetzt mit einem höhnischen Lächeln zu Daniel: „Da sich Mamsell wieder erholt hat, so könnten wir die dritte Kugel wechseln; ich bin ohnehin um einen Schuß gekommen, da ich von dem Schrei überrascht, unwillkürlich losgedrückt habe."

„Sie sollen diesen Schuß nicht verlieren," antwortete Hugo stolz, „ich mag dem Ungefähr keinen Vortheil verdanken."

„Das gebe ich nicht zu," widersprach Daniel, „das ist gegen alle Regel des Zweikampfes. Bestehen die Herren darauf, den dritten Schuß zu machen, so können sie das bei Gelegenheit thun, jetzt glaube ich, wäre es besser, wir gingen in das Bad zurück —"

„Ich sehe nicht ein, warum," sagte der Käpitain, sich nach der Wiese wendend. „Mamsell wird diesmal nicht in Ohnmacht fallen, und ich finde nichts lächerlicher, als ein Duell beim dritten Schuß verschieben."

„Also gehen wir," sagte Hugo, „wenn der Herr Kapitain so begierig ist, sich vor dem Fräulein als Held und guter Schütze zu produziren, so will ich

ihm die Freude nicht verderben." Er sprang über die Brücke und hob die weggeworfene Pistole auf.

„In diesem Augenblicke erschien, sich an den dichtgereihten Baumstamm stützend, die bleiche Gestalt der Baronin, welche aus ihrer Betäubung erwachend, sich aufgerafft und bis hieher geschleppt hatte.

Daniel, der sie zuerst gewahrte, eilte auf sie zu, um sie zu stützen. Der Kapitain folgte ihm mit ironischer Höflichkeit. Sophie, mittlerweile zu fester Besinnung gekommen, nahm die Pistole des Kapitains, die vor ihren Füßen lag, und schleuderte sie in das brausende Wasser, dann ging sie auf Hugo zu, um auch ihm die Waffe zu entwinden.

„Was haben Sie gethan? Sophie!" sagte dieser, die Pistole vor ihr verbergend, „der Handel muß beendigt werden, meine Kugel ging dem Kapitain nahe genug am Leben vorbei — er wird Revange nehmen wollen, und ist in seinem guten Recht!"

„Sie sind fürchterlich, Hugo! Sie schießen auf einen Menschen mit gleicher Ruhe wie auf die Tauben im Walde. Mich schauert in Ihrer Nähe!"

„Wir müssen zu den Uebrigen, kommen Sie!"

„Versprechen Sie mir erst, daß Sie ihr blutiges Werk nicht fortsetzen wollen."

„Das kann ich nicht, der Kapitain muß Genugthuung haben, von ihm allein hängt der Ausgang ab!"

„Ich beschwöre Sie!"

Hugo machte sich los und ging, ohne weiter zu antworten, zu den Uebrigen.

Auch die Baronin schien das Friedenswerk versucht und dem Kapitain zugesprochen zu haben; er zog, sichtbar verstimmt, an seinem Schnurrbarte, und warf von Zeit zu Zeit einen beobachtenden Blick auf

Hugo und Sophie. Daniel trat nun zwischen die beiden Gegner, und sagte nicht ohne einige Verlegenheit: „Es ist am Ende das Klügste, wenn die Herren ihre Sache ein anderesmal ausmachen.“

„Mir gleich,“ sagte Hugo, „der Herr Kapitain soll Ort und Stunde bestimmen.“

„Es ist doch seltsam,“ bemerkte dieser, „daß die Damen unsere Absicht und sogar den Ort erfahren haben.“

Hugo biß die Lippen zusammen. „Es wird am besten sein, wir bestimmen weder Ort noch Stunde im Voraus, sondern überlassen Alles dem Herrn Kapitain. Ich habe wirklich nicht Lust, mich einer solchen Ueberraschung wie der heutigen nochmals auszusetzen!“

Der Kapitain drehte sich gleichmüthig um und bot der Baronin den Arm, Daniel führte Sophie, und Hugo schritt, sich mit einer kurzen Verbeugung empfehlend, in das wilde Gestein hinaus.

Die vorhergegangene Scene hatte ihn mächtig berührt und ihm die Ueberzeugung gegeben, daß die Baronin über seine so rasch entwickelte Beziehung zu Sophien entrüstet sei.

So lieb ihm eine solche durchschneidende Katastrophe noch gestern gewesen wäre, so unangenehm wurde sie ihm heut, wo er einen so großen Beweis der aufopferndsten Theilnahme von Seite der Baronin erfahren hatte. Er war mit sich, mit dem Ausgange des Duells, mit Daniel und der Baronin unzufrieden. Alles hatte verkehrt und falsch gehandelt, nur an Sophien wagte sich sein grollender Unmuth nicht. Er wußte nicht, was beginnen; die widerstrebendsten Gefühle und Erinnerungen ließen ihn

weder zur Ruhe noch zu einem Entschluße kommen, und er warf sich gedrückt und verwirrt auf einen Moosfleck zwischen durch einander geschleuderten Steinblöcken. Wie er den Boden berührte, fühlte er sich unangenehm in die Seite gedrückt, und zog dahin langend die Pistole aus der Tasche, die er vor Sophien geborgen hatte. Mechanisch zog er den Hahn auf, die Kapsel hing noch zerschmettert an dem Cylinder und seine Hände schwärzten sich von Pulverdampf.

„Schade, daß sie nicht geladen ist," murmelt er vor sich hin, „ich wäre gerade in der Stimmung, den Fernando zu spielen, der zwischen zwei Weibern gerade so im Gedränge war, wie ich. Sophie, Du meine Stella — weiß Gott, so eine Pistole macht melancholisch!" Er lag und sann noch eine lange Weile über die Wirren der vergangenen Tage, als das Gebell eines Hundes ihn aufstörte. Er horchte und erkannte die Stimme seiner Diane. Unwillkürlich fuhr er mit dem Zeigefinger in den Mund, und pfiff, eine Minute, und Diana sprang wie ein Pfeil auf ihn zu. Im selben Augenblicke vernahm er noch einen zweiten ebenso gellenden Pfiff in der Nähe, der sich mehrmals wiederholte. Hugo antwortete noch zweimal, und sah endlich Daniel durch den Wald kommen. Er hatte die Damen nach Hause begleitet, und war, Dianen zu sich lockend, umgekehrt, seinen Freund aufzusuchen, dessen Stimmung ihn nichts Gutes ahnen ließ. Als er ihn da stehen sah mit der Pistole in der Hand, sagte er: „Wir werden sie wol nicht mehr brauchen!"

„Wie so?"

„Der Kapitain will vom Zweikampfe abstehen,

wenn Du mir Dein Ehrenwort geben wirst, ihn nicht mehr zu beleidigen."

„Das thue ich nicht," brauste Hugo auf, „er war es, der den Streit durch seine Impertinenzen herbeigeführt hat."

„Also wird er mir dasselbe Versprechen leisten, ihr habt Euch Beide wacker benommen und seid quitt. Ich habe nicht bald zwei Leute fester und schöner auf der Mensur stehen gesehen, als Euch, und da ihr euch denn nichts mehr vorzuwerfen habt, so wäre es am besten, ihr nehmt in Zukunft so wenig Notiz von einander, als nur immer möglich ist. Zudem will der Kapitain in ein paar Tagen das Bad verlassen, und Du kannst bis dahin bei mir in der Stadt sein, wenn Dir es passender scheint."

„Ich mag ihm nicht aus dem Wege gehen."

Daniel, der seinen Mann kannte, erwiederte nichts weiter, sondern legte seinen Arm in den Hugo's und zog ihn rasch mit sich fort in's Bad zurück.

Sophie hatte, kaum zu Hause angelangt, sich, wie im Fieber zitternd, auf ihr Lager geworfen. Die Gefahr, in der sie Hugo erblickt, das frevelhafte Spiel mit dem Leben, gegen das ihr Vater so oft im wilden Eifer gesprochen hatte, das sie zum ersten Male wirklich und in solcher Nähe gesehen, hatte ihre Nerven auf das fürcherlichste afficirt, und eine tiefe Traurigkeit bemächtigte sich ihrer sehr.

War Hugo verwirrt und rathlos gewesen, so war sie, für die so viele Eindrücke noch neu und darum doppelt mächtig waren, es noch in einem viel höheren Grade. Bei ihrem Vater konnte sie keinen Trost suchen, denn der alte Mann wimmerte über seine Schmerzen, und in seinem Unmuthe, daß Sophie

so spät von ihrem Spaziergange komme, vergaß er, sie um die Ursache ihrer Stimmung zu fragen.

Der Kapitain und die Baronin hatten sich befangen und schweigend getrennt. Je weniger der eitle Mann Hugo's Muth und Ehrenhaftigkeit in Abrede stellen konnte, desto mehr verdroß ihn die Theilnahme, welche beide Frauen für diesen an den Tag gelegt hatten, auch ward seine Empfindlichkeit durch das Benehmen der Baronin gereizt.

Die übrige Gesellschaft schien zu ahnen, daß irgend etwas Störendes vorgefallen sei, denn Alles gruppirte sich flüsternd in der Colonnade und beobachtete die Baronin und den Kapitain mit aufmerksamen Blicken. Beide waren einsylbig und verstimmt. Hugo und Daniel, die später anlangten, waren es nicht minder. Die Tischglocke wurde geläutet und Hugo nahm nicht ohne seltsame Beklommenheit seinen Platz ein. Zum Glücke leistete ihm Daniel als Letztangekommener Gesellschaft, auch erschien der Pastor, auf seinen Stock gestützt, allein bei der Freitafel und entschuldigte seine Tochter mit einer Unpäßlichkeit.

„Halte mir den Alten nach Tische eine Weile auf," flüsterte Hugo seinem Freunde zu, „ich muß mit Sophien ein Paar Worte allein sprechen."

„Bene," replizirte Daniel, und legte dem Pastor vor, der mit zitternder Hand nach dem Suppenlöffel griff und dabei die Abwesenheit seiner Tochter beseufzte, welche sonst dieses Geschäft versah.

Daniel mußte heute alle Kosten der Unterhaltung allein tragen, disputirte mit dem Pastor über Rationalismus und die Hengstenberg'sche Kirchenzeitung, und ließ Hugo seinen Gedanken über. Dieser

konnte das Ende der Mahlzeit kaum erwarten, kratzte ungeduldig auf den Tellern und trank ein Glas nach dem andern mit ungewohnter Heftigkeit aus. Endlich wurde das Dessert gebracht, Daniel schwatzte dem Pastor ein Glas Rothwein auf, und Hugo verließ, als wollte er noch wiederkommen, ohne Abschied Tisch und Stube. Niemand schien sein Weggehen zu bemerken, nur die Baronin zuckte leise zusammen, als sie ihn verschwinden sah.

Hugo klopfte an des Pastors Thüre, erst leise, dann stärker — Niemand lud ihn ein — da öffnete er rasch und trat in die Stube. Sophie lag auf dem Sofa — verweint und angegriffen, bei Hugo's Eintritte wollte sie sich aufrichten, er hinderte sie aber daran, und kniete, sie mit einer Hand festhaltend, mit der andern die ihre fassend, neben ihr.

„Sophie! um meinetwillen leiden Sie!" rief Hugo und preßte seinen Mund auf ihre Hände, „ich bitte Sie, verzeihen Sie mir!"

„Haben Sie dem fürchterlichen Vorsatze entsagt, auf dem Sie Morgens mit solcher Härte bestanden?"

Hugo schwieg.

„O dann lassen Sie mich," sagte Sophie schmerzlich, und entzog ihm die Hand. „Wie kann ich Ihren Versicherungen glauben, wenn Sie es nicht über's Herz bringen können, einen einzigen kleinen Schritt der Versöhnung zu thun. Der Kapitain erklärte sich unterwegs bereit, vom Zweikampfe abzustehen, wenn Sie den ersten Schritt zur Ausgleichung des Mißverständnißes thun wollen."

„Das kann ich nicht!"

„Auch, wenn ich Sie bäte?"

Sie richtete sich auf, und blickte ihm mit unend-

licher Milde in's Gesicht. Zwei große Thränen rollten aus ihren blauen Augen als stumme Fürbitter auf seine Hand.

„Nicht weinen, Sophie, nicht weinen!" und sich rasch erhebend, bot er ihr die Hand. Ich gehe jetzt dem Kapitain ein versöhnendes Wort zu sagen, von seinem Benehmen wird es abhängen, ob unsere Fehde beendigt sein solle oder nicht. Jetzt muß ich gehen, denn man wird den Saal verlassen; wo kann ich Sie heute noch sprechen, Sophie? ich werde Abends unter den Linden sein." Hugo eilte fort und fand bei seinem Eintritte in den Saal die Gesellschaft im vollen Aufbruche. Die Baronin ging am Arme des Kapitains, der finster und kalt aussah, an ihm vorüber, und erwiederte seinen Gruß mit einem schmerzlichen Blicke. Der Capitain nickte steif und hochmüthig mit dem Kopfe. Hugo begleitete mit Daniel den Pastor bis zu seiner Thüre, und ging dann in die Colonnade, wo der Capitän im Kreise der andern Herren stand und seine Cigarre anbrannte. Hugo ging erst einigemale in der Colonnade auf und ab, sein fester Vorsatz schien wieder wankend zu werden und seine Miene wurde immer unruhiger.

Der Kellner brachte mehrere Tacen schwarzen Kaffees in die Colonnade und stellte sie auf den Tisch; die Herren langten zu, und auch Hugo und Daniel traten an den Tisch in demselben Augenblicke, wo der Capitän von der andern Seite herabkam. Hugo sagte mit gewaltsam gepreßter Stimme, ihm fest in's Auge blickend: „Herr Capitän, zwei Worte, wenn es gefällig ist."

„Sie wünschen?" war die mit einem scharfen Blicke begleitete Entgegnung.

„Die Damen, denen ich so viele Rücksicht schuldig bin, einen bestimmt ausgesprochenen Wunsch nicht zu übergehen, haben mich ersucht, den feindlichen Streit zwischen uns friedlich zu beendigen. Wenn Sie, mein Herr Baron, mit der einfachen Erklärung, daß ich Sie für einen Mann von Ehre halte, und daß ich Sie nicht absichtlich beleidigen wollte, zufrieden sind, so bin ich bereit, ihnen diese zu geben."

„Das heißt, Sie erklären etwas, was Sie zu bezweifeln kein Recht haben," antwortete der Capitän kalt und hochmüthig. „Indeß mag es darum sein. Ich will die Nerven der Damen keiner neuerlichen Erschütterung aussetzen und will auf die dritte Kugel verzichten!"

„Herr Baron," sagte Hugo, sich gewaltsam mäßigend, „Sie erklären also vor meinem Freunde Daniel unsern Streit als vollkommen ehrenhaft beendigt?"

„Ich erkläre ihn als beendigt," war die frostige Antwort, der Capitän nahm seine Tace und wollte Hugo den Rücken wenden. Da faßte ihn dieser heftig am Arm, und sagte: „Diese Erklärung genügt mir nicht."

„Und ich gebe keine andere!"

„Gut, wo treffen wir uns noch heute!"

„In einer Stunde im Klausengraben!" und zu Daniel gewendet sagte der Capitän: „Wissen Sie den sogenannten Klausengang?"

„O ja!" antwortete Daniel, „aber ich muß Sie aufmerksam machen, daß wir nur eine Pistole haben, und daß ich erst neue Waffen und Kugeln besorgen muß."

„Richtig! die Mademoiselle hat in ihrer philan-

tropischen Aufwallung meine Pistole in's Wasser geworfen, indeß dem ließe sich auch abhelfen, wenn Sie in die Stadt um andere Pistolen schicken wollten; machen Sie das, wie Sie wollen, es bleibt bei dem Rendezvous, nur, daß wir uns statt heute, morgen früh um sieben Uhr finden wollen."

„Wozu das?" fiel Hugo lebhaft ein, „wir haben noch eine Pistole und zwei Kugeln, gehen wir sogleich, ich lasse dem Herrn Baron den ersten Schuß auf zehn Schritt Barriere."

„Wie Sie wollen!"

Der Capitän trank ruhig seine Tace aus und ersuchte Daniel, um alles Aufsehen zu vermeiden, mit Hugo vorauszugehen, indem er versprach, in längstens einer Stunde bei ihnen zu sein.

Sophie hatte, als der Vater nach dem Bade eingeschlummert war, sich mit ihrem Strickzeuge unter die Linden vor der Kapelle gesetzt und nicht bemerkt, daß die Baronin aus der Thüre derselben trat und sie eine lange Weile beobachtete. Endlich trat sie an das sinnende Mädchen heran und bot ihr einen freundlichen guten Abend. Sophie wollte sich erheben, die Baronin setzte sich neben sie auf die hölzerne Bank und fragte nach dem Befinden des Pastors.

Nach einigen Zwischenreden, bei denen beide Frauen gleich befangen waren, nahm die Baronin Sophiens Hand und ihr fest in's Auge blickend sagte sie: „Wir müssen auch handeln, liebes Fräulein! und den wilden trotzigen Männern ein Beispiel geben, daß wir stark sein können! Sie lieben Hugo — ich bin dieser Neigung im Wege und — entsage ihm!" — „Nein! Nein! gnädige Frau! eher will ich durch meine Entfernung den gestörten Frieden wie-

der herstellen, als ein solches Opfer annehmen! Was geschah, ist Fügung des Augenblicks gewesen, auch habe ich nichts gethan, das mich binden könnte — mein Vater wünscht das Bad zu verlassen, da es ihm keine Linderung bringt — ich will ihn in diesem Vorsatze bestärken und morgen sind wir schon aus einem Kreise geschieden, in den unsere Gegenwart, wenn gleich ohne unser Verschulden, solche Störung brachte!

„Ihre großmüthige Entsagung würde mir wenig nützen, liebes Fräulein! ich habe den Kampf überstanden und muß mit der That eilen, da der Entschluß gefaßt ist. Hugo hat mich aufgegeben und Ihnen seine Neigung zugewendet; so mußte es kommen über kurz oder lang, und ich habe mindestens die Beruhigung gewonnen, daß er sein Herz einer Würdigen geschenkt hat. Ich bin zerworfen und zerstört, ich konnte Hugo nichts bieten, als ein trauriges Herz, und löse ihn von allen Banden, da ich weiß, daß sie ihm drückend geworden sind!"

Sophie küßte die Hand der Baronin — beide weinten still aber auf's tiefste ergriffen, und ihre Hände faßten sich immer fester und krampfhafter. Da krachte es wie ein ferner Schuß aus dem Walde hinter ihnen — beide horchten betroffen auf, Alles blieb still.

„Wo nur die Herren sein mögen," sagte die Baronin umblickend, „heute Abend erfährt Hugo durch ein Paar Zeilen meinen Entschluß und morgen reise ich ab —"

Sophie wollte die Baronin nochmals versichern — als ein zweiter Schuß fiel.

„Sie schlagen sich doch!" rief sie schmerzlich, die

Hände faltend, „ach, er liebt mich nicht, sonst hätte er sein Wort nicht gebrochen.“

Die Baronin blickte mit lebhafter Unruhe zurück — der Wald, in dessen grünem Dunkel die Schüße gefallen waren, lag still und ruhig da, kaum daß die schlanken Wipfel leise hin und her schwankten; es litt die beiden Frauen nicht auf der Bank, sie gingen unruhig auf der Terasse auf und ab, die zur Colonnade führte. Sophiens scharfes Auge glaubte ein dünnes graues Wölkchen über dem Dickicht wahr zu nehmen. Eine peinliche Viertelstunde verging und die Gleichgiltigkeit, mit der die unbetheiligten Badegäste in der Colonnade auf und abschritten, machte die besorgten Frauen nur noch ängstlicher — den Besorgten macht fremde Sorglosigkeit immer noch zaghafter. Da kam Hugo eilenden Schrittes den Weg herab und winkte nach der Colonnade zu, indem er zugleich mehreremale auf den Fingern pfiff. Hugo's Jäger rannte auf dieses Zeichen hinab über den Bach, den Waldweg hinauf — Hugo sprach eine Weile mit dem Burschen, der eilfertig wieder zurücklief, und verschwand auch seinerseits im Walde. Die beiden Frauen athmeten hoch auf, als sie Hugo unverletzt gewahrten, aber bald bemächtigten sich ihrer neue Besorgnisse. Der Badearzt ging mit dem Jäger den Berg hinauf, es mußte Jemand verunglückt sein. —

Die wachsende Dunkelheit machte die Ferne trübe und den Wald pechschwarz — endlich nach einer peinlichen halben Stunde kamen Hugo und der Doktor, Daniel und der Capitän aus dem Walde, in einiger Entfernung folgte Hugo's Jäger. Als sie den Hügel heraufstiegen, traten die Damen hinter die Kapelle — Hugo schritt frei und leicht wie sonst, der

Capitän ging langsam und hatte die Hand in eine Schlinge gelegt, die in der Eile aus einem seidenen Taschentuche improvisirt worden war. Die Herren trennten sich, ohne die Mütze abzunehmen, scheinbar frostig, Daniel und der Doktor gingen mit dem Capitän auf dessen Stube, Hugo eilenden Schrittes nach der Kapelle.

„Treten Sie da hinein!" sagte, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, die Baronin, „ich will ihn hier empfangen!"

Sophie gehorchte, kaum schloß sich die Thüre der Kapelle hinter ihr, so kam auch Hugo heran und umschritt rasch die Lindengruppe. Als die Baronin aus dem Dunkel trat, blieb er stehen und machte eine rasche Bewegung nach ihr — einen Augenblick später hatte er sie aber erkannt und zog die Mütze.

„Sie suchen Jemand, Hugo?" nahm die Baronin das Wort, und ihre Stimme bebte. „Sie werden Sophie bald sehen — aber zuvor müssen Sie noch ein Paar Worte anhören!"

„Sie befehlen, Baronin?"

„Sie haben sich zwar selbst befreit Hugo, aber Sie sollen Ihren Freibrief in aller Form Rechtens erhalten, damit die Erinnerung an ein trauerndes einsames Weib Ihre glückliche Zukunft nicht stören möge! — Nur Eines versprechen Sie mir, wenn Sie Sophie wirklich lieben, sie auch zu heiraten!"

Hugo blickte sie trotz der wachsenden Dunkelheit durchdringend an, und schlug langsam in die dargebotene Hand. Die Baronin zog ihn zur Kapelle hin; als sie die Thür aufmachte, lag Sophie im zitternden Licht der ewigen Lampe auf den Knieen vor dem Muttergottesbilde. Hugo blieb betroffen stehen, die Baro-

nin führte ihn zu ihr und sagte: „Liebes Fräulein! Hugo wirbt durch mich um Ihre Hand!“ dann verließ sie hastig und gesenkten Hauptes die Kapelle.

Sophie erhob sich und wehrte mild aber bestimmt die stumm dargebotene Hand des Jünglings ab.

„Er liebt mich ja nicht!“ sagte sie.

„Sophie!“ rief Hugo aufwallend.

„Lieben Sie mich, Hugo!“ nahm Sophie das Wort, „so würden Sie ein Herz für meine Bitte, ein Gedächtniß für Ihr gegebenes Wort haben — Sie versprachen mir heute, den unseligen Streit nicht zu erneuern, und haben es doch gethan!“

„Sophie! die Ehre gebot es, ich konnte nicht anders, auch habe ich nur bedingungsweise gesprochen, der Capitain ist Schuld, ich mußte!“

„Gestehen Sie selbst, daß ich Ihnen nicht unbedingt vertrauen kann, so gern ich auch möchte. Ich müßte bangen für Sie und — für mich, Hugo, denn ich kann nichts als weinen, ohne Klage, ohne Vorwurf!“

„Sophie! meine himmlische Sophie!“ rief Hugo und faßte sie mit beiden Händen, „verzeihen Sie mir und grollen Sie dem Vorurtheil, dessen Sklaven wir sind!“

„So möge Ihnen die Liebe Muth und Kraft geben, sich von dieser unwürdigen Herrschaft zu befreien; — versprechen Sie mir, Hugo — nein! nein! lassen Sie mich!“ rief sie, ihn abwehrend, „vergessen Sie nicht, wo wir sind!“ —

Hugo trat hoch aufathmend einige Schritte zurück — Sophie wandte sich zum Altare.

„Wenn ich Ihren Versicherungen glauben soll, lieber Freund! so schwören Sie mir, nie mehr mit

einem Menschenleben ein so gräßliches Spiel zu spielen, wie heute!"

Sie bot ihm ihre Hand, er ließ die seine sinken.

„Sophie!" sagte er nach einer Pause, „das kann ich nicht, verlangen Sie Alles, Alles, ich will es unbedingt geloben, nur dieses Eine nicht! Ich will mich beherrschen, jeder Gelegenheit zu ernstem Streite ausweichen, der Gedanke an Sie soll mir Kraft geben, mein aufbrausendes Gemüth zu zügeln, aber der Ehre, Sophie, muß ihr Recht bleiben!"

„Grausamer Mensch!"

„Sie selbst sind grausam, indem Sie das Unmögliche fordern und zum Preise Ihres Herzens machen — es wäre das ein spielend leichtes Versprechen für tausend Andere, aber das schwerste für mich! Sophie! ich sah Sie und opferte Ihnen ein treues edles Herz auf, Sie sind mir in wenig Stunden theurer geworden, als Alles, was ich im Leben noch geliebt habe, mein Gefühl für Sie ist das reinste, das ich je empfand, das vollste, das mächtigste — stören Sie diese Blüthenzeit meiner Seele nicht durch solch' ein eisiges Begehren und begnügen Sie sich mit dem, was ich versprechen darf, und was mir zu halten vergönnt ist!"

Er wollte sie wieder mit Heftigkeit in seine Arme schließen, sie trat aber mit entschiedener Haltung bis auf die Stufe des Altars zurück.

„Dann, Hugo, darf ich Ihnen nicht angehören!"

„Sophie! bedenken Sie —"

Sie schüttelte traurig das Haupt und ging dem Eingange zu. Hugo hielt sie auf, und blickte ihr mit unendlicher Leidenschaft in das klare edle Auge, das seinen Blick traurig aber fest erwiederte. Er war im heftigsten Kampfe, seine Hände zuckten, und

sanken endlich starr herab. Sophie wollte gehen, aber auch sie hielt eine unsichtbare Macht zurück.

„Hugo! ich bitte Sie!"

Da schüttelte es ihn wie ein Fieber, er hob den stolzen mächtigen Leib zu voller Höhe und schritt aus der Kapelle hinaus. Sophie, in Thränen ausbrechend, folgte ihm nach und ging in ihre Stube. Der Vollmond ging zeitig auf, sie weinte am Fenster. Da bellte der Hund, zwei Manner, in denen sie Daniel und Hugo erkannte, gingen an dem Hause vorbei, ihre Büchsen blitzten im Strahl des Mondlichtes, Hugo drehte den Kopf nach ihrem Fenster. Sie sah noch einmal in sein edles kühnes Gesicht, er blieb stehen — an Sophiens Herz riß eine Zaubermacht, sie wollte die Hand mit dem weißen Tuche heben — da flog eine Wolke über den Mond — Diane schlug an, und Hugo schritt mit einem tiefen Seufzer dem schon einige Schritte vorausgegangenen Freunde nach. Sophie sank schluchzend auf ihr Lager. —

Am nächsten Morgen hieß es, der Capitän habe einen Fall gethan und sich an der Hand verletzt, Nachmittags reiste er ab, ohne dem Pastor Lebewohl zu sagen, scheinbar in der verdrießlichsten Stimmung von der Welt.

Sophie war den ganzen Morgen in ihrer Stube geblieben; gegen Mittag kam der Kellner und brachte ihr einen Brief von der Baronin. Es waren die Abschiedsworte der Dame, die noch gestern Abend alle Anstalten zur Abreise getroffen und das Bad mit dem frühesten Morgen verlassen hatte.

„Mein liebes Fräulein!" schrieb die Baronin, „ich sage Ihnen mit diesen Zeilen Lebewohl. Ich schäme mich nicht, Ihnen zu gestehen, daß ich Sie

um den Mann beneide, dem Sie angehören werden, ich kenn' ihn, ich hab' ihn geliebt. Sie werden glücklich sein, wie es eine Sterbliche nur werden kann — Gott behüte Euch Beide! Ich reise morgen mit Tagesanbruch und ohne Aufenthalt aus der Hauptstadt zu meinen Verwandten in Hannover. Bitte, sagen Sie das Hugo, ich habe nicht Kraft genug, ihm zu schreiben!"

Sophie ließ tief erschüttert den Brief sinken — und sagte endlich, sich gewaltsam aufraffend: „Mein Wille war gut!"

Traurig und in sich gekehrt blieb sie, alle Berührungen vermeidend, auf ihre Stube beschränkt — und konnte es nicht erwarten, in ihr Dorf zurückzukehren. In Breslau verweilte der Pastor einige Tage, und in dieser Zeit lernte sie einen jungen Candidaten kennen, der binnen Jahresfrist eine dürftige Pfarre und ihre Hand erhielt. Der wackere, junge Mann hatte in seinem Leben nicht duellirt und einen unsäglichen Abscheu vor allen Mordgewehren. Als Sophie mit ihrem Gatten auf dem bescheidenen Planwägelchen übersiedelte, wurde sie von einem Offizier überholt, der ein Pferd probirte. Es war der Baron von Götzow. Als er Sophien erkannte, ritt er neben ihr und drehte mit einem höhnischen Lächeln seinen Schnurrbart. Endlich sagte er, sich empfehlend: „A propos Frau Pastorin! wissen Sie, was mit dem Gutsbesitzer geschehen ist, mit dem ich mich im Bade geschossen habe? Er hat vor vier Wochen Hochzeit gehabt mit einer Gräfin — mir hat es ein Kamerad geschrieben, eine famöse Partie! Ein flotter Junge war er, auf Ehre! — ein prächtiger Junge! nicht wahr?" dabei warf er einen seltsamen Blick

auf den Pastor und galoppirte zurück. Sophie fuhr mit der Hand nach dem Herzen, es war ihr, als stäche sie was durch und durch und dem Anscheine nach war der Anblick ihres friedfertigen Gemals nicht hinreichend, den Eindruck der eben erhaltenen Nachricht zu verwischen.

◇◇◇

Gedichte

von

Joseph Bayer.

Im Anfang war das Wort.

Wenn ihr des Sängers Sendung fassen wollt,
So schlagt das Evangelium Johanni's
In eurem Herzen auf — ich will es euch erklären!

Das Wort war schon im Anfang alles Lebens;
D'rum kann sich nichts Lebend'ges still verhalten,
Und tönend muß sich jeder Puls verkünden!
Gesprächig ist das Leben, und es wird
Den Laut: „Ich bin!" sich ewig wiederholen!
D'rum muß der Himmel donnernd sich beweisen,
D'rum kann der Ocean nicht lautlos fluthen,
Und muß in dumpfen Selbstgesprächen brausen!
D'rum wird die Grille nie ihr Zirpen lassen,
Die Schlange wird sich zischend bald verrathen,
Und sterbend nur wird Philomele schweigen!

Doch jenes Wort, das schon im Anfang war,
Ist stets bei Gott gewesen, und Gott selbst
War jenes Wort! Er war die Riesenknospe,
Die dann, zum Universum aufgeblüht,
In tausend Farben von sich selber sprach!
Die Schöpfung ward nur durch das Wort vollbracht;
Das Weltall ist ein ausgesproch'ner Laut,

Und alles Sein ist nur der ew'ge Nachklang
Des ersten Werde! In dem Alphabet
Des Lebens klinget stets das Alpha mit,
Und in dem großen Labyrinth der Schöpfung
Wird stets in tausendfach melod'schem Echo
Das hohe Urwort hin und her geworfen!
Denn Gott ist nur das Wort, und er allein
Kann tausendstimmig und aus allen Tiefen
Des Weltenalls von seinem Dasein sprechen!

Im Worte ist das Licht; als helle Fackel
Ward es geschwungen durch das leere Nichts,
Und es verschwand das wesenlose Dunkel.
Und wie die Sterne, Silberdolchen gleich,
Tief in die Brust der alten Nacht sich wühlen,
Bis sie dem Tage todt zu Füßen sinkt:
So wird das ew'ge Wort vertausendfacht
Stets mit der Dunkelheit erneuert kämpfen,
Bis endlich sie im Lichte untergeht! —

Doch jenen kräftigen Beweis, den Gott
Von seinem Dasein aus den Lüften donnert,
Muß er in unsern eig'nen Herzenstiefen
Mit sanften Flötentönen wiederholen!
D'rum hat das Wort sich in die Menschenbrust
Gesenkt, und wohnt im Liede unter uns!
Hört ihr die frommen Mettenglöckchen läuten?
Hört ihr den Orgelton und Chorgesang
In meines Herzens kirchlich heil'gen Räumen?
Hört ihr die Engel in den Lüften singen
Von Gottes Preis und von der Menschen Frieden?
In meinem Herzen ward der Heiland neu
Geboren, und ich hebe hoch empor
Das Flügelkind, den Lied geword'nen Gott,
Und trag' ihn triumphirend durch die Menge!
O Phantasie, du warst die heil'ge Jungfrau,
Die willenlos das Gotteskind empfangen;
Du warst die Gottergeb'ne Magd des Herrn,
Die von der Kraft des Höchsten überschattet,
Und sanft gekost von der weißen Taube
Des heil'gen Geist's, das Himmelskind geboren!

Ich bin nichts weiter, als der Pflegevater
Des wundervollen, schönen Christusknaben! — —
Ein Gott hat die geräum'ge, weltengroße
Werkstätte meines Geistes jetzt bezogen,
Und hämmert dort an einer neuen Welt!
Ich aber falte zum Gebet die Hände,
Und lausche mit verhalt'nen Athemzügen
Auf die geheimnißvolle neue Schöpfung!

Kunst und Leidenschaft.

Wollt ihr mein Land in allen Theilen kennen,
So folgt mir durch das wüste Felsgebirge
Der greisen, steingewordenen Gedanken,
Die schreckend einst durch meinen Busen tobten!
Hier war die Werkstatt toller Leidenschaften,
Hier haben rings Vulkane wild gebrannt —
Doch nun sind ihre Krater flammenlos!
D'rum keine Furcht, wenn euch der Weg vorüber
Bei den gespenst'gen Felsenblöcken führt,
Bei den unheimlich wilden Petrefakten!
Ihr Steingesicht ist zwar von Zorn verzerrt;
Sie wiegen Felsenlöwen in dem Arme,
Und ringen mit versteinten Riesenschlangen!
Doch seid nicht zaghaft, denn sie haben alle
Das Antlitz der Meduſa schon gesehen;
Der grelle Blitzstrahl der Aegide hat
Getroffen ihre ungestüme Seele,
Und hat ihr wildempörtes Herz verkohlt!
Es sind ja nur versteinerte Titanen;
Minerven's Sieg steht hier in Stein gehau'n! —

Die Kunst führt einen schweren, heißen Kampf
Mit unſ'res Herzens wildempörten Riesen;
Sie führt den stürmischen Gigantenkrieg
Mit unsern tollen Leidenschaften fort!
D'rum muß Minerva stets gepanzert bleiben,
So lang' der Krieg mit jenen Riesen dauert!
Erst dann, wenn das titanische Geschlecht

Der Himmelsstürmer gänzlich ausgestorben,
Dann wird die Kunst die schwere Eisenrüstung
In's Meer versenken, und die schönen Glieder
Entkleidet euren trunk'nen Blicken zeigen —
Dann wird sich Pallas „Aphrodite" nennen,
Und statt des Helmes einen Kranz von Blumen
Auf ihre gold'nen Wunderlocken setzen;
Aus ihrer finstern Dienerin, der Eule,
Die ihr gespenstig zu den Füßen sitzt,
Wird eine milde Friedenstaube werden,
Die dann auf ihre Silberschulter fliegen soll!

Das Wort des Sterbenden.

Er hat das letzte, letzte Wort gesprochen!
Er gab uns Bettlern noch das letzte Goldstück
Aus seinem reichen Herzensschatze hin,
Den großen, gold'nen Obolus für's Leben;
Er spendete die heil'ge Oelung uns,
Aus seines Auges himmelblauem Kelche
Gab er den letzten warmen Liebesblick,
Die letzte Thräne uns zum Tranke hin!
Als wir ihn mit balsam'schen Liebesworten
In seinem schweren Kampf zu stärken suchten,
Da rief er sanft: Sancta simplicitas!
Und Todesweisheit lispelte sein Mund:
„Ihr wollt mich trösten? Kann der Jünger wol
Den Meister stärken, der am Sterbebette
Bestehen soll die höchste Lebensprobe?
Eh' Christus starb, da rief er seine Jünger;
Da hielt er jenes große Abendmal,
Da goß er aus dem Kelche seines Herzens
In jede Brust kostbare Tropfen Blut's,
Damit sein großes, warmes Heilandsherz
Zugleich gewaltig in zwölf Busen schlage;
Damit in majestätischen Akkorden,
In wundervollen Orgeltönen nun
Vervielfacht seines Herzens lauter Pulsschlag
Durch die Geschichte echoreich erschalle.

Der Sterbende muß stark sein; muß die Brüder,
Die schwachen, die ihn überleben, stärken!
Er muß sein Herz in ihre Hände legen,
Damit es nicht auch mitbegraben werde;
Damit es an dem reichgeschmückten Ringe
Des Lebens als ein flammender Rubin
Noch lange glänze — an dem großen Ringe,
Der ewig schön der Gottheit Finger ziert!
O er muß stark sein; daß er als ein Sä'mann
Noch seines Lebens gold'nes Samenkorn
In seiner Brüder Herzenserde senke,
Damit ein farbenschönes Blumenheer
Zukunfterquickend aus dem Korn erstehe.
Er ist sein ganzes Ich der Erde schuldig,
Er muß es ihr beim Abschied dankend schenken;
Er muß im Todeskampf sein ganzes Leben
Zusammenraffen, und mit Riesenkraft
Auf seiner Brüder Schultern legen, muß
Die Schmerzentkräfteten mit Trost aufrichten,
Damit sie seines Lebens reichen Schatz
Hin zu den andern Schätzen muthig tragen! —
Er hat sein ganzes Leben lang gelebt
Von mächtigen Gedanken, großen Thaten
Verklärter Todten, die als heit're Blumen
Auf ihren Gräbern blüh'n! Er darf nicht sterben
Für diese Erde, wenn er auch auf immer
Für eine zweite Welt gestorben wäre!
Die Erde hat ein heilig' Recht auf ihn;
Der Himmel hat noch nichts um ihn verdient!
Fluch über ihn, wenn er nicht eine Scharte
Gehauen in des Todes scharfe Sense!
Wenn er dem Tode gänzlich sich verschrieben
Durch eine träge, lange Lebensfäulniß;
Wenn er den nagenden Gewissenswürmern
Des Geistes faulen Leichnam vorgeworfen!
Noch aus dem Sarge soll sein Auge leuchten;
Die welke Rose seines Mundes soll
Mit ew'gem Geistesduft die Lüfte würzen!
Die Erde hat ein ewig' Recht auf ihn;
Er hat ihr eine ew'ge Schuld zu zahlen,
Fluch ihm, wenn Alles an ihm Leiche war.

Fluch dem erstorb'nen Leben, aber Heil
Und ew'gen Dank dem lebensvollen Tod!

Schöpfungsgeschichte der Kunst.

Schon lang' war Venus aus dem Meer gestiegen;
Es formte die bewußtlos-schöne Jungfrau
Schon lang' im Traume, mit verbund'nen Augen
Viel Rosen, Lilien und Vergißmeinnicht;
Sie warf die kleinen, kindischen Gedanken,
Die ihr die Brust erfüllten, lange schon
Im Schlaf als Schmetterlinge durch die Lüfte:
Da trat Minerva plötzlich vor sie hin,
Als der lebend'ge, schaffende Gedanke
Des Zeus, und weckte sie aus ihrem Schlummer.
Erstaunet öffnete nun Aphrodite
Zum ersten Mal ihr tiefes, blaues Auge,
Und sah Minerven fragend an
Mit einem großen Blick. Doch diese küßte sie
Und sprach: „Erkenne Deine Schwester,
Und räume mir auf Deinem Blumenthrone
Die halbe Stelle ein! denn sieh', der Vater
Schickt mich zu Dir, daß wir gemeinsam herrschen
Als Königinnen auf der schönen Erde,
Und daß Natur und Kunst sich ewiglich
In's Schwesterauge liebend schauen mögen.
Ich will in Deinem Spiegelaug' mein Antlitz
Mit süßer Wonne suchen, und Du kannst
In meinem Aug' Dein holdes Bild erschauen!
D'rum zürne nicht, daß ich Dich aus dem Schlafe
Für immer aufgestört! Denn nicht mehr wirst Du
Dein wundervolles Auge schließen wollen,
Wenn Du einmal Dein Zauberbild geseh'n;
Und ewig werden wir mit Schwesterwärme
Uns in einander suchen und auch finden!"

So sprach Minerva schmeichelnd, und begann
Die zweite Schöpfung auf der jungen Erde.
Sie trat zuerst mit einem Blick voll Seele

Vor trotz'ge Felsen hin, und küßte sie;
Und wundervoll gegliedert standen nun
Die rohen Riesen da, als wär' auf einmal
Ein Götterzug gewaltiger Gedanken
Statt durch's Gehirn, durch dieses Felsgestein
In herrlichem Triumph hindurch gezogen.
Als Tempel standen jetzt die Felsen da;
Doch fehlten noch die strahlenden Bewohner
In diesen stolzen, königlichen Räumen!
Da beugte noch einmal die hohe Göttin
Den wilden Trotz der rohen Steintitanen,
Und zähmte sie durch's milde Joch der Schönheit.
Denn in den riesenhaften Felsenpuppen
Da harrten wundervolle Schmetterlinge
Schon lange auf die Stunde der Befreiung;
Und ein Olymp von jungen Göttern schlief
In den Giganten, auf den Bildner wartend,
Der sie in einen Tempel führen würde.
Ja, Uraniden wohnten in den Felsen,
Doch tausendfach verschleiert und verlarvt;
Und Pallas mußte nun mit blut'gen Händen
Die steinernen Gewänder von den Gliedern
Der göttlichen Gestalten niederreißen,
Und die lebendig eingesargten Götter
Aus ihrem Felsengrabe an die Sonne heben!

Vergöttlicht war das Starre jetzt; es zogen
Die lichten, flügelleichten Uraniden
In's dunkle Reich der Schwere strahlend ein;
Doch nun war noch das leicht bewegliche
Lichtwesen, der beseelte süß'ge Aether
Zu gliedern, und in edle Form zu gießen.
Da sah Minerva, wie der Sonnengott
In Wolken Regenbogen dichtend hauchte,
Und jeder Strahl den bunten Pfauenfächer
Von sieben Farben stolz entfaltete!
Da trat sie in die bunten Zauberzirkel
Des strahlenvollen Farbendichters ein,
Und lauschte ihm das reizende Geheimniß
Der Farben ab, und warf auf jede Fläche
Ein märchenhaftes buntes Leben hin!

D'rauf stieg sie von der Erde triumphirend
Auf einem Wagen von gedieg'nem Wolkensilber
Hoch in der Lüfte blaues Reich empor,
Das wie ein Seelenmeer die Erd' umströmet,
Wie ein gewalt'ger Lebensocean,
In dem als Wogen körperlose Geister
In raschem Takt sich auf und ab bewegen!
Sie ließ nun ihren gold'nen Herrscherstab
Gebietend durch das weite Luftmeer blitzen,
Aus welchem Stürme grollend sich erheben,
Die mit des Waldes Riesen grausam spielen,
Doch dann, zum milden Zephirshauch besänftigt,
An Rosenknospen, wie ein Aveseufzer,
Wie ein Gebet vor einem Heil'genbilde,
So fromm und andachtvoll vorüberzieh'n.
Sie formte sinnig ausgedachte Körper
Für den zerfloss'nen Riesengeist der Luft,
Damit er dann gebändigt und harmonisch
In ihren Räumen auf und nieder fluthe;
Und ihr gelang's, mit schöpferischer Macht,
Den riesenhaften Luftgeist zu verkörpern,
Den Zephir in's Gefängniß einer Flöte
Zu sperren, und den Sturmesdämon
Im Wohnhaus einer Orgel festzuhalten!
Dort bricht der Luftgeist sich, dem Lichtstrahl gleich,
In buntem Farbenschein, zerfließet träumend
In ahnungsreiche Wundermelodien,
Und webt die Regenbogen der Musik
Aus farb'gen Tönen träumerisch zusammen.

Darauf erhob die siegende Minerva
In sel'ger Himmelfahrt sich in den Aether
Des Menschengeist's, und wie sie dort erschien,
Da ward der Geist zu einem vollen Liede,
Und Alles, was sie früher schuf, das stand
Verklärter nur, und reiner vor ihr da.
Der Hymnus war ein durchsichtiger Tempel,
Mit spiegelklaren Säulen aus Krystall;
Und Götter, die aus weißem Wolkenmarmor
Die zarte Bildnerhand geformt, bewohnten
Das luft'ge Haus des zauberhaften Liedes,

Das aus gefärbtem Duft erbauet schien,
Und doch viel ew'ger war, als alle Felsentempel
Von Indien, und als Aegypten's Pyramiden.
Wie wundervolles Räucherwerk durchströmten
Den Tempel himmlisch-süße Melodien,
Und farbenfrische Bilder küßten sich
An allen Wänden fest, als süße Augenweide.
So trat das Lied bezaubernd in das Leben.
Und als die heilige Natur im Liede
Ihr liebes Töchterchen, die Nachtigall,
Auch schlagen hörte, und das Echo
Des Donners und des Sturzbach's auch vernahm,
Als sie die Zederbäume und die Blumen
Und ihre Schmetterlinge d'rinnen fand,
Als sie sogar die stolzen Alpenriesen
Mit ihrem Silberhelm aus Gletschereis
Im Liede stehen sah — da fiel sie weinend
Und jubelnd ihrer Schwester um den Hals,
Und Beide flossen wonneschwelgend nun
In einen sel'gen Zweiklang in einander.

Theophanie.

Ehrt meinen Stolz, die ihr so gern zum Hohne
Den Mund verzieht, und in dem Hain der Poesie
Die Heil'genbilder von geweihten Eichen
Herunterreißet und mit Füßen tretet;
Ehrt meinen Stolz, und hört mit keuscher Seele
Das Evangelium der Dichtung an,
Das Wort des Liedes, das im Anfang Gott war!
Ehrt die Prophetenglut des Dichterauges;
Denn steh'nden Fußes hab' ich oft gesprochen
Mit Gott, vor dem ihr euch im Staube krümmt!
Das heil'ge Band der Gastfreundschaft verbindet
Den Sänger mit der Gottheit, und ich habe oft
Den großen Gast nach Patriarchensitte
In meiner niedern Hütte aufgenommen!
D'rum ehrt mein Wort, und hört mir gläubig zu! —

Es trat die Nacht, die große Hygieia,
Bis an mein wundes Herz heran! Sie hielt
Den hohlen Mond, wie eine gold'ne Schale
In ihrer Hand, und goß daraus
Die Arzenei des Lichts in meine Seele;
Sie stärkte mich mit kräft'gem Kräuterduft,
Und wiegte mich in sanften Schlummer ein.
Jedoch das Nordlicht eines großen Traumes
Durchglänzte bald die dunkle Nacht des Schlaf's.
Das Weltall regte seine mächt'gen Glieder;
Ich schaute das Erwachen dieses Riesen
In meinem Seherschlafe, und erbebte.
Es schlug das Erdherz donnernd in den Tiefen;
Der Boden wankte — und bewegte sich,
Ein trock'nes Meer, in ungeheuren Wellen.
Die Berge wurden alle zu Vulkanen,
Und sprühten grelle Flammen gegen Himmel.
Sie schienen Grabeshügel todter Sonnengötter
Zu sein, die nun mit allen ihren Flammen
Aus ihren Grüften wieder auferstanden!
In ungestümer Hast durchkreuzte sich
Am Firmament der Sterne Glanzgewimmel;
Die Blumen wuchsen mit des Blitzes Schnelle
Hoch in des Aethers dunkles Blau empor,
Und fingen die gefall'nen Sterne auf,
Die nun als Lichter in den Wunderlampen
Der tausendfarb'gen Blumenkelche glühten.
Doch bald verschwand der bunte Bilderdrang
In einem ungeheuren Flammenbrand.
Ein grenzenloser, reiner Sonnenschein
Durchglühte blendend die Unendlichkeit:
Ein Licht, von keinem Körper ausgeströmt,
Ein Glanz, aus keinem Sonnenquell entsprungen;
Und all' die Myriaden lichter Welten
Verbrannten dampfend, so wie Weihrauchskörner
In diesem uferlosen Meer des Lichts.
Ein namenloser, sanfter Dufthauch wehte
Versüßend durch das helle Leuchten durch,
Als wär' das ungeheure Universum
In einen einz'gen Rosenkelch verwandelt;
Ein wundervolles, mächt'ges Tönen quoll

Aus dem Gemisch von Duft und Licht hervor,
Gleich Donnerschall und Nachtigallenschlag;
Und gliederte sich dann zu großen Worten,
Die wie ein Zug von Riesen feierlich
An meinem wachen Geist vorüberschritten. —
Das Weltall war zur Gottheit nun vergeistigt;
Das Körperliche war aus heil'gen Flammen
Als Licht und Duft und Klang emporgestiegen;
Die körperlose Weltenseele schwebte
Zerflossen in dem ausgeleerten Raum —
Wie vor der Schöpfung, war jetzt Gott allein!

Es stand mein Geist im hellen Glanz des Urlichts,
Wie Moses einst im Schein der Dornbuschflamme, —
Und aus dem Lichte sprach es in Akkorden:
„Ich bin der Gott, der in dem Reiche der Natur
Aus Sternen glühet und aus Blumen athmet,
Ich bin der Gott, der in dem Reich der Menschen
Als heil'ger Funke rastlos sich entzündet
Zu Flammenworten und zu Flammenthaten!
Ich sende Dich zu Deinen Brüdern hin,
Daß Du mich rettest vor dem droh'nden Tode,
Damit das Menschenherz kein Sarkophag
Der Gottheit, der verstorb'nen Gottheit werde!
Ich hab' schon Viele deßhalb ausgesandt,
Du sollst auch einer der Propheten sein!
Zeig' Deinen Brüdern des Gesanges Wunder,
Dann werden sie an Deine Sendung glauben,
Dann wird es Dir gelingen, mich zu retten. —
Denn ach, der Strahl, der aus den Sternen glüht,
Kann leicht verlöschen in dem Augensterne;
Der duft'ge Odem, den die Rose haucht,
Kann leicht verflüchten aus der Herzensrose;
Die Harmonie, die durch das All erklingt,
Kann leicht ersterben in der Menschenseele;
Der Gott, der ewig lebt in der Natur,
Kann leicht den Tod im Menschenherzen finden!" —
So klangen die Akkorde aus dem Lichte.
Doch zagend sprach mein Geist im Traum zu Gott:
„O sende einen Stärkern!" — Aber dann erklang

Das heil'ge Wort des Lichts mit heller'm Glanze
In meiner Seele Tiefen, und Gott sprach:
„Wer schuf des Sängers Mund, des Dichters Herz?
Wer schuf den Blinden und den Sehenden?
Wer sonst, als ich? Geh' hin, und rette mich!"

D'rauf trat die Gottheit aus dem Sonnenschein
In menschlicher Gestalt auf mich heran;
Doch ihre Glieder und ihr Antlitz waren
Aus gold'nem Lichte wundervoll geformt.
Ich schaute zitternd dieses neue Wunder;
Da blickte mich der heil'ge Lichtmensch an
So liebend warm, und küßte meine Stirne,
Und sprach zu mir mit milder Christusstimme:
„Glaubst Du vielleicht, daß ich nicht sterblich bin?
Wol bin ich es, und eisern ist genug
Das starre Menschenherz, um als ein Richtblock
Für eines Gottes blutige Enthauptung
Zu dienen! Oft ward schon der Gott des Busens
Hinabgeschleudert in die Löwengrube
Der Leidenschaften; oft ward er verurtheilt,
Zu kämpfen mit den reißend wilden Thieren,
Die in des Herzens dunklen Tiefen hausen,
Und ward zerrissen in dem blut'gen Kampfe!
Nur selten zähmte er, dem Orpheus gleich,
Die wilden Herzensthiere durch die Wunder
Der unergründlich tiefsten Harmonie,
Daß sie sich sanft zu seinen Füßen schmiegten;
Doch häuf'ger nahmen die entfesselten Begierden,
Gleich rasenden Bacchantinnen, den Gott
In ihre Mitte, und erschlugen ihn!
Ich bin gar oft gestorben in der Brust
Des Einzelnen, bin oft dem Gottesmörder
Nach meinem Tod als schreckendes Gespenst
In des Gewissens Wetternacht erschienen,
Die blutig tiefen Todeswunden zeigend,
Die mir der Frevler in den Busen bohrte:
Doch furchtbar wär's, wenn ich der ganzen Menschheit
Absterben sollte, wenn ich auf dem Friedhof
Der Weltgeschichte als ein Schatten wandeln müßte!"

„Bisher hat mich die Menschheit nur gegeißelt,
Mit Dornenkronen nur mein Haupt gekrönt;
Sie ließ mich durch das Blutmeer der Geschichte waten,
Und ein unendlich langer, wilder Zug
Von Gottesmördern schleppte mich gewaltsam
Von einem Golgatha zum andern hin,
Und niemals enden will der lange Kreuzgang.
Der schöne Rosenbaum der Menschheit war
Bis jetzt ein blütenkarger Dornenstrauch gewesen,
Der seine Rosenzeit noch nicht erlebte.
D'rum hat die Menschheit erst mit Dornenzweigen
Mein Haupt gekrönt; vielleicht kommt einst der Tag,
Wo Rosenkronen meine Stirne schmücken!
Noch bäumet sich die wilde Wasserschlange
Der Zeit im Weltmeer der Begebenheiten,
Umringelt meine Glieder und erzwingt
Von mir die Seufzer des Laokoon!
Doch wird sie einst vielleicht den Riesenleib
Zu einem schönen Ring harmonisch winden,
Und dann werd' ich den gold'nen Schlangenring
Als einen Gürtel tragen können ohne Scheu!"

„Noch ist die Menschheit bei dem großen Wendepunkte
Nicht angelangt, noch ist die Gottheit nicht erlös't!
Habt ihr mich auf den Golgatha geleitet,
So müßt ihr mich auch auf den Tabor führen!
Habt ihr den menschgeword'nen Gott entwürdigt,
So müßt ihr ihn auch retten und verklären! —
Wenn ihr mich aber dennoch sterben läßt,
Dann werd' ich zwar in Blumen und in Sternen
Als weicher Duft, als gold'ner Strahl fortleben;
Wenn auch die Menschheit röchelnd ausgeathmet
Den mächt'gen Gottesgeist, dann wird er doch
Aus eines Löwen Augen feurig blitzen,
Und die gehob'ne Brust der Nachtigall
Als süßer, gold'ner Flötenton bewohnen.
Wenn auch im großen Epos der Geschichte
Die Poesie erstirbt, — so werd' ich doch
An der Idylle der Natur noch weiter dichten! —
Doch ach — das Elend der verwais'ten Menschheit
Wär' unbeschreiblich, unermeßlich groß! — —

D'rum soll der Sänger mit den Liederwaffen
Bewältigend hintreten vor die Völker,
Und als ein kühner, mächt'ger Triumphator
Ein Gottesreich erobern unter Menschen,
Damit die Gottheit dann ihr Krönungsfest,
Umbrauf't von Weltenjubel, feiern kann!
Er soll auch in des Lebens Bergwerkstiefen
Die größten Edelsteine und Demanten brechen,
Soll aus des Lebensmeeres dunklem Abgrund
Die Perlen als ein kühner Taucher holen,
Um dann die Gotteskrone damit auszuschmücken!
Und mit den großen, schönen Purpurherzen,
Die in dem Ocean der Zeiten schwimmen,
Wird sich die Gottheit ihren Krönungsmantel
Roth färben, um beim Weltfest ihn zu tragen!"

Gedichte

von

Paul Laurent.

Ein Sprung der Natur.

Wende Dein Auge rings um in Gottes herrlicher Schöpfung,
Steig' in die Tiefe hinab, schwinge zur Höhe Dich auf,
Heiße erforschen den Geist die zahllosen Wunder der Allmacht,
Heiß' ihn selber sich schau'n, prüfen die Kräfte genau:
Ueberall wirket Natur im streng harmonischen Fortschritt,
Ueberall Brücken gebaut, nirgends endlose Kluft.
Nie durchzucket der blendende Strahl den heiteren Himmel
Plötzlich und ohne Gewölk, dräuend vom Horizont her,
Nie erhellet vulkanischer Brand zu Tagen die Nächte,
Sendet den glühenden Strom, decket mit Asche das Land,
Wenn auf der Esse zuvor nicht gehäuft der brennbare Vorrath,
Wenn zu Lava nicht schmolz Stein und Metall auch vorher.
Nicht aus lachendem Auge entstürzet die bittere Zähre,
Hat nicht Kummer durchwühlt früher die stöhnende Brust.
War aus der Eiche Keim die Riesin plötzlich geworden,
Die vollkräftig erstarkt, mächtig die Erde erfaßt,
So, daß, wollte ein Sturm sie lösen, die krampfhaften Wurzeln,

Früher verrückte die Bahn, welche der Erde bestimmt?
Ward ein Tropfen krystallene Säule in griechischen Grotten,
Oder prägte die Zeit langsam Gebilde da aus?
Wächst aus starrem Eise die Rose und saftige Traube,
Nach dem furchenden Pflug schießt schon die Aehre empor?
Quelle so klar verschwimmet nicht gleich in salzige Wasser;
Bildet den Bach zum Fluß, Strom streift den Namen erst ab.
Lange lallet das Kind der Mutter nur Laute entgegen,
Bis die Zunge gelöst, Worte versuchet der Mund.
Nicht so schnell war ein irdischer Engel Teufel geworden,
Stufenweise gerückt, nah't er dem schmählichen Pfahl. —
Ueberall Anfang, langsamer Fortschritt, endliches Werden!
Nirgend sollt' in der Welt brückenlos etwas entsteh'n?
Ja ich kenn' eine Kluft, die augenblicklich gebohret,
Endlos und tief und weit, nimmer den Uebergang kennt.
Sieh! an's Lager gebannt liegt still ein theueres Wesen,
Von dem Geliebten gepflegt, fühlt es die Schmerzen nur halb.
Dieser, er weicht keinen Schritt, und küßt die leidenden Züge,
Hier liegt sein einziges Glück, Alles, was er geliebt!
Doch wenn das Herz erbebt ermattenden Schlages
Und die Stirne bethaut, zeugt vom fruchtlosen Kampf,
Wenn des Todes eherne Faust den Athem ersticket,
Wenn das Auge jetzt bricht, zuckend das Antlitz erbleicht,
Krampfhaft und starr die Glieder sich dehnen in eisiger Kälte,
Jetzt der Funke erlischt, Leben in Nacht sich verhüllt,
Wenn der modernde Duft dem geschmückten Sarge entsteiget:
Da ist das nämliche Aug', das einst Himmel gestrahlt
Ihm, dem Geliebten, so plötzlich schaudererregend und furchtbar!
Scheu in der einsamen Nacht weicht er vom Leichnam zurück,
So wie das harmlose Kind sich entreißet dem leblosen Busen,
Den es sonst weinend gesucht, wo es am glücklichsten war. —

Dies ist die Scheidewand, die trennet vom Tode das Leben,
Dies die endlose Kluft, dies ein Sprung der Natur! —

Asyl.

Asyl! Du Wort des Friedens, Trost im Kummer,
Das Ruhe bringt in das gequälte Herz,
Die kranke Seele wiegt in sanften Schlummer,
Wie Balsam lindert einer Wunde Schmerz!
Du sich'rer Hafen, des Piloten Hoffen,
Wenn sein vom Sturm' umbrauste leckes Schiff
In der gepeitschten Woge sieht schon offen
Ein Grab, dess' Monument ein Felsenriff!
Du bist in jeder Noth der Sehnsucht Ende,
Des rothgeweinten Auges stetes Ziel,
Du bist des guten Gottes schönste Spende,
Der Menschen doch geschenkt unendlich viel!
Das Grab ist's nicht allein, was ich hier meine,
Es ruht sich zwar in tiefem Frieden dort,
In dem bewegten Leben sucht der Reine
Sich früher noch den sichern Zufluchtsort.
Es ist Jehova's Haus, in das er fliehet,
Wenn Kummer, Gram und Leid den Nacken beugt,
Wo Trost und Friede in die Seele ziehet,
Wenn fromm' Gebet empor zum Throne steigt.
Die Gottes-Räume sind zu heil'ge Orte,
Als daß die Frevler höhnend sie entweih'n! —
„Hinaus!" so donnern Christi mächt'ge Worte,
Die Käufern und Verkäufern Flügel leih'n,
„Hinaus, ihr frech' Gezücht, steht nicht geschrieben:
Zum Beten ist erbaut des Vaters Haus?
Ihr machet Höhlen d'raus den Räubern, Dieben!"
Er sprach's, und zitternd stürzten sie hinaus.
Und doch — ich zaud're, scheue mich's zu sagen,
Die erste Stadt der weiten Christenheit,
Sie gab und gibt auch noch in unsern Tagen
Dem Mörder selbst zum Mord Gelegenheit!

Ich seh', wie dort mit Blut getränkten Händen
Der freche Mörder zu der Kirche eilt,
Und da, geschützt in diesen heil'gen Wänden,
Gerechtigkeit verhöhnend, drohend weilt.
Wenn mir die vielen Kreuze nicht verriethen
Ein christlich Haus zu Gottes Ehr' und Ruhm,
Wahrhaftig müßte glauben: da gebieten
Tyrannen noch aus blindem Heidenthum!

Rom, am 23. Dezember 1844.

Aus dem Leben.

Aphorismen

von

J. St. Zauper.

Wer Andere für schwach hält, ist in der Meinung, daß er selber stark sei.

Der reine, echte Humor ist das beste Gegengift des Stolzes.

Er ist die beste Waffe gegen Feinde, die den Scherz gern ernsthaft nehmen.

„In extremis veritas!“ Die größte Einseitigkeit ist auch die größte Vielseitigkeit. Wer etwas wirken will, muß hinreichend lebendig die Gegensätze hervorheben und rufen, muß selbst ein recht schroffer Gegensatz sein.

Ueberall Gott zu finden, ist eine nöthige, köstliche Sache.

Ich suche meine Freunde in der Ferne, die Nahen fördern wenig. Unmittelbare Berührung schadet. Das nächste Bedürfniß vereiniget nicht. Jeder ist der Nächste sich selber.

Auf ein schönes Gedicht sogleich etwas Anderes zu lesen, ist nicht wohlgethan; man behält gern den Geschmack eines köstlichen Getränkes länger im Munde.

Interceſſion, Patrocinanz ist selten gut; den Einzelnen geschieht wohl, dem Ganzen wehe.

Wir betrügen uns doch Alle nur mit Sophismen; der Eigenwille ist es, der uns beherrscht.

Wie sehr der Mensch doch bemüht ist, ein Lästiges sich wegzuraisoniren. Er findet nicht eher Ruhe, als bis er sich, sei es auch mit Sophismen, getröstet hat. Man kommt einmal aus seinem Wesen nicht heraus. In allen Dingen spielt das Ich die erste Rolle, die Anderen sind uns nur ein Spiegel, in welchem wir nichts gewahr werden, als unsere eigenen Vorzüge.

Wie der Handwerker nicht leiden mag, wenn der Geistigbeschäftigte sein Thun Arbeiten nennt, so will der Sichtbarwirkende nicht gern als Verdienst anerkennen, das man am Schreibepulte und im Studierkämmerlein sich erwirbt. Billiger denkt der Geistige. So stellt sich denn überall nur der sinnliche Stoff breit heraus; ja selbst in der Schule, wie oft übersieht man an der gefälligeren Schrift den geringen Inhalt, und wie hebt sich nicht über alle Disciplinen des Unterrichtes das, was die Zeichenfeder und der Tusch dem Auge sinnlichst darstellt.

Kein Ereigniß ist ohne Folge. Das Böse ist unverwüstlich, unversöhnlich. Es stellt sich das reine Verhältniß selbst nach gefühlter Reue, das einmal

gestörte Vertrauen, die einmal beleidigte Liebe, der einmal erregte Haß nimmermehr her.

Was ich weiß, können Alle wissen; mein Herz hab' ich allein.

Ein wahres Gefühl ist jederzeit hochzuschätzen in einer Welt, wo Selbstsucht und Oberflächlichkeit an der Tagesordnung.

Es ist immer gut, mit Freunden ein gutes Verhältniß zu haben, wenn man an ihnen auch nicht Alles billigen könnte. Wie würde sich nicht alles gesellige Leben endlich auflösen, wenn man Alles, ich will nicht sagen, an den Probierstein der strengen Tugend halten, sondern nur nach sich, vorausgesetzt, man habe nur Gutes im Sinn, modeln wollte. Jedes Ding hat übrigens seine Grenzen, Klugheit darf der Tugend nicht Vieles zum Opfer bringen; den offenbaren Schurken nimmt man billig nicht in sein Herz auf, man meidet ihn vielmehr; bei besseren Menschen hält man sich an ihr Besseres, erbaut sich daran, und bildet so sich und Andere mit. Wer bestände auch ganz tadelfrei vor jeder Probe! Aber lässig werden im Guten, nie nach dem Vollkommneren streben, ist die höchste Sünde. Die moralische Gleichgiltigkeit ist das verderblichste Verderben.

Man sagt, und nicht mit Unrecht, der Mächtige, Befehlende schafft sich durch Anderer Mittel und Geld, indem er ein edles, großes Werk zu Stande bringt, Ehre, Ruhm, Verdienst. Allein der Einzelne, Habende, würde sich allein für sich niemal entschließen, ein großes Gemeinnütziges zu fördern; der Höhere, dem die Autorität zu Gebote steht, muß also

dem guten Willen Leben geben, er muß als Einer die Mehrheit als Ganzes mit seinen materiellen Mitteln in Thätigkeit setzen, und kann zuletzt, ist das Werk vollendet, die That gethan, mit Bewußtsein Auszeichnung ernten, sich an dem sinnlichen Zeichen freuen, woran dem Einzelnen, der als solcher das Geringste dabei gethan, wenig gelegen ist. Und sollte dem Höhern, dessen Bemühungen nicht nach dem physischen Kraftaufwand oder der tieferen Anstrengung abzuwägen sind, nicht ein Vorzug zu gönnen sein, den er schon in seiner Stellung sich rechtmäßig zueignet, und wozu er den Anspruch schon in seiner Würde erworben hat?

Es ist Einem so natürlich, über das, was eben in unserem Gemüthe vorgeht, sich zu äußern. Das stumme Blatt ist nicht genügend, einen Vertrauten abzugeben, man möchte, wie jener in der Fabel, eine Grube graben, um seine verborgenen Wünsche, Hoffnungen und Gedanken hineinzuflüstern; aber albern und kindisch, ja unklug wäre es, den ersten besten, der uns in den Weg kömmt, zum Theilnehmer dessen zu machen, was in unserer Seele auf und ab geht, was uns drückt, was auf uns lastet. Kann jeder freundlich und mit Theilnahme aufnehmen, es bewahren, es nicht mißbrauchen, was kaum dein stilles Kämmerlein erfährt, was du dir selbst kaum zu gestehen Muth und Vertrauen hast?

Zum Dank gehört Demuth; rette dem Stolzen das Leben, er dankt dir's nicht.

Artigkeiten, Schmeicheleien, man mag hundertmal überzeugt sein, wie sie gemeint sind, man hört sie dennoch gern.

Es ist äußerst interessant, an den Aeußerungen und Bemerkungen Anderer klug zu werden, man muß eben nicht Alles unterschreiben, was sie sagen, aber auch nicht Alles mit Eigendünkel wegwerfen, was gemeint wird; und wie nach alter Behauptung auch das schlechteste Buch nicht ohne belehrende Körner ist, die unter dem Geströhe hie und da verborgen liegen, so kann der Geringste dem Gebildetsten und Gelehrtesten zu erweckendem Nutzen sein.

Wer über Einen urtheilt, im Guten wie im Schlimmen, gibt sich nur selber ein Zeugniß.

Kannst du dich gegen Worte mit Worten nicht wehren, so mußt du ihnen zum Trotze handeln.

Sage den Menschen nur immer soviel, als sie ertragen können.

Ein allgemeiner Fehler der Menschen ist es, was sie rationell für möglich halten, es sogleich für wirklich anzusehen.

Consequenz des Charakters kann nur für's Nächste gelten; man ändert seine Gesinnung nach der Ueberzeugung und bleibt sich auch so treu. Es ist falsch, Beständigkeit mit Charakter zu verwechseln. Mir sind solche Behauptungen immer zuwider gewesen.

In der literarischen Welt gebt es wie im gewöhnlichen Leben zu. Ein gutes Gesicht einem Schriftsteller gezeigt, erregt sogleich Neid und Anfeindung; ein ungünstiges Urtheil, ein scheeles Auge auf einen Autor gewendet, lockt eine Partei sogleich zusammen gegen denselben; durch Rede und Schrift reizt man die Menge, man bläst im eigentlichen Sinne den

Haß zur hellen Flamme. Das böse Prinzip ist überall das geltendste, das bewegende, Mephistopheles ist allerorten zur Hand.

Leidenschaftlichkeit läßt einem Autor auch in der besten Sache nicht wol; mit Sünde wird keine Tugend vertheidigt.

Den Glauben an die Menschen verliert man im Alter, wie man ihn in der Jugend genährt, ohne ihn von außen viel bekommen zu haben; wäre es zu unserer Ruhe und Trost doch umgekehrt!

Man beurtheit Goethe's Schriften so, wie wenn er sie als Abschluß, als Resultat seines Forschens, seiner Bildung, am Ende des Lebens sämmtlich auf einmal geschrieben hätte. Wer sie nicht mit allen verschiedenen Ansichten, wie sie bei fortgesetzter Bildung sich ergeben, mit allen scheinbaren Widersprüchen, wie sie, durch Zeit getrennt, sich offenbaren, — als eine fortlaufende Erziehung und Schule verstehen kann, der gebe es auf, sie würdigen und erkennen zu wollen. Er thut dem Verfasser das schreiendste Unrecht. Sie sind darum eine schwere Lektüre, und nicht jeder wage sich daran. Es ist nicht Jedem zuzumuthen, an dem Faden, den Gervinus hindurchzieht, das Ganze eines solchen intellektuellen und poetischen Lebens zu verfolgen, und das Resultat, das daran zu gewinnen, in sich lebendig aufzunehmen. Goethe hat selbst alle seine Gegner in seinen Schriften, ohne sie zu nennen, widerlegt, und da er das Besonderste in's allgemeine Individuelle zu verarbeiten versteht, wird er zugleich lehrreich für jeden Sinnigen, dem seine Geisteserziehung etwas gilt,

durchaus aber blickt in jeder Zeile die christliche Sittigung hindurch, er feiert überall über das Heidenthum den edelsten Triumph.

Daß Goethe von der allgemeinen Stimme nicht so gefeiert wird, als Schiller, kömmt sichtbar daher. Wenn Schiller überall mit einem revolutionären, über die Verhältnisse des äußeren Lebens mißmuthigen Sinne in die Saiten greift, und so in der ewigen Geneigtheit der Menschen, sich gegen jede Macht und Gewalt mit titanischem Freiheitsgefühl, wie sich's im Prometheus ausspricht, aufzulehnen, einen empfänglichen Anklang findet: so erscheint Goethe's Gesinnung als eine durch innere Kraft, durch harten Kampf errungene Mäßigung, ein sich selbst Bescheiden, ein Anerkennen höherer von Gott für Ordnung und nur so möglichen Bestand gesetzter Macht; eine Unterordnung freier Willkür unter gesetzmäßige Beschränkung, durch die allein Friede, Wohlstand und glückliches Behagen möglich ist. Eine Stimmung, die dem Empfang Schiller's so günstig war, spricht sich ganz vorzüglich in den neueren Zeiten aus. Das Vorgreifen der Menge, das keckleichtsinnige Fangen nach der ganzen Hand, charakterisirt besonders unsere Zeit, sie ruft aber auch, wenn gleich nicht bei der Mehrzahl, eine vernünftige Opposition hervor, wie sie sich in Goethe darlegt, als dem anderen Pole, der dem Schiller'schen in Einer Linie scharf entgegen liegt.

Wer Allen Alles sein wird, wird zuletzt Keinem etwas. „Der der Welt Heiland sein will, muß ihre Sünde auf sich nehmen."

Es ist dem Menschen natürlich, gegen jede höhere Beschränkung oder Obergewalt sich aufzulehnen, weil sie sein freies Thun (etwas anderes als Freiheit) hindert, und es gehört eine hohe, sittliche Bildung dazu, sich unterordnend zu bescheiden. Der Zügellose nennt solches wol Feigheit, Kriecherei, Schmeichelei; aber er kriecht lieber vor seinem Eigenwillen, als er sich der nöthigenden Anordnung Anderer füget.

Die Welt ist an ein ewiges Zerstören gewöhnt, und die Menschen helfen fleißig dazu. Das Alte zu fördern, zu erhalten, was gut war, herzustellen, was die Zeit gebrochen, dazu will man sich nicht verstehen. Saturn verzehrt seine eigenen Kinder. Mühselig arbeitet sich der Mensch ab, was die Altvordern gethan, will ihm nicht genügen, er denkt es eben besser zu machen. Die Enkel rächen sich an diesem Treiben in dem Glauben, sie schaffen für eine Ewigkeit. Nichts ist beständig.

Die wahre christliche Liebe wünscht wol eine gegenseitige, aber sie erwartet sie nicht; sie kennt nicht den Schmerz des Kaltsinns, der Trennung, sie ist sich selbst Genuß. In ihr liegt der ganze Himmel eingeschlossen, eine Welt der Hingebung, der Theilnahme, des Trostes, der Hilfe. Sie würde, wäre sie herrschend, eine dauernde Seligkeit auf Erden schaffen, in der man den Himmel nicht vermißte.

Wer mag den Egoismus aus der Welt verbannen? Er ist so tief in die menschliche Existenz gepflanzt, daß alle guten Grundsätze, Vorsätze und Entschlüße daran scheitern. Oft weckt ihn auch und wol am meisten die Erfahrung, daß auch Andere nur an

sich denken. Er ist eine Nothwehr; denn es ist wol die höchste Selbstverläugnung, ohne Ersatz, nur für außer sich zu sorgen. Jeder bleibt sich selbst immer der Nächste, besonders in einer Zeit, die so sehr nur an sich selbst denkt, rücksichtslos handelt, und um zu existiren und zu bestehen, auf sich zurückgewiesen ist. Der sich der Welt entzieht, und unbekümmert um alles Draußen, ein einsames Leben führt, kann man den nicht einen Egoisten nennen? Und doch lobt ihn darum der Verständige, der Ruhige. Er gibt seinen Nächsten auf, wer interessirt sich mehr für ihn! Jedes Streben, um etwas zu erreichen, zu gewinnen, will den Gleichstrebenden verdrängen, man verargt es nicht, außer der Gleichstrebende. Rivale bleiben Egoisten. Der Ruhige, der für seine Zwecke nichts thut, wird in den Staub getreten, ob mit Recht?" — Die Welt billigt's, sie fordert's, sie kann ohne Egoismus nicht bestehen. Es ist ein Erbübel, ein Element der Bewegung, damit die Welt nicht versumpfe, und das Allleben nicht stocke. Wir können einmal aus diesem Uebel nicht heraus. Das neueste Culturleben, diese menschliche Thätigkeit in allem und jedem bedingt diesen Fluch. Es ist die Natur des Uebels, daß es schnell wuchert, ohne Pflege gedeiht, und plötzlich das Ganze ansteckt. Das sich davon frei hält, geht unter. Wem das Gesetzliche, die innerste Polizei, die strenge Sittlichkeit zur Seite steht, wird auch in diesem zwiespaltigen Verhältnisse die gehörige Mitte treffen, und wenn er auf sich nicht vergißt, auch dem Ganzen mit Liebe angehören.

Das Handeln bringt das Verstehen. Alle Worte, auch die heiligsten, sagen nichts, wenn sie nicht in's

Leben übergehen. Aller Unterricht frommt nichts, wenn er nicht in der Ausübung lebendig wird.

Strenge Naturen haben keine Wünsche, sondern nur Willen.

Alte Verdienste gelten wenig, sie müssen immer jung sein. —

Die wahre Humanität verlangt, daß man, wie nur möglich, dem Nebenmenschen jede noch so leichte Kränkung erspare. Der gute Mensch, wenn es ihm auch nicht immer gelingen sollte, mache sich die Maxime zur unverbrüchlichen Aufgabe. Wie leicht wird man zum verborgenen, langsamen Mörder des Andern! Welche Schuld ladet man sich nicht, meist ohne Vorsatz, auf! und wo ist in dem ewigen Streit des Lebens diese Gefahr nicht immer vorhanden! Wer die christliche Lehre mit tiefem Herzen ergriffen, solche in Saft und Blut aufgenommen, hat einen sicheren Führer gewonnen, einen Engel, der schützt und bewahrt. Unser Streben sei ein ewiges, dahin gerichtet, keinen Unglücklichen zu machen, die Leiden des Hierseins nicht leichtsinnig zu vermehren, und einen ruhigen, besonnen Weg der Liebe unter den Menschen zu wandeln.

Aber immer mit Schonung und Milde wirken, handeln, ohne mit Strenge, wenn Güte nichts mehr fruchtet, wo es Noth thut, einzugreifen, ist auch nicht recht gethan. Wären die Menschen nicht verzärtelt zur eigenmächtigen, selbstsüchtigen Handlungsweise, so gälte diese Humanität wol unbeschränkt; aber Gerechtigkeit werde geübt allüberall, und mit Ruhe und

Mäßigung eingeschritten, wenn die Billigkeit gefährdet ist, damit jedem Recht widerfahre, und das Gemeinsame gerettet werde.

Die Entdeckung einer ersten, unschuldigen Liebe erschreckt wie ein entdecktes Verbrechen. Sonderbar, das natürlichste, heiligste Gefühl will so tief verborgen und geheim bleiben; es ist doch eine unbewußte, dunkle Schuld, die wie Instinkt wirkt. Welche Geheimnisse und Offenbarungen schlummern in dem höchsten Lebenspuls, der Liebe!

Liebe ist immer von Furcht begleitet. Wir sorgen um die, welche unser Herz gewonnen, und es soll unsere zarteste, süßeste Empfindung niemals ungetrübt sein. So will es eine unergründliche Vorsehung! In der Liebe werden zwei Wesen eins; jeden Schmerz, jede Verletzung des Einen fühlt das Andere mit, aber auch jede Freude, jedes Glück, wenn es der Neigung des andern Theils nicht in seinem Liebeswege entgegen steht.

So du ein kluges Wort gesprochen, verzweifle nicht, daß es gewirkt. Widerspruch will eine eigene Ueberzeugung retten, die in demselben Augenblicke schon gelähmt, schon gebrochen ist. Die Wahrheit hat eine verborgene Kraft, der Irrthum, bei aller seiner Keckheit, ist nicht geeignet, ihr Stand zu halten. Du hast überzeugt, wenn auch der Gegner auf seinem Ausspruch zu beharren scheint.

Das Gute allein um des Guten willen üben, ist die höchste, schönste That. Aber man traue hierin sich selbst nicht, die Selbstsucht versteckt sich oft, daß man sie nirgend auffindet. Hat man das Gute ge-

than, vergesse man es, und wolle es nie als Verdienst hervorrufen. Die Tugend erwartet nichts, ihre Eigenschaft ist höchste Uneigennützigkeit, die Reue kennt sie nicht; denn diese entspringt aus dem Gefühl des Betrogenseins, dieses wieder setzt Erwartungen voraus und Absicht, welche ein Ziel sich steckt, ein Erreichbares. Die wahre Tugend ist sich selbst genug, sie will nichts erreichen, und hat mit Vollendung der That, der edlen, schon alles erreicht.

Nach der That ist man vorsichtig, nach dem Ereigniß ist man klug. Vorher hatte man sich es ganz anders gedacht, jetzt weiß man's besser.

Wer seine Urtheile über den Menschen in der Welt auflesen wollte, würde sehr Unrecht thun. Wie urtheilet diese? was weiß sie? Die Quelle des Menschenlebens ist in dem Menschen selbst, sie fließt verborgen, wer hat ihren Ursprung entdeckt?

Auch wenn wir nicht an ewige bewußte Zukunft glaubten, müßten wir nie etwas verschulden, was wir unsern Mitmenschen abzubitten hätten. Die Gerechtigkeit, die wir an uns und Andern üben, soll unbedingt sein, ohne Rücksicht auf Belohnung und Strafe, sie ist ein Gegenseitiges, ohne dem die menschliche Gesellschaft nie zur Ruhe kömmt. Betrübt wäre es, wenn das Gewissen in uns allein auf so eigennützigen Motiven ruhte, es ist aber ein eingeschriebenes, nicht eingetrichtertes Gesetz, das zu jedem Herzen spricht, und über jedes Gericht erhaben, ein wahrhaft göttliches.

Der Mensch verdirbt sich oft den Genuß des Lebens dadurch, daß er heute schon an morgen ängstlich

denkt, daß er abzählt, wie viel Tage hast du noch an dem Angenehmen zu zehren, wie wenige, bis die unangenehmeren kommen! So versäumt er, die Angenehmen zu genießen, und trübt sich die Folgenden, die ihm doch auch leicht hätten angenehm sein können. Denn viel hängt doch von dem Menschen selbst ab, ob ihm die Stunden trüb fließen, oder hell vorübergehen. Die Mahnung sollte daher täglich frisch auf dem Tische liegen: carpe diem! Pflücke ihn, lasse die Frucht nicht ungenützt hängen, nimm dir dein gut Theil davon, und sei unbekümmert um das, was dir die freundlichen Götter bringen werden, die willig sind, das Beste zu geben, wenn wir nur recht genießen wollen. Wie sind aber eigenwillige Kinder, welche sauer drein sehen aus böser Laune, wenn sie nicht im Augenblicke erhalten, wornach ihnen eben lüstet. Oft wissen sie selbst nicht, was sie eben haben wollten.

Was Andere verschulden, mußt du büßen. Wir tragen gemeinschaftlich. Es ist im Leben nicht anders. Es gibt keinen leeren Raum, alles ist mittel- und unmittelbar verbunden, berührt sich an und durch einander. In der einsamsten, abgeschiedensten Zelle machst du noch immer einen Theil aus des Ganzen, wäre es auch nur eines Sonnenstäubchens groß. Baue auf keine Menschen, verspreche dir nur gar nichts von Andern, du hast sie diesen Augenblick, den andern gehören sie schon nicht dir mehr. Im Frieden zu leben mit Allen, wie wäre das möglich! Es ist der Zwiespalt mit der Welt geboren, er bedingt ihr Leben; in Ruhe fiele alles zusammen in einen leblosen Klumpen. Bewegung ist Leben, Leben Bewegung. Und doch ist des Menschen fortwährendes Streben Ruhe.

Wagen, Erreichen, Verlieren, sie wechseln immerdar.

Wer mir den bloßen Degen entgegenhält, gegen den werd' ich nicht mit dem Rapiere fechten wollen.

O ja, wenn ich gewiß bin, ihn auch mit ungleichen Waffen zu überwinden.

Ich wäre empfindlich! — wohl bin ich von feinerem Sinne, von zarterem Gefühl, bleibe mir der Rohe vom Leibe!

In das Geschehene fügt man sich leicht, die Sache bewegt nur, so lange sie in der Schwebe.

Macht sie ja nicht irre in ihrem Denken und Wollen; warum ihnen die Freude verderben, blos deswegen, weil es uns ein Gräuel ist? — Der Mensch hat, will er's, das Recht, im Irrthum sich zu gefallen. Er gibt ihn nicht her, außer mit dem höchsten Widerwillen. Bessert das! — Er soll es selbst erfahren, daß er irre; erzieht sich doch der Mensch nur selber, Andern will er nichts zu verdanken haben.

Es ist mir im Leben als gewöhnlich vorgekommen, daß der Tadelnde nur sich selber tadelt, der Höhnende nur sich selber höhnt, der Spottende nur gegen sich spottet. Diese Reflexion des lieblosen, unsittlichen Handelns deutet auf eine bittere Ironie der heiligen Nemesis, vor der der gute Mensch auf seiner Hut sein mag, damit er nicht in ähnliche Sünde falle; denn „alle Schuld rächt sich auf Erden."

Der Mensch ist sich selten seiner Fehler bewußt, ja er nimmt sie wol als Tugenden und Vorzüge in Schutz. Wir haben unsere Natur lieb, wie uns selbst.

Der Mensch hat es häufig mit Glück gewagt, die titanische Gewalt der Natur zu bändigen, ja sie zu seinem Vortheile zu benützen, und die feindliche zu seiner Sklavin zu machen, sollte es im Sittlichen nicht ebenfalls möglich werden, die feindliche Gewalt der Menschen, wie sie in ihren Leidenschaften, Verirrungen und Unregelmäßigkeiten sich zeigt, zu seinen besseren Zwecken zu gebrauchen, sie wenigstens in ihrer schädlichen Wirkung auf uns zu paralysiren, wenn nicht auf Besseres zu leiten? — Die Natur aber geht offen zu Werke, ihre Kraft ist eine rohe, ohne Arglist, während der Mensch, der Böse, in Verstellung sich hüllt, hinter guten Schein sich versteckt, und oft schon zum Ziele gelangt ist, ehe der Betrogene den Betrug gewahr worden, um dagegen gerüstet da zu stehen und gerettet.

Der Mensch vertheidigt seine besondere Meinung als einen Theil seines Lebens, wie sein Leben. Die tiefsten Beleidigungen und Feindschaften entspringen aus Widerspruch. Das Rechthaben ist eine Art Selbstvertheidigung. Selten fügt man sich in die Meinung Anderer, oft nur zum Schein aus Klugheit oder Feigheit. Zu Widerspruch aus Muthwillen ist gar kein vernünftiger Grund.

Das Mährchen erzählt: Ein fremder Vogel habe sich in den Zweigen eines Baumes niedergelassen, und da so viel Reizendes und Bezauberndes von dem milden Glanze der südlichen Sonne und dem berauschenden Klima der Ferne gesungen, daß, als er fortgeflogen, der Baum, der sonst zufrieden, an der Wärme seiner Sonne sich erquickt, nun ganz trost-

los gewelkt und in unbefriedigter Sehnsucht eingegangen sei. Eine tiefsinnige Lehre!

Das einsame zurückgezogene Leben hat diesen Nachtheil und diesen Schmerz, daß ein Ereigniß der Welt, eine Nachricht von dem bewegten Leben, ein Besuch eines im Meere der Welt herumtreibenden Menschen, die bisherige Ruhe und Stille mit einer Heftigkeit aufregt, die, ist man jung, zur Verzweiflung führen könnte. Der Aeltere, daher Kühlere, kann sich dennoch von aller Gemüthsbewegung nicht frei sagen; auch seine schlummernden Kräfte kommen in Bewegung, seine eingewiegten Wünsche leben auf, seine Sehnsucht, wenn auch nicht Leidenschaft, wird lebendig; er kann erst nach einiger Zeit die Wellen seiner Seele in's Gleichgewicht bringen, und wieder mit sich und seiner Ruhe zufrieden werden. So lebt die Natur wie außen, so innen im immerwährenden Wechsel, man kann jede Veränderung des Aeußern in sich selbst wieder gewahren nach Umständen, die der Weltlauf herbeiführt; das Leben lebt, so lange es lebt, in der Stille und Einsamkeit, wie in dem Sturme und der rauschenden Menschenmenge. Todt ist nur der Tod, und auch da ist die Natur, nur in anderer Richtung, wirksam.

Bei einer verfehlten Bildung wäre es nöthig, von vorne anzufangen. Das ist aber schwer, denn das Früheste wurzelt sich so tief in die Seele, daß es sich in den späteren Zuwachs immer wieder hineinschlingt. Und da das Spätere niemals die jugendliche Frische, gleichsam das Ursprüngliche hat, so entscheidet sich selten der Kampf für jenes. Wir rutschen

immer wieder in das alte Bahngleis hinein. So wichtig sind die ersten Eindrücke, die erste Belehrung!

Freundschaft ist oft ein Aushilfsmittel, wenn andere Eigenschaften kein Verhältniß einleiten; etwas im Menschen will berührt werden, sei es das Gemüth oder der Geist. Das glücklichste Ereigniß, wo Beides.

Es gibt Wasserpflanzen, die ohne festen Boden, worauf sie wurzeln, in ihrem Elemente herumschwimmen. Sie gleichen gewissen Menschen. Andere halten ihren Grund fest, nur die Blätter oben mit ihrem zarten Gezweige bequemen sich dem Zuge der Wellen.

Eine echt poetische dramatische Composition erfordert ein außerordentlich umfassendes Gedächtniß. Der Dichter muß die einzelnen Züge poetischer Charaktere gesammelt in sich tragen, das Widerstrebende abgelehnt, das Zustimmende gewählt, in künstlerischer Schöpfungsgewalt mit einem Blick beherrschen, das Allgemeine so im Individuum verkörpern, daß es der Natur getreu, zur wahren Kunstidee gesteigert erscheine: so ist es in der redneriſchen Kunst, ein Gleichbild des polykletischen Kanons, in welchem die Reize einzelner Schönheiten zu einem allerschönsten Ganzen vereiniget sind.

Das äußere Leben bedingt das innere gar mannigfach. Wie vieles leitet uns und hemmt den reinen Aufflug unserer Gedanken. Der äußerlich thätige Mensch lebt in einer ewigen Gene. Die vielfachen Störungen hindern unser reines Walten und Schalten. Die Wirklichkeit zieht uns von der Höhe eines idealen

Standpunktes herab in ganz prosaisches Sein. Personen um uns, Gegenstände berühren uns mit ihrem Einfluß; hunderterlei Rücksichten hemmen, das Alles, was etwa Gutes, Hohes, Großes in uns lebt, bleibt ungeboren; kurz, die Seele verliert ihre freie Bewegung, der Geist sein entwickelndes Leben, wir sind Sklaven der Erde.

Es gibt keinen Zufall, alles ist Schickung. Ein Glaube, der zur Gewißheit wird, wenn man lange gelebt hat. Er ruht in der Allwissenheit Gottes, die eine Schwester ist seiner Allgüte und Allgerechtigkeit. Die höchsten gedenkbaren Eigenschaften und Vollkommenheiten können ohne einander nicht gedacht werden.

Wie nur zwei Menschen zusammenkommen, tritt auch der dritte unter sie. Goethe hat das in seinem Faust symbolisch mehrfach angedeutet, ein wahres Lebensgemälde! Mephistopheles überall und nirgends! Ist doch ein reines Zusammensein fast unmöglich! — Hüte dich vor bösem Leumund in Wort, sogar in Gedanken; wolle lieber getäuscht sein, als anklagen. Ach, es ist die Liebe, die wahre, die Menschen- und Gottesliebe so selten! sie fließt gewöhnlich trübe, im Schlamm der Erde. Wie sehr bezahlt man den Menschen, wie theuer, was sie uns Gutes erweisen, wenn es noch Gutes ist. In dem stillen, festen, mildstrengen Gang unserer Regierung bewundere ich oft den höheren, weißen Gottesgang jetzt erst recht in den neuen stürmischen Weltbewegungen. Welche Gesinnungen kommen da zu Tage der Völker, der Einzelnen! Es ist fürwahr ein Gottesgericht; die modernen Zeitschriften scheuen sich in dies

Geschichtsblatt mit frommem Auge zu blicken, das wäre eine Lektüre für Haman gewesen, für Sailer, den Katholischen! Zu diesem hohen Aufflug und Ueberblick erhebt sich selten einer. Nur so findet die Seele ihren Frieden, den sie außen, auf der ersten Stufe unserer Pyramide vergebens sucht. Hinauf zu dir, zu Jovis Thron, heißsehnender Ganymed! in den Schooß des Alliebenden, in dem sich die irdische Liebe verklärt, das allerseligste Gefühl!

Der Blinde.

Von

Jarno.

Ich habe lang geschlummert. Ist's wol Tag?
Schon hör' ich ja der Morgenglocke Klänge!
Wach' auf, mein Knab', und leite mich zum Haag,
Daß Frühlingsluft mir Haupt und Brust durchdränge.

Hier laß mich ruh'n auf schwellend weichem Moos,
Wo Lind' und Buche ihr Gezweig verbinden,
Da will ich aus vergang'ner Zeiten Schooß
Ein treues Wort der Wahrheit Dir verkünden.

Nun fühl' ich warm der Sonne frühen Strahl —
Wie glücklich ist, wer sie vermag zu schauen,
Den Farbenschmelz, die Formen ohne Zahl
Von ihr umglänzt im Reich der Berg' und Auen.

Sie glänzt' auch mir vor manchem langen Jahr,
Ich sah das Thal mit Strahlen übergossen,
Der heiß Geliebten blond gelocktes Haar,
Ihr blaues Aug' von hellem Licht umflossen.

Ich sah das weiße Kleid mit blauem Band
Bei heiter'm Tanz den zarten Leib umfangen,
Den gold'nen Reif an ihrer kleinen Hand
Im Wiederschein der Abendröthe prangen,

Vor ihrem Haus der Blumen bunten Flor,
Und angeschmiegt an's Fenster grüne Reben,

Ich sah des Nachts der Sterne milden Chor,
Den bleichen Mond der Sternenhüll' entheben.

Aus düster'm Traum war einst ich aufgewacht,
Der Welten Kraft erschien im tiefen Grimme,
Es zuckten Blitz' auf Blitze durch die Nacht,
Weithin ertönt' des Donners rauhe Stimme.

Und wo das Haus der treu Geliebten stand,
Sah ich ein Meer von Feuer sich verbreiten,
Schon furchtbar an des Kammerfensters Rand
Die Flammen wild bewegt mit Flammen streiten.

Da fuhr ich auf und wählte kühn die Bahn
Durch's Volksgedräng', durch Rauch und Trümmerstufen,
Ich klomm die Feuerbalken rasch hinan,
Der Mutter Angst nicht achtend, noch ihr Rufen.

Da sah ich sie — es war zum letztenmal —
Sie lag betäubt zum Raub den wilden Mächten,
Ihr schönes Haupt umglänzt vom rothen Strahl,
Umwallt von ihres Haares gold'nen Flechten.

Ich kehrt' zurück, im Arm die theure Last,
Sie lehnte unverletzt am Eichenstamme;
Doch war mein Leib vom Brande hart erfaßt,
Versehrt das Aug' vom Schlangenzahn der Flamme.

Da führte mich die Mutter still in's Haus,
Den schwer Erkrankten liebevoll zu pflegen,
O Mutter, lösch' das Lämpchen doch nicht aus,
Mir ist's ein Trost, wie des Allmächt'gen Segen!

Die Lampe brannt', es wurde mälich hell,
Der junge Tag erschien, im Ost geboren,
Doch nimmer schaut' ich ihn, es blieb der Quell
Des Lichts hinfort für ewig mir verloren.

Als ich genas durch stete Muttertreu',
Ließ ich an ihr Gemach mich einst geleiten,

Herbst war's — ich bebt' und horchte ängstlich scheu
Dem Blätterfall, der Stürme rauhem Streiten.

„Was willst Du?" rief mir streng ihr Vater zu,
„Sie ist ja längst vermählt dem schmucken Gatten,
Du schrickst zusammen, Thor? So wähntest Du,
Daß Frühlingslicht sich eine dunkelm Schatten?"

„Daß Dir, der einst vom Tod' ihr Rettung bot,
Zu Schmach und Gram sie ewig sich verbinde?
O besser wärs, umfaßte sie der Tod,
Als Du, der weltverlass'ne, kranke Blinde!"

Da sucht' ich stumm an meiner Mutter Hand
Zurück in's Haus der Heimat mich zu finden,
Um mich war's Nacht, vor'm innern Auge stand
Ein düst'res Bild; des weltverlass'nen Blinden.

Das harte Wort, das schaudernd ich gehört,
Ist's Wahrheit nicht, und sollt' ich d'rob erbangen?
Denn nur ihr Glück hab' innig ich begehrt,
Es ist erreicht, was konnt' ich noch verlangen?

Ich lebt' in meiner Zell' in stillem Harm,
Vom Blüthenhauch der schönen Welt geschieden,
Es fand nur in der Mutter treuem Arm
Mein kranker Geist des Himmels süßen Frieden.

Einst, als ich sinnend saß an meinem Thor,
Ist ihrer Stimme Laut zu mir gedrungen,
Der oft, eh' ich auf ewig sie verlor,
Mir Seligkeit in's frische Herz geklungen.

Sie schritt vorbei — ich floh in mein Gemach,
Damit mein Anblick ihre Lust nicht trübe,
Und lange tönt' mir tief im Innern nach
Ihr freud'ges Lied, der Sehnsucht, Treu' und Liebe.

Nie mehr vernahm ich jenen sanften Laut,
Sie hat — mit ihm — dies Thal schon längst verlassen,

Die Zeit beschlich mein Haupt, es war ergraut,
Doch wollten nicht der Jugend Bilder blassen.

Noch einmal traf mich schwer des Schicksals Hand,
Mir war ja meine Mutter noch geblieben,
Seit sie begraben liegt am Kirchenrand,
Da mochte Niemand mehr den Blinden lieben.

Noch hör' ich, wie von tiefem Gram bewegt,
Sie leise sprach von Gottes dunkeln Wegen,
Noch fühl' ich, wie sie auf mein Haupt gelegt
Die treue Hand zum schmerzlich letzten Segen.

So bin ich denn allein in weiter Welt,
Der ew'gen Nacht, dem irren Traum zum Raube,
Dich, fremdes Kind, hat Mitleid mir gesellt,
Mir aber blieb Erinnerung und Glaube!

Ist's eine Thrän', die aus erlosch'nem Blick
So glühend heiß auf meine Hand gefallen?
Komm, lieber Knab' und leite mich zurück
Zu meiner Väter halb versunk'nen Hallen.

Gedichte

von

Leopold Friedrich Föhren.

Weltgesetz.

Ihr, die ihr wähnet, straff zu halten
Die Welt im Stillstand, ohne Regung!
Seht ihr durch's ganze All nicht walten
Des Lebens Urgesetz: Bewegung?

Gewahrt ihr nicht den Gang der Sphären?
Wie Sterne zieh'n auf lichten Bahnen?
Kann euch das Luftmeer nicht belehren
Mit Winden, Stürmen, mit Orkanen?

Seht ihr nicht frei die Wasser strömen?
Wie frei das Blut strömt in den Adern?
Und wollte wer den Blutlauf lähmen,
Wie würdet ihr dagegen hadern!

Wie würdet schelten ihr den Thoren,
Der Fäulniß wollte, Tod, Vernichtung!
Der aus den Augen blind verloren
Das Urgesetz, die freie Richtung!

So gebt denn auf die Stillstandsträume!
Gebt auf den Wahn der starren Ruhe!

Daß aus Verwesung Leben keime,
Zerfällt in Staub die Todtentruhe.

So gebt es auf, mit frevlen Händen
Zu greifen in des Weltrad's Speichen!
Ihr werdet seinen Schwung nicht wenden,
Der euch zermalmt, wollt ihr nicht weichen!

Macht der Vereinigung.

Kaum, daß sich zum Quell verbinden
Hellen Wassers wenig Tropfen:
Läßt der Quell nicht mehr sich stopfen,
Selbst durch Felsen nicht verspünden.

Schwellend drängt's ihn, zu entschlüpfen
Seines Ursprungs dunkler Klause;
Um als Bächlein, mit Gebrause,
In dem Thale frei zu hüpfen.

Eilend hin mit raschem Gange,
Bald an's Bächlein auch sich schließen
And're Bäche, die da fließen,
Die da folgen gleichem Hange.

Angewachsen stolz zu Flüssen,
Durch die Länder weitergossen,
Kommen sie daher geflossen
Rauschend, wie mit Siegesgrüssen.

Trotz der scharfgeschied'nen Betten
Sich die Flüsse doch nicht hassen,
Einen ihre Wassermassen,
Brechend ihrer Scheidung Ketten.

Und zu Strömen angeschwollen,
Sie mit majestät'schen Wogen,
Wunderkräftig angezogen,
Zu den Meeren schäumend rollen.

Und es schallt vom Oceane
Donnernd aus der Fluten Schwalle:
„So verbunden sind wir Alle,
Weltumfassend — ein Titane!"

Und im Bild vom Elemente —
Menschheit, sieh' die eig'nen Loose!
Schaffen kannst du nur das Große,
Festvereinend das Getrennte!

Goldanbeter.

Als vom Sinai kaum erschollen
Das Gebot vom einz'gen Gotte,
Dem allmächtig wundervollen,
Bauten Frevler schon zum Spotte,
Und zum Hohn der neuen Lehre,
Die der Heiden Bilder haßte,
Rein Jehova's Geist erfaßte,
Gold'nem Kalbe Hochaltäre.

Und ob Moses auch zermalmte
Jene Frevler sammt dem Götzen,
Heimlich dennoch Weihrauch qualmte
Dem Idol und seinen Schätzen;
Ja, als Herr der Welt gepriesen,
Angebetet und bewundert,
Blieb Jahrhundert um Jahrhundert
Gottes Ehre ihm erwiesen!

Selbst des Heilands Straferempel,
Der mit Schmach und Geißelhieben
Aus dem gottgeweihten Tempel
Goldanbeter ausgetrieben,
Konnte nicht dem Frevel wehren,
Schürte nur den Haß der Hasser,
All' der Wechsler, Mäckler, Prasser,
Die im Krieg mit Heilands Lehren.

Und so sind noch heut'gen Tages
Uns're Crösus-Börsenmänner
Götzendiener alten Schlages,
Und des gold'nen Kalbs Bekenner;
Und der Hohnschrei und der Jubel,
Der einst scholl bei Christus Kreuze,
Schallt auch heut aus ihrem Geize,
Stürzt die Welt in Qual und Trubel.

Doch das Unheil, die Bedrängniß,
Aus der Goldanbetung stammend,
Wird einst rächen das Verhängniß,
Wie ein Hochgewitter flammend;
Wird des Wuchers Molch erlegen,
Und der Habsucht gift'gen Drachen
Schleudern in der Hölle Rachen;
Daß dem Gold entsprieße Segen!

Goldkur.

Es lag auf seid'nem Pfühle
Schwerkrank ein Plutokrat,
Der schlau im Börsenspiele
Gar trefflich wußte Rath:
Der Andern Schatz zu leeren,
Den eigenen zu mehren.

Der Menschheit Schmerz und Freude,
Gleich einem Bild von Erz,
Sah ungerührt er beide,
Es schlug in ihm kein Herz;
Selbst Schweiß und Blut der Armen
Nicht weckten sein Erbarmen.

Jetzt lag er ohne Regung,
Schwer träumend Nacht und Tag;
Bei matter Blutbewegung
Gelähmet wie vom Schlag;

Nur Flammendurst er fühlte,
Den ihm kein Labtrunk kühlte.

Der Heilkunst größte Geister,
Sie riethen hin und her;
Da kam ein fremder Meister
Zum kranken Millionär;
Dämonisch, mit Gespötte,
Trat der zum Krankenbette:

„Was sollen Düfte, Säfte
Der armen Pflanzenwelt?
Das Steinreich nur die Kräfte,
Des Lebens Kern enthält;
Soll schnell sein Uebel weichen:
Müßt ihr Metalle reichen."

Und nach der Diagnose
Bot er dem Kranken dar
Von Goldstaub eine Dose,
An Wirkung wunderbar;
Kaum, daß er sie verschluckte,
Elektrisch ihn's durchzuckte.

Und wie die zweite Gabe
Berührte ihm den Mund,
Er rief: „Verstärkt die Labe!
Ihr Zauber macht gesund;
Zu stillen mein Verlangen,
Schafft Gold herbei in Stangen!"

„Schafft mir sie alle, alle,
In Massen riesig groß,
Die köstlichen Metalle,
Die birgt der Erde Schooß!"
Das hörten die Dämonen,
Die tief im Abgrund wohnen.

D'rum, wie zum dritten Male
Voll Gier das Gold er schlang,

Klang tönend Erz im Saale,
Des Kranken Herz — es sprang;
Doch Blut nicht kam geflossen,
Ein Goldstrom kam geschossen.

Und Flüche, Seufzer, Stöhnen,
Im grauenvollen Chor,
Mit höllischem Verhöhnen,
Erschollen d'raus hervor.
Wer will durch Gold genesen,
Schließt's Bündniß mit dem Bösen.

Und als er lag im Sarge,
Mit dem metall'nen Herz,
Der Millionär, der karge,
Scholl Jubel allerwärts;
Nach Beute schrie ein Rabe
Hoch über seinem Grabe.

Sanct Augustin.

Sanct Augustin, gedankenschwer,
Erging am Strande sich vom Meer;
Das Weltproblem er wollt' ergründen,
Der Dinge Anfang und Ende finden;
Mit dem Geist er wollte das All durchschweifen,
Den Schöpfer zu suchen, und ihn begreifen.
Doch wie er ging, und wie er sann,
Ein fein' Gewebe von Schlüssen spann,
Kam flugs ein Schwarm von Zweifeln wieder,
Riß seiner Schlüsse Gewebe nieder.
Urplötzlich der Gedanken Flug
Zu den Pforten der Ewigkeit ihn trug;
Umsonst doch blieb sein Einlaßbegehren,
Er mußte zur Erde wiederkehren;
Und wie er das Haupt d'rob traurig neigte,
Ein spielender Knabe sich ihm zeigte.
Der Knabe war so hold, so schön,
Als wär' er geboren in Himmelshöh'n;

Sein Auge war so blau, so licht,
Als blühten d'rin Vergißmeinnicht.
Ein Grübchen sich grub der Knabe im Sand,
Und schöpfte Wasser hinein mit der Hand;
Er schöpfte und schöpfte, doch was er begonnen,
Schnell war im Sande das Wasser verronnen,
Und unerschöpflich schwoll heran
Das Meer, der gewaltige Ocean.

Sanct Augustin, von Seeluft umfächelt,
Zum Spiele des Knaben still hatte gelächelt;
Dann ließ er entschlüpfen die Frage dem Mund:
„Was gräbst Du und willst Du im sandigen Grund?"
„Das Meer, das Meer mir soll gehören,
In dieses Grübchen ich es will leeren."
„O lass', mein Kind! dies thörichte Spiel,
Dein Wunsch ist ohne Maß und Ziel."
„Und wenn mein Wunsch Dir maßlos däucht,
Mehr noch Dein eigener ihm gleicht;"
Mit Ernst entgegnete das Bübchen.
„Denn wie das Meer nicht faßt dies Grübchen,
So wird Dein Geist das All nicht fassen,
Wirst ungelöst das Räthsel lassen."
Und wie erzeugt von Himmelsduft,
Verschwand der Knabe in der Luft;
Doch, tief ergriffen von dem Gesichte,
Ward in Sanct Augustin es lichte;
Daß er, gebannt in der Endlichkeit Schranken,
Erkannte den Markstein der Gedanken;
Und heil'ge Scheu die Brust ihm füllte
Vor Allem, was Gott dem Menschen verhüllte.

Das Kleinod *).

Von

Dr. M. Letteris.

„Mache Deinem Meister Ehre, der Dich wundersam erschuf,
Der für Dich hat aufbewahret seinen liebsten Schöpfungsruf;
Dulde, trage still die Bürde, die Er Dir nun auferlegt,
Der Entsagung schwere Bürde, wie Dich auch der Schmerz bewegt!"

So der Weise **). — Händeringend weint vor ihm ein schönes Weib,
Schwergedrückt von ihrem Kummer ist gebeugt der schlanke Leib:
„Dulden soll ich? Ihm entsagen, der mein Licht, mein Leben ist?
Wie soll leben die Entseelte, wenn die Seele sie vermißt?" —

„Lasse nicht den Unmuth toben, fasse Dich, mein liebes Kind!
Stark sei, wie des Lebens Mächte, wie es Lieb' und Glaube sind;

*) Nach **Midrasch Jalcut. Cap. 17.**

) Der Name des in dieser Sage erwähnten Rabbi war **Simeon ben-Jochai, gegen Ende des zweiten Jahrhunderts blühend. Dieser war einer der bedeutendsten Collaboratoren des **Talmud-Bab'li**, dem man fälschlich auch das aramäisch abgefaßte Buch **Sohar**, das Hauptwerk der **Kabbala**, zuschreibt. (S. Ja'abez, Jost und A.)

Sanftmuth ist der Frauen Waffe, die gar oft den Feind besiegt,
Eine Macht ist Duldung, Milde, die im Kampfe nie erliegt.

Und bedenke, Dir zum Troste, daß Dein Mann nicht lieblos, kalt,
Daß vom Zauber er gefesselt Deiner huldigen Gestalt;
Mit zerriss'nem, wunden Herzen saget er von Dir sich los,
Und er will den Bund nur lösen, weil die Ehe kinderlos.

Nicht um fruchtlos hinzuschwinden, glänzt der Frauen Lebensbaum,
Um zu treiben Lebensblüthen, sandte Gott den Liebestraum;
Neues Leben soll erblühen, wenn er Herz zu Herzen schafft,
Folgen soll die Lieb' auf Erden der gewalt'gen Schöpfungskraft.

Doch wie einst bei frohem Male Euer Bund gefeiert war,
Sei nun festlich auch beschlossen das gesetzlich letzte Jahr *);
Nicht erscheinen soll der Friede in gehässiger Gestalt,
Nicht die Pflicht als eine Trennung leidenschaftlicher Gewalt.

D'rum ein Scheidefest bereite, und der Liebe eingedenk,
Immer eingedenk zu bleiben, heische von ihm ein Geschenk:
Als ein Zeichen, daß mit Schmerzen er den Ehebund gelöst't,
Daß nicht Haß, der grollgenährte, ihm sein Gift in's Herz geflößt;

*) I. Strophe 6. „Das gesetzlich letzte Jahr." Nach zehn Jahren der Unfruchtbarkeit ist dem Mann gestattet, sich von seiner Frau scheiden zu lassen. (S. **Talm. Jebamoth 64, a.**)

Als ein Unterpfand der Treue, der entschwund'nen frohen Zeit,
Dich erinnernd an die süße, wonnige Vergangenheit;
Als ein Zeichen, daß die Liebe, die gelöst von Gottesmacht,
Noch im Nachgefühle leuchte traumhaftmild in trüber Nacht!" —

Ruhig wird die Schmerzenreiche von des Rabbi weisem Trost,
Und erheitert sind die Wangen, Lilien vom West gekost;
Niederkämpfend ihren Kummer, dämmert auf ein sanftes Licht,
Auf das bange, gramumwölkte, blasse, schöne Angesicht.

In dem Haus des Ehepgares festlich sich der Schmerz bewegt,
Alle Freunde sind geladen, eh' die Scheidestunde schlägt;
Düster ist's im scheuen Herzen, hell erleuchtet ist der Saal,
Wie zu lichten, zu verscheuchen stilles Weh und stumme Qual.

Und dem theuren Mann zur Seite sitzt die liebliche Gestalt,
Leicht umflort, doch nicht erloschen, ist des Auges Allgewalt,
Und in stiller Sehnsucht lauschend, reizend mild, wie eine Braut,
Lispelt sie zu ihrem Gatten manchen lieben, süßen Laut:

„Nicht vergessen, nicht vernichtet sei mein Liebeleben ganz,
Nicht verwelken soll im Grame mir mein schöner Freudenkranz:
Eine Gabe heisch' ich Arme, ein Geschenk aus Deiner Hand,
Das mich tröste, wenn mein Leben, wenn mein Gatte mich verbannt.

Sieh' den Mond in stiller Klarheit, lieblich tröstet
er die Welt
Mit dem Schimmer, den die Sonne ihm gereicht aus
ihrem Zelt:
So auch möchte ich getröstet wandeln still in meiner
Nacht,
Ob auch mir die Sonne nimmer, meine Sonne nie
erwacht!"

D'rauf der Gatte, tiefergriffen, mit beklomm'nem
Herzen spricht:
„Nimm den reichsten Dir der Schätze, was nur labt
Dein Augenlicht;
Was nur immer kostbar, theuer, Dir noch lieb aus
schöner Zeit,
Nimm es mit in Deine Heimat, in die stille Einsam-
keit.

Als ein Zeichen, daß mit Schmerzen ich den Ehe-
bund gelöst,
Daß nicht Haß, der grollgenährte, mir sein Gift in's
Herz geflößt;
Als ein Zeichen, daß die Liebe, die gelöst von Gottes-
macht,
Noch im Nachgefühle leuchte traumhaftmild in trüber
Nacht!"

Und sie höret sein Versprechen freudestrahlend und
entzückt;
Wie wenn ihrer Seele Schwingen in ein Wonnenetz
verstrickt,
Kann sie fassen kaum die Freude, die ihr Trost und La-
bung bringt,
Kann sie glauben kaum der Kunde, die ihr süß wie
Rettung klingt.

Angeschmiegt dem theuren Gatten, wie beim frohen
Hochzeitmahl,
Schenket sie des gold'nen Weines und kredenzt ihm den
Pokal;

Süßes Träumen, holde Worte, die den Mann so oft beglückt,
Sie verkünden, daß der Kummer bald im Herzen unterdrückt.

Ihrer Rede süßer Wohllaut, wie ein Strahl aus froher Brust,
Spiegelt auf die ernste Feier einen Widerschein der Lust,
Und des Weines helles Blinken, wie des Auges klares Licht,
Scheucht die peinlich trübe Wolke bald von jedem Angesicht.

So bewährt der Wein, der edle, grambesiegend seine Macht
Selbst an ihm, den Gram erwartet, wenn er morgen früh erwacht;
Und so lauscht er ihrer Rede, die dem schönen Mund entfließt,
Bis er wein- und wonnetrunken sanft das müde Auge schließt.

Heimgegangen sind die Gäste von dem seltsam frohen Mahl,
Heimlich winkt sie ihren Dienern, leisen Schrittes den Gemahl
In ihr Vaterhaus zu bringen, und sie selber folgt von fern,
Wie ein Engel der Versöhnung, wie der Liebe milder Stern.

In dem dämmernden Gemache sitzt die reizgeschmückte Frau,
Hell erglänzt der Freudenschimmer in des Auges Perlenthau;
Lieb'voll auf das reiche Lager hält gerichtet sie den Blick,
Wo Er schlummert, der ihr Alles, ihres Lebens höchstes Glück!

Durch die Fenster dringt begrüßend ein versöhnend' Morgenlicht,
Und sein Strahl fällt wie verklärend auf des Edlen Angesicht;
Ihres Busens Wogen künden ihre Freude grenzenlos,
Da vom Himmel ihr beschieden ihres Lebens schönstes Loos.

Doch wie ihres Herzens Becher voll vom freudigen Erguß,
Eilt sie hin zu dem Geliebten, wecket ihn mit einem Kuß:
„Wache auf, mein Heißgeliebter, sieh', der Tag des Glückes nah't,
Du bist mir das schönste Kleinod, das ich mir von Dir erbat!

In die Heimat meiner Kindheit, in die stille Einsamkeit
Nahm ich mit mir, was nur kostbar mich erfreuen kann zur Zeit!
Nicht soll reuen Dich, was edel Deine Großmuth mir gewährt,
Was mir köstlicher als Kronen, mehr als selbst mein Leben werth."

Er erwacht aus süßen Träumen, richtet sich vom Lager auf,
Und er sinnet und bedenket seinen neuen Lebenslauf:
Daß der Brust die Last entnommen, daß er nimmer einsam ist,
Und daß ihn und sich gerettet seine Frau mit holder List.

Er umschlinget die Genossin, wie zum neuen Lebensbund:
„Ihm dort weihe Deine Thränen, heilig sei uns diese Stund'!"
Gottes Werk ist unf're Liebe, unf'rer Ehe heilig' Band,
Soll das Himmlische vernichten die verweg'ne Menschenhand?

Deiner Liebe ist gelungen, was der meinen nie gelang,
In des Lebens tiefste Schachten, in des Herzens Tiefen drang
Deine sanftbeschwingte Rede, wie sie Liebe Dich gelehrt,
Bis Du mir den Schmerz der Trennung von dem Busen abgewehrt."

Und sie jubelt: „Dank Dir, Theurer, für Dein köstliches Geschenk!
Meines Gottes, meines Gatten, meines Glückes eingedenk,
Will den Himmel ich erstürmen im Gebete Tag und Nacht,
Bis der Engel frohen Segens Mutterfreuden mir gebracht." —

Und er führet heim die Holde, wie der Bräutigam die Braut,
Neuverjüngt ist ihre Liebe, als wenn eben sie getraut;
Und der Herr von seinen Höhen segnet mild das fromme Paar —
Und ein Knäbchen wiegt die Mutter, wie verflossen kaum ein Jahr.

Gedichte

von

August Schilling.

Winter-Sturm.

Hesperen's Gluthen malen die schweigende Natur,
Die letzten Purpurstrahlen umsäumen Wald und Flur,
Dem Hain entwallet labend ein frischer Tannenduft,
Und durch den stillen Abend haucht sanfte Frühlingsluft.

Noch zirpen leise Lieder am grünen Wiesenraum,
Da klettert Elsli wieder hinan den Hügelsaum,
Und schaut hinaus so sehnend, und schau't die Augen müd',
Und aus dem Blicke thränend die schwanke Hoffnung flieht.

„Er schwur es ja, beklommen von süßer Liebe Macht,
Er werde wieder kommen, wenn neu der Lenz erwacht;
Der Lenz ist hold erstanden, es weht die Luft so warm,
Doch nicht aus fernen Landen eilt er in Liebchens Arm!"

Der Zephir schmiegt sich leise um Elsli's zarten Bau,
Er streicht verliebter Weise um Hals und Brust so lau;
Er trocknet sanft die Quelle aus dem umwölkten Blick,
Und zieht sich scheu und schnelle in sein Versteck zurück.

Es nah't der Sommer glühend mit seinem Blumen-Meer,
Doch Elsli wankt verblühend in seiner Pracht umher,

Ersteigt zur Abendstunde des Hügels grünen Rand;
Ach, für das Herz, das wunde, kein Hoffnungsstrahl erstand.

Der Zephir weht mit Kosen, erfüllt vom Mitleidssinn,
Um die erbleichten Rosen auf ihrem Antlitz hin,
Sein Liebchen welkt zusammen, wie zartes Espenlaub,
Der Sehnsucht heißen Flammen ward längst ihr Herz zum Raub.

Schon nahet leise schauernd des Herbstes trübe Zeit,
Die Schwalben ziehen trauernd nach fernem Süden weit,
Da klettert sie noch immer hinauf die moos'gen Höh'n,
Beim gold'nen Abendschimmer in's ferne Thal zu seh'n.

Doch schleppt sie sich so müde, schon haucht ihr Athem schwer,
In ihrem Augenliede glänzt keine Thräne mehr,
Ihr Spähen ist zu Ende im dunklen Abendstrahl,
Denn graue Nebelwände umnachten Berg und Thal.

Der Zephir, leise bebend, flieht traurig niederwärts,
Versucht es noch, belebend zu lindern ihren Schmerz,
Zertheilt die Nebelschichten der sanften Huldin gern,
Die trüben Wolken flüchten, der Theure doch bleibt fern.

Die schwarzen Raben krächzen den wilden Winterchor,
Die kahlen Bäume ächzen ihr Schmerzenlied empor,
Es deckt in trüber Feier ein Leichentuch das Feld,
Ein weißer Todtenschleier umhüllt die stille Welt.

Der Hügel steht verlassen, des Leides unbewußt,
Verzweiflung müßt' ihn hassen, besäß' er Menschenbrust,
Auf seinem moos'gen Rücken schwebt nimmer Elsli's Fuß,
Die Rose mußte knicken im Strom, im Leidenguß.

Der Zephir harrt vergebens, daß Elsli wiederkehrt,
Den Becher ihres Lebens hat wilder Gram geleert,
Da faßt ein kaltes Wüthen des Zephir's milden Hauch,
Er bricht die dürren Blüthen vom Hagebuttenstrauch — —

Er stürzt mit wildem Heulen hinab in Thales Schlucht,
Daß selbst die Schaar der Eulen ein schützend' Obdach sucht;
Sein lautes, tolles Weinen hallt schaurig durch den Wald,
Und von den Felsensteinen sein Echo wiederprallt.

So ward zum Winterstürme der kosende Zephir,
Und schlug im hohen Thurme sich auf sein Nachtquartier,
Und heult so bang hernieder, wie Stimmen des Geschicks:
„Gib mir mein Liebchen wieder, du Mörder ihres Glücks!"

Des Herbstes letzte Strahlen.

Seit die Freude fortgeschlichen,
Seit das Leben mich betrogen,
Ist der Winter eingezogen,
Ist des Herzens Grün verblichen.

Hab' die Rechnung abgeschlossen,
Mit des Herbstes letzten Strahlen,
Mit der Blätterstreu', der fahlen,
Mit dem Reife, schmerzumflossen.

Und ich wand're, still zufrieden,
Daß so Alles um mich sinket,
Nirgends Lenz der Liebe winket
Mit dem Schmerz, dem nimmermüden.

Wenn so recht die Flocken wehen
Auf das Leichentuch, das bleiche,
Fühl' ich erst das Herz, das weiche,
Sich in wilder Lust ergehen.

Winterstürme wildes Sausen,
Kahler Bäume schmerzlich' Aechzen,
Und des starren Eises Lechzen
Däucht mir Melodienbrausen.

Denn auch hier ist's ausgestorben,
In des Busens ödem Raume,
Seit im nichtig wilden Traume
Meiner Liebe Frucht verdorben.

Aber, wenn der Lenz wird nahen,
Und ich einsam werde wandern,
Und mir nicht, wie all' den Andern,
Winkt ein liebendes Umfahen —

Wenn die Bäume wieder grünen,
Blüthen, Vögel, duftend, singend,
Um den Preis der Liebe ringend,
Buhlend mit dem Weste minnen —

Ach! dann werd' ich weinend ziehen
Meine einsam stillen Bahnen,
Denn es wird mich tief gemahnen,
Daß mich Lenz und Liebe fliehen!

Gedichte

von

Franz Isidor Proschko.

Des Kaisers Eichen.

Ballade.

Als kaum das Lied der Lerche
Im bunten Hain erschallt,
Da zieht mit Pfeil und Bogen
Der Graf hinaus zum Wald.

Und frische Lüfte wehen
Dem Jäger in's Gesicht,
Und aus dem dunklen Forste
Der Sechszehnender bricht.

„Auf, Tummler!" und in's Dickicht
Bricht sich der Graf die Bahn,
Strebt vor — da hält er plötzlich
Die straffen Zügel an.

Auf hartem Stein und Moose
Liegt da ein Jammersohn,
Und heischet eine Gabe
Gen tausend Gotteslohn:

„Herr! eh' Ihr Jagdlust pfleget,
Seh't meine Wunden an;
Was Ihr gethan dem Armen,
Das habt Ihr Gott gethan!"

Der Graf steigt ab vom Pferde,
Und hemmt des Rappen Lauf:
„Mein Sohn, die Pflicht der Liebe
Wiegt kein Vergnügen auf."

Und reicht ihm seine Kette
Aus schwerem Golde hin,
Und will dem Dank des Armen
Zum Forste schnell entflieh'n.

Der aber hält den Grafen,
Und blickt ihn weinend an:
„Was Ihr gethan den Armen,
Das habt Ihr Gott gethan!"

„Drei stolze Eichen breiten
Ihr Laubdach über Euch,
So mög't Ihr durch sie werden
Gesegnet, groß und reich!"

„Die Schwelle Eures Glückes
Mög' diese Eiche sein,
Und jene hülle wieder
Das höchste Glück Euch ein."

„Und diese bring' nach Stürmen
Euch die ersehnte Ruh',
Und nehmt des Armen Segen
Und Gottes Lohn dazu."

Da blitzt im Aug' des Grafen
Ein Thränlein hell und klar; —
Und aus der Zeitenurne
Entfloß so manches Jahr,

Da kam der Lenz; der Lerche
Hellwirbelnd Lied erschallt.
Da zog der Graf — als Kaiser
Hinaus zum dunklen Wald.

Und an des Forstes Grenze
Hält er den Rappen an,
Blickt um zu seinem Troße:
„Wer hat mir das gethan?"

„Hier standen einst drei Eichen
Mit grün belaubtem Kamm,
Nur Eine seh' ich wieder —
Wer fällte ihren Stamm?"

Tief neigt hier vor dem Kaiser
Der Jägermeister sich:
„Ich fällte diese Bäume,
Doch zürnet nicht auf mich;"

„Eh' Euch die deutsche Krone
Ward durch der Fürsten Wahl,
Da schmückte man die Mauern
In Frankfurt's Kaisersaal;"

„Und festigte die Thüren,
Und glättete die Wand,
Da fällt' ich jene Eiche,
Die ich im Forste fand."

„Sie ward im Kaisersaale
Zur Schwelle — des Geschick's,
Sie ward — d'rum wollt nicht zürnen,
Die Schwelle Eures Glück's."

Und sinnend blickt der Kaiser,
Und tief bewegt es ihn —
„Doch sprich, wo kam der zweite
Der Eichenstämme hin?"

„Herr, als Ihr einst voll Freude
Empfingt des Schicksals Lohn,
Und wiegtet auf den Armen
Den neugebor'nen Sohn,"

„Da habt Ihr es gewillet,
Ich that, wie Ihr befahlt,
Und fällte jene Eiche,
Die ihr da meint im Wald."

„D'raus ward des Knaben Wiege,
So wollt' es das Geschick,
D'rum wollet mir nicht zürnen,
Sie barg ja Euer Glück!"

Da röthet sich die Wange
Des Kaisers, und er spricht:
„Noch steht der Eichen letzte,
Doch diese fälle nicht." —

So schwanden viele Jahre,
Des Kaisers Haar ward grau,
Noch schwang die stolze Eiche
Ihr Haupt in's weite Blau.

So schwanden viele Jahre,
Des Kaisers Haar ward bleich,
Sein Leben schmückten Thaten,
Sein Herz war groß und reich.

Und als die letzten Blicke
Das Kaiserauge strahlt —
Da sank die letzte Eiche
Zugleich in seinem Wald,

Und brachte Ruh' dem Kaiser,
Dem Kaiser, den sie barg —
Stand in der Gruft zu Speyer
Als Kaiser Rudolph's Sarg.

Das Brandmal.

Das war des Kaisers Siegel, beseh't es rings am Rand,
„Der Unschuld Schutz" sein Wahlspruch, der d'rauf geschrieben stand;
Das hielt er in den Händen zu Innsbruck in dem Saal,
Da tönt mit einem Male der Feuerglocke Schall.

Und auf die Marmortreppe, da rennt und flieht es; bleich
Ruft Kämmerer und Page: „Herr Kaiser, rettet Euch!"
Doch Carl steht, ein Felsen, um den die Brandung schäumt,
Und lächelnd spricht er: „Oft schon war die Gefahr erträumt."

„Stand einsmals bei Pavia im Feuer, als es galt,
Und Feuer war's, womit ich den Rothbart gut bezahlt!" —
Der Kaiser spricht's, da lodert der Flamme heller Schein,
Und donnernd stürzt von oben ein Theil der Decke ein!

Betäubt sinkt er zur Erde und weiß nicht, wie es kam,
Daß ihn ein kühner Recke schon auf die Schultern nahm,
Der war, ein Salamander, gebrochen durch die Gluth,
Und rettete den Kaiser mit kühnem Jugendmuth.

War auch verbrannt die Wange, trug auch ein Mal die Stirn,
Sie kühlt sich der Tiroler im Schnee auf seinem Firn. —
Da standen um den Kaiser die Schranzen starr und stumm,
Doch Carl erwacht zum Leben, sieht sich im Kreise um.

„Ihr Alle habt gerathen, geholfen habt Ihr nicht,
Nur Einer half — wo ist er? — zu lohnen sei Uns Pflicht."

Da neigen sich die Pagen: „Nicht Einer kannte ihn,
Wir sahen ihn nur kommen, wir sahen ihn nur flieh'n."

Das Wort war kaum gesprochen, da drängt sich dicht heran
Des Volkes wirrer Haufe, und mitten wankt ein Mann,
Und tausend Stimmen donnern ein mächtiges Gebot:
„Der hat den Brand geworfen! mit ihm zum Feuertod!"

Der Kaiser winkt zur Ruhe — das Volk tritt scheu zurück,
Der Wettersturm verhallet — das war des Kaisers Blick,
Das war der Blick des Kaisers, so sanft, so streng, so mild,
Der fiel jetzt auf des Thäters erbärmlich' Jammerbild.

Verbrannt an Aug' und Stirne, sank der betäubt in's Knie,
Indeß das Volk, das wilde, nach seinem Blute schrie.
Doch Carl, der Gerechte, nimmt hier ein ernstes Wort:
„Dem Kläger und Beklagten geziemt ein gleicher Hort."

„Und zeiht ihr des Verbrechens den bleichen Wundenmann,
So sprecht! wer sah ihn schleudern den Brand? — er sterbe dann!" —
„Erlauchter," spricht verneigend der Aelteste der Stadt,
„Wol Keiner von uns Allen betraf ihn auf der That,"

„Doch trägt ein Mal die Stirne — dies Mal ist uns bekannt:
Es ist von Henkers Eisen dies Zeichen eingebrannt,
Das Zeichen der Galeere — Mordbrennern ist's gemein,
D'rum meinen wir selbander, der müss' der Thäter sein."

„Verbrannt sind seine Kleider, sein Antlitz starr und bleich,
Die Schuld, Herr, liegt erwiesen — die Gnade steht bei Euch!" —

Der Kaiser steht erschüttert: — „Mensch, Deine That wiegt schwer,
Was trieb Dich?" — und der Bleiche spricht leise: „Liebe, Herr!"

Und strebt empor und winket den Kaiser dicht heran:
„Die Liebe zu dem Besten der Herrscher hat's gethan!"
D'rauf neigt er müd' die Stirne hin zu des Kaisers Brust:
„Seh't das Galeerenzeichen! — dann tödtet mich nach Lust!"

Das Brandmal schaut der Kaiser — und liest und senkt die Hand:
„Der Unschuld Schutz," das Sprüchlein, das war ihm wohl bekannt,
Das stand auf seinem Siegel, jetzt steht es auf der Stirn.
Das trug, des Brandes Denkmal, der Mann vom kalten Firn.

Das Brandmal schaut der Kaiser — und liest, und tief gerührt
Ruft er: „Mir hat die Vorsicht den Retter zugeführt!
Der Unschuld Schutz, das Sprüchlein stand auf des Siegels Rand,
Jetzt steht es auf der Stirne — d'rein grub es Gottes Hand!"

„Das Siegel sank in's Feuer, das Sprüchlein sank in's Blut,
So seht, was ein Tiroler für seinen Herrscher thut!
Er wagt' für mich sein Leben — wie lohn' ich ihm es wol?
Wolan, ich lohn's dem Lande! mein Herz bleibt Dir, Tirol!"

Der Wilderer.

Eine Geschichte

von

Joseph Rank.

I.

Das Präsentl.

An der mondbeschienenen Wand einer Waldkapelle lehnten drei männliche Gestalten in ernstvertraulichem Gespräche und waren zugleich beschäftigt, Geld zu zählen und sodann den Lauf ihrer Gewehre wohl zu reinigen; zu ihren Füßen lag ein frisch gefälltes Reh, darauf ein blankes Weidmannsmesser und um dieses herumgewunden ein großer Zettel, der mit langen Bleistiftzügen auf beiden Seiten angeschrieben war. Und als nun bald darauf das Geld gezählt und der Gewehre Lauf gereiniget war, gingen die drei männlichen Gestalten, wie von selbst verständigt, einige Schritte tiefer in's Gebüsch, und als sie wieder kamen, waren ihre Gewehre, ihre Tirolerhüte mit Gamsbart und Feder und ihre grauen Jacken verschwunden, dafür erschienen sie in schönen neuen

Burschenkleidern: weißen Strümpfen, schwarzen Lederhosen, dunklen Sammetjacken, rothseidenen Westen und mit Hüten, die vom Schirme bis zur Höhe von gleichem Umfange waren.

„Wann sehen wir uns wieder, Kameraden?" sagte jetzt der Eine und wol der Rüstigste von allen, „ich bin übermorgen um diese Stunde wieder da."

Die beiden andern Burschen meinten auch nicht später einzutreffen.

„Eine Nacht ist das," sagte der erste Bursche „ich kann mir diesen Mond und diese Sternlein nicht genug betrachten; aber was hilft das? wir müssen auf den Weg. Kameraden, laß't uns unsern Spruch noch sagen, dann gehen wir sicher."

Jeder nahm den Hut herunter, jeder sagte nun denselben Segensspruch mit Andacht vor sich hin; in diesem feierlichen Augenblicke schien die Mitternacht viel milder noch und stiller, flimmerten die Sterne und der Mond noch lieblicher und frommer. So lautete der Spruch:

„Wennn ich Nachts umgeh', der einzige Mensch, der auf,
Der einz'ge Mensch im dunklen Waldrevier,
Und dort ein schlummernd Vöglein weck' im Lauf,
Und ein Jägersmann begegnet mir:
Laß, o Herr, das Vöglein weiter nicken,
Und den Jäger lieber seitwärts blicken;
Denn besser ist's, daß nicht gemordet sei,
So geh' ich friedlich auch an ihm vorbei. . . ."

Die Burschen setzten ihre Hüte wieder auf und reichten sich die Hände.

„Findet Eure Alten wohl auf," sagte der eine Bursche wieder, „ich freue mich auf die meinen; Glück auf den Weg!"

Die beiden andern Burschen dankten und gingen ihrer Wege. Der Zurückbleibende weckte nun einen Mann, der neben der Kapelle im Mondschein schlafend dalag, und sagte ihm: „Es ist höchste Zeit, Wolf, daß Du gehst, die Sterne werden matt, der Mond geht langsam unter."

Der Mann stand bald gerüstet da, den Rehbock auf dem Rücken, das Weidmannsmesser mit dem Zettel in der Hand.

„Hast Du verschlafen, was Du meinem Vater sagen sollst?" fragte ihn der Bursche.

„Nein, nein; ich weiß, ich weiß," erwiederte der Mann, und ging mit großen Schritten ohne Säumen weiter und erreichte nach einer halben Stunde des Waldes Ende, und mußte dann über flache mondbeschienene Wiesen, manches gespensterstille Dorf vorbei und wieder durch Strecken Waldes, bis er Küßüben erreichte und nach unverweiltem Marsche endlich jenem Dorfe in die Nähe kam, welches wir noch wol erkennen werden, wenn wir hören, daß darin unser liebes Hoofer Käthchen und noch viele andere Leute wohnen, welche uns aus früherer Zeit her wohl bekannt geworden sind. Wolf schritt dem Dorfe in einer Richtung zu, daß es zweifelhaft blieb, werde sein Besuch wirklich Hoofer's Hause oder dem Hause Nachbars Lobeiner gelten? Dem Letzteren galt sein Besuch; das entschieden seine Schritte, als er unter den Linden links einlenkte. Vor der Stallthüre zog er ein langes Messer heraus, stach damit zwischen Pfosten und Thüre hinein und schob so den großen hölzernen Riegel von innen zurück, bis die Thüre leise knarrend selbst aufging; als er d'rinnen stand, riegelte er die Thüre wieder zu und ging durch die Vorhalle

nach der Stube, wo er nicht ohne Lächeln den Rehbock so vor die Kammerthüre legte, daß der morgens aus der Kammer kommende Lobeiner darüber stolpern mußte; auf den Rehbock legte Wolf das Weidmannsmesser und den Brief, sammelte sich dann die Kleider auf den Wandbänken herum als Unterlage, schob sie zu einem weichen Hügel in die Ecke hinter dem großen Tisch zusammen, legte darauf sein müdes Haupt und daneben auf die Wandbank, gestiefelt und gespornt, wie sie war, seine übrige müde Körperlänge, und schlief ein.

Leise dämmerte es bald darauf in Osten und es krähte der Hahn zum ersten und zum zweiten Male; als er zum dritten Male krähte, ging die Kammerthüre auf, und Lobeiner trat im halben Morgenanzuge heraus.

„Himmel und Erden!" rief er, „was ist das schon wieder? So gibt er's denn nimmer nach und schickt doch immer wieder ein solches Sündenvieh um das andere? Ich will nichts von ihm, ich mag nichts von ihm, ich habe noch einmal den Tod vor purem Aerger!"

Umblickend, wer das Thier gebracht habe, sah er den Wolf auf der Wandbank liegen.

„Hab' ich mir's nicht gedacht," sagte er, „wenn mir ein solches Sündenvieh vor der Kammerthüre liegt, so liegt mir der Wolf gewiß auf den Bänken?"

Wolf war erwacht und sagte: „He, warum nicht gar, soll ich mich auch mit dem Vieh vor die Kammerthür legen?"

„Nun, Dir werde ich bald ein eigenes Bett in meiner Stube aufschlagen müssen? Rar wäre das, wenn's mir nur auch recht sein könnte! Sag mir nur,

Wolf, warum hast mir denn schon wieder ein solches Thier von meinem verzweifelten Burschen in's Haus gebracht? ich habe Dich gebeten, ich hab' Dir gedroht, ich hab' Dich verwünscht, ich hab' Dich bestochen und hab Dir noch mehr versprochen, wenn Du mir nimmer mit einer Botschaft von meinem Sohne in's Haus kommen wolltest, besonders mit einem solchen Sündengeschenk nimmer — ich versperr' und verriegle mein Haus alle Nacht anders, und doch kommst Du mir herein, und doch bringst Du mir wieder ein solches Sündengeschenk und ich finde Dich wie einen nothwendigen Gast alle gewisse Zeiten einmal früh Morgens auf meinen Bänken? Was soll ich noch thun? Soll ich Dich wirklich angeben und auffangen und einsperren lassen? Soll ich auf die Weise Dich und meinen Sohn und mich und mein Weib noch unglücklich machen? Sag', sag', was soll ich thun?"

„Freund Gottes, liebreicher Lobeiner, wenn Du wieder spannst, daß ich kommen könnte, so leg' mir zu Deinem Gewand noch einen Polster her, daß ich mein altes Schöpflein um einen Deut weicher niederlegen kann — das mein lieber, guter, alter Freund, das thu' und das Andere laß bleiben. Jetzt aber sei ein wenig still, ich bin noch voller Schlaf und wenn Du Dich gewaschen, angezogen, gebetet und zur Morgensuppe bereit gemacht hast, so weck' auch mich, ich werde Hunger haben. Derweile kannst Du Dich auch mit dem Brief unterhalten, den ich Dir mitgebracht habe; er ist von Deinem Sohn und wie mit Heugabeln geschrieben; dort liegt er auf dem Reh — und jetzt bitt ich mir aus, laß mich im Frieden, es ist Sonntag heute und da ruhen alle Geschöpfe."

„Was?“ rief Lobeiner sehr erbittert, „einen Brief untersteht er sich auch noch zu schicken? Ich will nicht wissen, was er thut, ich mag nicht wissen, was er schreibt; er soll mir lieber aus den Wäldern heimkommen, soll mir in der Wirthschaft an die Hand gehen, dann braucht's so was Alles nicht — ich mag den Brief nicht lesen!“

Doch bückte er sich schnell nach dem Zettel und suchte ihn zu verbergen, als er in der Kammer Schritte hörte und gleich darauf die Thüre aufging und sein Weibchen hervortrat.

„Mann, mit wem schrei'st Du denn in aller Frühe schon, daß man keinen Hahn und keine Glocken zum Dorfaufwecker brauchte?“ sagte sie und stieß während dieser Rede an das Reh.

„Wenn Du nicht Acht gibst,“ erwiederte ihr Mann, „so kannst Du über die Antwort fallen.“

„Da liegt ja schon wieder ein Stück Wild?“ rief die Lobeinerin lebhaft.

„Ein schönes Stück Reh!“ erwiederte der Lobeiner.

„Ach, das schickt uns gewiß wieder unser Sohn; er kann uns halt doch nicht vergessen.“

Ich wollt', er hätt' uns vergessen, als daß er so an Unsereinen denkt.“

„Du mit Deinem ewigen Zorn und Schimpfen, Du mußt gerade glauben, damit wirst Du unsern Sohn bekehren. Wenn es mir nicht gelungen ist, als ich ihm vorgeweint und vorgejammert habe, wie soll's denn Dir gelingen, Du ewiges, ewiges Brummeisen, Mann? Einer Mutter muß so was möglich sein mit schönen, guten Worten, sonst ist Alles den Mäusen gepfiffen. Jetzt aber ist er einmal nicht mehr zu be-

kehren, und so müssen wir uns gutwillig d'rein ergeben. Geh', hilf lieber das wunderschöne Stück Thier aufheben und in Keller hinunter schaffen, eh' noch Jemand kommt und das verbotene Geschenk sieht."

„Hinunterschaffen willich's helfen," sagte der Lobeiner, „aber weiß Gott, ich habe den letzten Bissen von seinen Sündengeschenken schon verkostet."

„Jetzt hör' auf und zieh' einen rohen Brocken einem geschmachen Bissen Fleisch vor, Du wunderlicher Mann," erwiederte die Lobeinerin, während sie mit größter Anstrengung ihrem Manne behilflich war, das schwere Thier nach der Kammer zu schleppen.

„Ich hab's gesagt und will einmal Wort halten," fuhr Lobeiner fort, „die Sündenkost muß einmal aufhören."

„Ich eß' noch lang so fort," erwiederte die Lobeinerin, „jetzt ist es einmal so. Willst Du das Thier verkaufen? So treibst Du mit der Sünde noch Handel auch. Willst Du's verschenken? So kannst Du morgen Alles verrathen haben. Was willst Du also mit dem unglücklichen Thier anfangen? Am besten, wir sind still und verkosten das Geschenk alle Tage und verbieten aber auf's Neue unserm Sohn ein solches Schicken."

Als das Reh im Keller langgestreckt so vor ihnen an der Wand hing, sagte die Lobeinerin mit wehmüthiger Miene:

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht, was in manchem Menschen schon von Natur aus stecken muß, daß er gar so eine Freude haben kann und kann so ein ganzes Jahr, Winter und Sommer, in den Wäldern herumsteigen, immer das leidige Gewehr in der Hand, und immer auf so liebe Thiere erpicht, und sie haben

doch gar nichts verbrochen. Hab' ich oder hast Du eine solche Manier im Herzen? Wie ist unser Sohn dazu gekommen?"

„Von uns hat er ein solches Erbtheil nicht," erwiederte der Lobeiner, „ich bin grimmig wie ein Wolf auf jede Wilderei, sie ist eine Sünde, sie ist eine Schande, und kann über kurz oder lang das Leben kosten."

„Ich möchte einmal wieder mit unserm Kinde reden können," sagte die Lobeinerin noch wehmüthiger als zuvor, „vielleicht hat er uns eine freundliche Botschaft sagen lassen, vielleicht will er uns selbst einmal wieder heimsuchen. Das wäre mir einmal wieder ein rechter Herzenstrost; ich mein', wenn ich ihn sehe frisch und gesund, so habe es doch keine so große Sünde und Gefahr mit seinem Leben — hat er uns keine freundliche Botschaft sagen lassen?"

„Draußen auf der Wandbank liegt der Wolf, der hat uns das Reh gebracht, und wenn er ausgeschlafen hat, wird er uns das Weitere erzählen."

Die Lobeinerin verrichtete nun in aller Stille die Vorbereitungen zur Morgensuppe, damit sie den Boten ihres Sohnes nicht im Schlummer störe, und der Lobeiner schlich aus dem Hause, um den Brief doch zu lesen, bevor sein Weib noch darum wußte.

Im Briefe stand:

„Lieber Vater und liebe Mutter zugleich; ich schick' Euch da einen Brief und einen Gruß dazu und einen frischen Rehbock auch darneben und bitt' Euch nur, nehmet Alles vom Herzen gerne auf. Ihr macht Euch immer einen unnützen Kummer über mich und mein Leben, das hat mir schon manches Mal hart nachgesetzt, aber brech' ich durch finstere

Wälder, oder steh' auf einer Felsenspitze, oder knallt meine Büchse, dann ist es schon wieder ruhig in mir und ich denk', jeder Mensch muß doch seine Lust und sein Handwerk haben. Nichts für ungut, liebe Mutter und lieber Vater, und wenn Ihr noch etwas von Euerem Sohne wissen wollet, ich bin in St. Katharina, es ist Musik da heute. Gott zum Gruß, lieber Vater und liebe Mutter; wenn Ihr nach St. Katharina kommt, so macht im Anfang nichts dergleichen, als ob Ihr mich kennet, setzt Euch nur so bei Seite unterdessen, ich muß den Leuten nicht bekannt vorkommen, dann auf einmal machen wir uns heimlich auf den Weg, und ich will vielleicht bei Euch zu Hause übernachten. So, das habe ich zu schreiben; was Euch der Wolf noch mehr erzählen will, das mag er thun, ich habe ihm nur noch einen Gruß befohlen. Kommt, ich bitt' Euch recht schön, lieber Vater und liebe Mutter, kommt gewiß, im Wirthshaus werdet Ihr mich tanzender finden."

Lobeiner ging eine Weile unschlüssig im Garten auf und nieder, ob er sich zu dieser Zusammenkunft mit seinem Sohne verstehen solle und ob es überhaupt rathsam sei, sein Weibchen von dem Inhalte des Briefes zu unterrichten. Nach St. Katharina gehen und den Unverbesserlichen wie so oft durch ernste Ermahnungen bekehren wollen, schien wie immer fruchtlos zu bleiben; seinem Weibchen aber den Inhalt des Briefes mittheilen, hieß dagegen eine Zusammenkunft unvermeidlich machen, denn sie schien ihre Liebe für den Burschen in demselben Maße zu verstärken, als die Lebensweise desselben an Gefahren reicher wurde.

Endlich siegte doch der Vorsatz, mit dem Inhalte des Briefes kein Geheimniß zu machen, und Lobeiner kehrte in die Stube zurück.

Hier traf er sein Weibchen bereits in lebhaftem Gespräche mit Wolf, der etwas aufgerichtet und den Kopf in die hohle Hand gelegt der neugierigen Mutter erzählen mußte, was ihm nur von dem Leben und Treiben ihres Sohnes bekannt war; mit freudestrahlendem Gesichte hörte sie nun das Gute an und weinte bitterlich, wenn sie dann und wann einer großen Lebensgefahr erwähnen hörte. Auf ihre Klage, warum sich ihr Sohn so lange nicht mehr blikken lasse und von Zeit zu Zeit nur einen Boten schicke, erwiederte Wolf verdrießlich: „Ich habe ja einen Brief gebracht, vielleicht steht d'rin, daß er Euch bald heimsuchen werde; gewiß hat Euer Mann den Brief geschwinde wieder verschleppt und Ihr vernehmt kein Wort daraus."

Lobeiner hatte sich wol berathen, seinem Weibchen den Brief nicht vorzuenthalten, denn jetzt, nachdem sie davon wußte, wäre alles Weigern und Verbergen auch umsonst gewesen.

Als er eintrat, kam ihm Bronl schon mit dem neugierigen Freudenrufe entgegen: „Wo ist der Brief? Wir haben einen Brief von ihm."

Lobeiner sagte: „Ja, wir haben einen," und wollte den Brief zögernd in der Hand behalten, bevor er sich's indeß versah, war er ihm entrissen und, so groß er war, entfaltet; aber da gab es jetzt einen neuen Jammer; Bronl konnte selbst die Schrift nicht lesen, also mußte der Brief nothgedrungen in Lobeiner's Hände zurückwandern. Mit einem tiefen Seufzer ihren geringen Fleiß in der Schule betrau-

ernd gab sie den Brief zurück und sagte: „Mann, Mann, wenn Du mir nur ein ß nicht ordentlich herunterbuchstabirst, so kriegst Du mein Leben keinen frohen Blick mehr von mir."

„Wenn ich schon lese, so will ich ordentlich lesen," erwiederte Lobeiner und theilte den Brief auch ungeschmälert mit.

Als der Brief noch kaum zu Ende gelesen war, rief die Lobeinerin lebhaft aus: „O das versteht sich, daß wir nach St. Katharina gehen, wir wären ja erschreckliche Eltern, wenn wir unser eigenes einziges Kind nicht einmal aufsuchen wollten! Jetzt ist es beinahe schon ein Jahr, daß wir unsern Sohn nimmer gesehen haben, es ist auch die höchste Zeit, daß wir ihm wieder einmal an's Herz reden, wer weiß, was heut' geschieht, wenn er mich klagen hört und seinen Vater ernsthaft reden, und über Nacht muß er zu uns kommen; ich will ihm dann gleich sein Bett herrichten — Gott, wenn ich denk' daß er oft Nächt' und Nächte in kein weiches warmes Bett kommt, mir will's das Herz zersprengen!"

Lobeiner legte den Zettel langsam zusammen und schärfte die Kanten des Papiers, indem er sie zwischen seinen Fingern durchzog: „So will ich Dir nichts weiter einreden," sagte er, „ich mag wol mitgehen und wenn's nicht anders ist mein Ehrliches mit reden, aber ich glaub' an keine Frucht bei unserm Burschen, wir werden ihn gesehen und verlassen haben, er wird der Alte sein."

„Ja, Du bist von jeher so gewesen und bist ihm immer widerstanden," fiel ihm sein Weibchen lebhaft ein. „Jetzt weißt Du auch das Alles schon voraus. So habe doch auch einmal Geduld und Vertrauen

auf Deinen Sohn, wie ein anderer Vater, kann es denn sein, daß ein Mensch gleich beim ersten und zweiten Anlauf ein ganz anderer wird? Laß ihm Zeit, beim zehnten Anlauf kann es ihm am Ende doch erscheinen, daß wir recht haben, wenn wir ihm sein Leben verwehren wollen und bekehren."

„Ah, ah, mit Euch Leuten über einander," sagte Wolf, sich düster lächelnd auf sein Banklager zurückstreckend, „Ihr verkauft auch das Bärenfell, ehvor Ihr noch den Bären habt. Mir ist Alles recht, bringt nur die Morgensuppe."

„Du bist auch so Einer," erwiederte die Lobeinerin hitzig, „Du kannst auch nur immer von meinem Kind wie von einem verlorenen Schaf herumreden, Dir wär' ein solches Zigeunerleben freilich lieber, es ist auf Deinem Nest gebrütet; aber ich will Euch doch beweisen, daß die Mutter noch mehr vermag als Ihr Alle zusammen, und heute will ich's dahinbringen, daß mein Sohn sein Wetterleben aufgibt, Euch Allen zum Trotz und mir zu Liebe!"

„Schamster *), mir ist's recht," sagte Wolf ruhig lächelnd; der Lobeiner setzte begütigend hinzu: „Nun, nun, liebes Weib, das ist ja Alles nicht so gemeint, wie Du es nimmst, wir möchten so gerne als Du ein Bessern und Heimkehren von unserm Burschen, aber wir meinen halt, es wird so leicht nicht gehen, wie Du meinst, und das betrübt uns herzlich."

Die Lobeinerin erwiederte nichts mehr und ging hinaus; als sie mit der Morgensuppe hereinkam, war sie sehr abgeweint und abgehärmt. Sie setzte

*) Gehorsamster.

sich trotz aller Aufforderungen der Männer nicht zum Tische, sondern aß erst einige Löffel Suppe in der Küche allein, als die Männer abgegessen hatten, und blieb auch sehr stille und nachdenkend, als sie hierauf neben ihrem Manne in die Frühmesse ging. In der Kirche weinte sie wieder bitterlich und bat nur unsern lieben Heiland, daß ihr heute recht was Eindringliches einfallen möchte, um ihren Sohn auf einen besseren Weg zu bringen. Heiterer verließ sie die Kirche und war auch wieder gesprächiger, als sie mit ihrem Manne nach Hause eilte, um nach kurzer Rast und Stärkung den Weg nach St. Katharina anzutreten. Wolf war nicht mehr zu sehen; er hatte sich zwar auch den Schein gegeben, als suche er die Wege nach der Kirche, allein nach wunderlichen Wendungen durch die Felder machte er auf einmal „Rechtsum" und verschwand im nahen Waldesdunkel. „So wird's unser Gregor auch alle Sonntag machen," hatte die Lobeinerin sich im Stillen dabei gedacht — jetzt auf dem Wege nach St. Katharina machte ihr ein anderer Gedanke Sorge, und den verschwieg sie ihrem Manne nicht.

Gerade am Wetterbühel vorübergehend bemerkte sie: „Du, lieber Mann, es läßt mir keine Ruhe, daß wir dem Wolf eher den Laufpaß gegeben haben, ehvor wir mit unserm Sohne noch geredet haben, jetzt wird er wie ein losgelassenes Reitroß auf unsern Sohn losſprengen und ihm etwa die Hölle so heiß machen, daß er uns ganz und gar im Stiche läßt und gar nicht nach St. Katharina kommt."

„Für das halt' ich den Wolf nicht, liebes Weib," beruhigte sie ihr Mann, „der Wolf wird alt und mag schon auch in aller Stille an ruhige Lebenstage

denken, er wird unserm Sohne nicht rechts, nicht links muthwillig zeigen, ich glaube sogar, er sucht ihn heute gar nicht mehr auf, legt sich wo in einem Waldeck auf das Gras und verschläft den Tag; höchstens, daß er gegen Abend wo in einer Schänke sitzt und sein Glas Bier verkostet."

Gerne ließ sich Vronl diese Antwort auch gefallen; sie ging getröstet weiter, obwol sich ihre Spannung auf das Wiedersehen fast mit jedem Schritte mehrte.

Ah, dort' seh ich schon St. Katharina!" rief sie, als sie einen Thurm aus weiter Ferne schimmern sah, „es schaut über alle Hügel und Bäume herüber, ich weiß nicht, wie mir ist. Was meinst, wird jetzt die Musik bald angefangen haben?"

„So viel ich aus dem Stand der Sonne kenne, noch nicht; auch haben wir ja noch nirgends zu Mittag läuten gehört."

„Ist wahr," sagte Vronel und setzte hinzu, als sie eine Schaar Kirchengänger nicht weit von ihnen aus dem Walde treten sah: „Schau, da kommen erst die Leute aus dem letzten Gottesdienst — was glaubst, sind etwa gar Bekannte d'runter? Die werden allerlei fragen und wissen wollen — ich meine, wir gehen lieber ganz bei Seite."

Sie traten in das Waldesdunkel und erschienen erst wieder auf den freien Feldwegen, die gegen St. Katharina führen, als die Kirchengänger bereits eine gute Strecke vorüber waren.

In der Nähe von St. Katharina hielt die Lobeinerin plötzlich an: „Mann," sagte sie, „hör' einmal das wunderliche Brummen, es ist wie unterirdisch und dann wieder g'rad', als käme es aus der Luft herunter und

dannn wieder wie aus dem Walde — was meinst Du, ist das wol?"

„Ich hör' das Ding auch schon eine gute Weile," erwiederte Lobeiner und setzte nach einigen Augenblicken hinzu: „Auch sauft und säuselt es mir dann und wann um die Ohren, daß ich gar nicht errathe, was denn das sein könnte? Wart', wir gehen noch eine Strecke weiter, vielleicht, daß es sich dann eher errathen läßt."

Plötzlich drang ein schmetternder Trompetenstoß an ihre Ohren, und wie aus Einem Munde riefen Beide: „Jetzt weiß ich auch, was das Andere bedeuten soll; das ist der Baß, der so brummt, und das Säuseln kömmt von den Geigen, die Musik ist schon vollauf und es muß im Wirthshause schon mit aller Hitze hergehen; nun ist auch unser Sohn schon da, der läßt bei so was nicht lange auf sich warten."

„Lobeiner, geh' voraus derweile," fuhr Vronl fort, „ich folg' unterdessen langsam nach. Wenn Du ihn und er Dich erblickt hat, dann kannst Du dem Wirth sagen, daß er uns ein Glas Bier unter die Linden heraustrage, da wollen wir auf unsern Burschen warten."

II.

Das Wiedersehen.

Jauchzen, Drehen, Stampfen, Lachen, Schreien, Jubeln, Musiciren in der Wirthsstube; eine vollständige Freudenschlacht wurde hier bereits geschlagen. Lobeiner blieb von außen an einem Fenster stehen und seine Blicke suchten seinen Sohn. Da wollte es

der Zufall, daß ein Bursch mit gewaltigen Armen seine Tänzerin mitten aus dem vollsten Rundgedränge über die Köpfe aller Tänzer weg nach einem freieren Winkel der Stube heraushob und da ein lustiges Drehen auf Einem Flecke begann. Eine unwillkürliche Freudenröthe überflog Lobeiner's Gesicht, denn er erkannte in diesem prachtvollen Burschen trotz dem dichten Bart um Kinn und Lippen seinen Sohn. Dieser erbickte seinen Vater nicht sogleich und war nur Leben und Freude, alle Augen waren auf ihn gerichtet, ohne daß ihn Jemand erkannte. Jetzt eilte die Musik dem Schluße zu; ein rascheres Spielen und ein lauteres Jubeln bezeichnet diesen immer; Lobeiner's Gregor wollte seine Tänzerin am Fenster vorüber zu einem Tische führen, um sie trinken zu lassen, da entdeckte er seinen Vater draußen. Nur ein paar freudige Blicke warf er ihm zu und nickte im Vorübergehen leise mit dem Kopfe, worauf Lobeiner, den Wink verstehend, mit einem Glase Bier zu den Linden zurückkehrte, wo sein Weibchen bereits in Gedanken da saß und auf eine Anrede an ihren Sohn studirte; wenn sie aber mitten in ihren Gedanken ihn im Geiste nahen sah, da war ihr ganzes Angesicht ein freudiges Lächeln und sie streckte unwillkürlich ihre Hand aus und sagte: „Grüß Dich Gott, mein lieber Gregor.“ Ihr Herz pochte, fast hörbar, als ihr Mann zurückkam und die Nachricht brachte: „Er ist da, gleich wird er kommen.“ Nun hatten Beide ihre Augen immer auf das Wirthshaus gerichtet, um ihn jetzt und jetzt unter vielen andern Menschen aus der Thüre treten zu sehen, sie hatten bereits das Glas Bier getrunken und hätten sich gerne wieder auf die Heimwanderung begeben, aber Gre-

gor kam immer noch nicht. Lobeiner legte das Geld für das Bier in's Glas, um jeden Augenblick zum Aufbruche bereit zu sein, wenn der Erwartete käme, dem Wirthe sagte er, sein Durst sei vorüber, er habe Eile nach Hause und gab ihm das Glas mit dem Gelde — aber Gregor kam immer noch nicht. Da hörten sie auf einmal hinter sich im nahen Gehölze pfeifen und Gregor stand lächelnd zwischen den Bäumen, den Hut lustig gegen ein Ohr gerückt und die Manschettjacke über die Schultern gehangen.

„Ich muß Euch ja zeigen, wie geschickt ich in Wendungen bin, wenn mich Jemand g'radaus erwartet," rief er seinen Eltern sehr heiter entgegen; „Mutter, Mutter!" fuhr er fort, als diese ihm nahe kam, „nur kein trauriges Wort heute, keine nassen Augen! könnt' ich gesünder sein, könnt' es mir besser gehen?" Zu seinem Vater gewendet sagte er: „Vater, auch wir wollen heute was Anderes reden, als immer, d'rum nur nicht verdrießlich sein!"

Beide Eltern reichten ihm ernsthaft die Hände.

„Ich weiß," fuhr er fort, „Ihr habt Euch allerlei Vermahnungen umgehangen, als Ihr vom Hause fortgegangen seid; Ihr, Mutter, werdet Euch gedacht haben: heute soll er meinem Zureden nicht mehr widerstehen, ich will ihm zusetzen, daß er mir gar nicht auskann und weinen dabei, daß es Steine rühren muß; hab' ich Dich deswegen so lange genährt, gewartet, auf den Händen getragen, werdet Ihr Euch vorgesagt haben, daß Du mir jetzt in die Wildniß entlaufst, als hättest Du kein Dach und Fach mehr und keine Mutter und keinen Vater mehr zu Hause? Kehr' wieder um, geh' heim mit uns, sei wieder unser ruhiges Kind zu Hause; das und noch Manches

werdet Ihr Euch noch viel schöner einstudirt haben, Mutter, und ich sag' es Euch voraus, damit Ihr es nicht selber sagen müsset und die Klage gleich so ein Ende hat... Ihr, lieber Vater, werdet Euch noch viel ernsthafter ausgerüstet haben, wie z. B. heute, ungerathener Bursch, siehst Du mich und Deine Mutter zum letzten Male, wenn heute unser Reden nicht helfen wird; Du gehst mit uns, bleibst bei uns, gibst Dein Vagabundenleben auf, oder sei verstossen und verbannt von uns für's ganze Leben, wir wissen nichts mehr von Dir! Wie oft habe ich Dir untersagt, Du sollst mir kein solches Sündenthier mehr als Geschenk unter mein Dach senden — und heute liegt mir ein solches wieder vor der Kammerthüre; wie oft hab' ich Dir verboten, Du sollst Dir gar keine Mühe mehr geben und mir einen Brief oder anderes Schriftliches senden — und beim Rehbock liegt doch heute wieder ein Zettel mit Deiner Schrift. Ich will, daß Du selbst in mein Haus kommst und in meinem Hause bleibst und schaffst, was wir, Deine ehrlichen Eltern, schaffen, und verspeisest, was wir, Deine zufriedenen Eltern, verspeisen — Alles, was anders und darüber ist, das gilt uns nichts, Du ärgerst damit nur mich und Deine Mutter! — Das, Vater, wird wol die Hauptsache sein von dem, was Ihr im Herzen traget; ich sag' es auch Euch voraus, damit ich selbst das Gewehr losdrücke, bevor Ihr's auf mich anlegt. Wenn Ihr nun seh't und wiss't, liebe Eltern, daß ich das Alles mit mir selber schon verredet und verhandelt habe, so denk' ich, lassen wir die ganze Sache jetzt bei Seit' und reden von was Anderm und freuen uns viel lieber, daß wir jetzt beisammen sind, ich geh' mit Euch nach Hause."

Diese Rede hatte sowol dem Vater als der Mutter die Ermahnungen von den Lippen weggenommen und in heitere Selbstanklage verwandelt, so daß es jetzt nicht leicht war, sie in ihrer ursprünglichen Fassung wieder zurückzufinden und auf's Neue als strengen Ausfall loszulassen; Lobeiner schien indessen sich dazu bereit zu machen, seine Stirne lag in strengen Falten und er begannn nach einer Weile:

„Was Du vorbringst, Sohn, das kommt geraden Wegs aus Deinem eigenen Gewissen und Dein Gewissen und Deine Eltern, scheint's, reden Einen Sinn. Du bist schuld, wenn ich gleich bei unserm ersten Gruß..."

Die Mutter fiel ihm in das Wort: „Mann," sagte sie, „er geht mit uns, wenn Du was gar so dringend sagen willst, so sag' es später es ist nicht recht, beim ersten Gruß wie Du gleich eine Stirn zu machen und wie ein Aschermittwochsprediger zu reden. Hätt' ich nicht auch gar Vieles zu sagen und vielleicht mehr als Du? Geht der Mutter das Leben von einem so einzigen Kind nicht mehr zu Herzen, als dem rauhen Vater? Und geb' ich Dir nicht selbst das Beispiel, daß ich dennoch lieber schweige, weil's der rechte Augenblick jetzt nicht ist? Laß gut sein, was Du auf dem Herzen hast, Du hast ihm auch nichts Anderes zu sagen, als er sich selber jetzt in das Gesicht geworfen hat, ob Du es mit Deiner eigenen Stimme vorbringst oder nicht, das ist jetzt schon Alles eins, gesagt ist nun gesagt."

„Wenn ich nicht reden soll, wozu dann bin ich mitgekommen?" sagte Lobeiner verdrießlich.

„Doch nicht, daß Du auf Deinen Sohn wie eine geladene Karnon gleich losfahrst und ihn mitten aus einander reißest?" erwiederte die Mutter heftig und

setzte unter Weinen hinzu: „Lieber Mann, denk' nur zurück, wie wohl es Dir gethan hat, wenn Du vor Zeiten ein strenges Wort von Deinem Vater verdient hast, und Du bist dahingeschlichen mit Herzklopfen und zugemachten Augen, einen Seufzer um den andern in der Brust — und auf einmal sagt der Vater gutmüthig: Diesmal will ich Dir's verzeihen, versprich mir nur, nicht wieder so zu werden — und streichelt Dir das Haar und streichelt Dir die Wange und sagt: Jetzt geh' und mach' mir ein anderes Mal mehr Freude. Bist Du nicht auf und davon mit Sätzen so hoch wie das Gebirge dort, mit einem Freudengeschrei, daß Dir alle Leute wehren mußten, mit dem allerinnigsten Vornehmen, zu werden wie ein Engel Gottes? Mit Schlägen wärst Du traurig, verschmitzt, böse davon geschlichen, und nichts wär' es geworden mit Deinem Besserwerden! Das bedenk', Lobeiner, das ist jetzt gerade ein rechter Augenblick, wo wir mit guten Worten mehr ausrichten als mit bösen. Nicht wahr mein Sohn?"

„Ja, ich bin schon für gute Worte! Ich glaube auch, der Vater hat's so arg nicht auf der Zunge gehabt; etwas Anderes ist's, wie man sich's im Herzen vornimmt, da sieht es oft schwarz und verwirrt und giftig genug aus — wie man's aber Einem in's offene Gesicht sagen soll, da beutelt sich doch erst das Schlimmste davon ab und das Mildere wird erst nur halb gesagt."

„Du bist schnell über den Zaun hinweg, ja das ist Deine Art," erwiederte der Vater. „Es ist gar nicht übel, wie Du Dir einbildest, daß ich deinetwegen meine Worte erst durch das Sieb fallen lasse, daß Dich ja kein unrechtes treffe! Verdank's Deiner

Mutter, wenn ich's für jetzt nicht länger spinnen will. . . Sonst bist Du mir als mein Kind doch immer willkommen!"

„Nun, das ist einmal ein Wort von Dir!" sagte Vronl freudig. „Laß nur die Sonne noch weiter scheinen so, es wird Dir auch nicht schaden."

Lobeiner sah jetzt zum ersten Male ordentlich auf, und wie es nun schon geht, wenn sich die Menschen gutmüthig in die Augen schauen, so war auch sogleich der Friede bis auf Weiteres wieder hergestellt und man ging vergnügt der Heimat zu.

„Sag' mir nur," bemerkte Lobeiner nach einer Weile mit Lächeln, „wie kommst Du nur in so kurzer Zeit zu so viel Bart? Wenn das so fortgeht, so gibt das ja Schatten für ein Paar Joch Felder!"

„Solche Wälder wachsen nur im Freien, Vater, Wald zügelt Wald heran!"

„Ja," sagte die Mutter mit Freude und Wehmuth aufblickend, „jetzt hat es seine Noth auch anders noch; jetzt ist gar keine Gottesmöglichkeit zu sehen, was um den Mund herumgeschieht, und sonst ist jedes Schmuzeln doch gleich sichtbar gewesen. Das muß schon ein ordentliches Gelächter sein, wenn es bis durch diese Bartwildniß durchdringen soll.

Gregor ließ gerne solche gutmüthige Scherze gelten, da sie Folgen eines jungen Friedens waren, an dem ihm doch am Ende viel gelegen war; er stimmte aus voller Seele selbst mit ein.

So ging man gemächlich heimwärts weiter und stärkte sich dann und wann im Vorübergehen an einem frischen Wirthshaustrunke.

Das heimatliche Dorf erblickend sagte die Mutter: „Ja, daß ich Dir auch sage — Du weißt ja gar

nicht, daß Du heuer schon Rekrut gewesen bist und wir haben sagen müssen, daß wir von Dir nichts wissen; Du wärest uns nimmermehr vom Maßstab heimgekommen."

„Wenn ich nicht schon Wilderer wär', ich wär's von da an geworden. Lieber ich schieße Thiere im Wald, als Menschen im freien Feld."

„Ja, aber was ich für Plag' und Verhöre deswegen ausgestanden habe, das bedenkst Du nicht. Ich bin auch immer aus der Kanzleistube wie aus einem Backofen heraus, Schweiß von oben bis unten, wenn sie Dich mir aus der Haut hätten schneiden können, sie hätten's gethan."

„Jetzt aber habt Ihr Ruhe?"

„Seitdem haben wir nichts mehr gehört," erwiederte der Vater.

Unter solchen vielen und andern Gesprächen erreichten sie ihr Haus, welches zuerst die beiden Alten betraten, und nach kurzem Zwischenraume und auf kleinen Umwegen erst der Sohn. Es lag Ihnen sehr daran, daß sie Niemand sehe.

III.

Der Abschied.

Bald rauchte der Kamin und Vronl war in der Küche um ein ausgiebiges Abendessen bemüht, während Gregor im Keller bei schwachem Kerzenscheine frisch am Werke war, den Rehbock mit seinem blanken Messer auszuweiden; Vater Lobeiner stand auf der untersten Stufe der Kellertreppe und sah von

Weitem nachdenklich zu. Es freute ihn die leichte appetitliche Fertigkeit des Sohnes, doch konnte er von Zeit zu Zeit einem leisen Schauern nicht wehren, welches unwillkürlich durch seine versöhnliche Stimmung zog.

Eine solche unheimliche Empfindung beschlich ihn eben wieder, als sein Weib wie eine Leiche bleich in die Kammer schwankte und mit der Stimme des Entsetzens sagte: „Jesus, Jesus, mein Sohn, mach', daß Du aus dem Hause kommst!"

Mit zwei Sprüngen war Lobeiner bei diesem Rufe die Kellertreppe herauf und sagte: „Was machst Du so peinlich, Weib, was gibts?"

Vronl konnte nur mehr durch die halboffene Kammerthür nach der Stube zeigen; ein Soldat trat eben herein, er mußte sich durch die niedere Thür bücken und stieß den Kolben seines Gewehres mächtig dröhnend vor sich auf den Boden.

„Es ist geschehen," wollte Lobeiner mit Entsezzen sagen, aber er brachte diese Worte nur mehr halb heraus; so viel Geistesgegenwart indessen behielt er noch, zu thun, als käme er ganz arglos aus dem Keller und ließ die Thüre langsam nieder. Den Sohn hörte er unten ein fröhliches Lied um das andere singen, als er mit der Pein des Todes in allen Gliedern dem Soldaten entgegen ging und hinter sich die Kammerthüre schloß.

„Der Jakob Lobeiner da zu Haus?" fragte der Soldat.

„Ja, der Jakob Lobeiner, der bin ich," erwiederte dieser.

„Dann gut, gut," sagte der Soldat, und lehnte das Gewehr in die nächste Fensterecke, „ich bleibe da."

Er machte sich ohne Weiteres bequem, legte

Tschako und Säbel ab und zog einen Exekutionszettel aus der Brust.

„Ich bin einquartirt bis auf weiteren Befehl," sagte er und reichte den Zettel dem Lobeiner hin.

„Herr Soldat," erwiedert Lobeiner mit aller möglichen Fassung, „wenn's sein muß, ich kann auch nichts dagegen."

Er las und sah, daß es eine Exekutions-Einquartirung sei, und die ihm hier zu Theile wurde, weil er seinen Sohn nicht unter das Rekrutenmaß geliefert und vorgegeben hatte, er wisse überhaupt nichts Näheres von ihm, ob er lebe oder in der Fremde gestorben sei. Der Exekutionsbefehl besagte, daß die Einquartirung so lange dauern und von Zeit zu Zeit durch einen Mann Verstärkung erschwert werden würde, bis der Jakob Lobeiner seinen landesflüchtigen Sohn ausliefere oder dessen Aufenthalt nach bestem Wissen eingestehen werde. Die Kost sei gesund und kräftig, verfügte der Befehl noch ferner, und jedem Manne werde allwöchentlich dreimal auch frisches Fleisch verabreicht. Der Soldat hatte Ordre, mit Strenge das Gebührende zu fordern, aber auch mit Genügsamkeit das Dargereichte zu empfangen.

„Herr Soldat," sagte Lobeiner, als er den Befehl gelesen hatte, „es ist mir leid um Eure Mühe, aber Ihr sollt bei mir zufrieden sein."

„Durst hab' ich," sagte der Soldat, indem er sich am großen Ecktische niederließ, wo heute früh der wunderliche Wolf gelegen hatte. „Essen möcht' ich."

Lobeiner sagte: „Für Eueren Marsch müßt Ihr schon heute eine Halbe Bier von mir zu Gunsten nehmen; essen sollt Ihr auch sogleich, ich ruf' nur mein Weib."

„Gut, gut," erwiederte der Soldat und trocknete mit dem Schnupftuch aus dem Tschako sein glattgeschornes Haupt.

Lobeiner fand sein Weib bei seinem Eintritt mitten in der Kammer stehen und ängstlich horchen, was draußen geredet werde.

„Er ist fort," sagte sie mit halber Stimme.

„Exekution!" erwiederte ihr Mann mit düsterm Lächeln.

Eine Weile standen Beide stumm einander gegenüber, ihr Herz war in schmerzlich stürmischer Bewegung.

„O Weib, Weib, Weib!" sagte Lobeiner endlich mit gepreßter Stimme und fuhr sich mit flacher Hand verzweiflungsvoll über die Stirne. „Dieser Sohn wird uns selber noch um die letzten ruhigen Tage bringen — ich hab's vorausgesagt, ich hab's voraus gewußt!"

„Er ist fort," erwiederte Bronl mit einem Seufzer halber Erleichterung, „jetzt wird doch Alles wieder werden!"

„Ja, ja, schon recht, Alles wieder werden; und wir werden nebenbei Bettler werden, das schreibe Dir dazu! — Jetzt geh' 'naus und koch' der Muschketen etwas, ich will ihm mit einem Schluck Bier schön thun bis auf Weiteres."

Beide traten wieder in die Stube heraus und machten vor dem Soldaten so freundliche Mienen, als sie nur immer zusammenbringen konnten.

IV.

Ein großer Schritt.

Müde von den Anstrengungen der Wanderung und erschöpft durch den Andrang erneuerten Kummers gingen Lobeiner und Bronl heute früher als sonst zu Bette und schliefen unter Sorgen ein.

Gegen Mitternacht klopfte Jemand leise an ihr Kammerfenster, und als Lobeiner aufstand und bange verwunderten Herzens hinzutrat, fragend, wer draußen sei und was man wolle, antwortete die Stimme seines Sohnes Gregor:

„Ich bin's, Vater, ich komme nur zurück, weil ich wissen möchte, was die ganze Geschichte mit dem Soldaten bedeuten soll?"

„Dein Unglück und unser Unglück, wenn Du nicht gleich wieder fortmachst," sagte Lobeiner mit Erschütterung. „Du machst uns Sorgen, wenn Du gehst, und bist unser Unglück, wennn Du kommst; geh' und denk' auf Deine Sicherheit und bessere Dein Leben, wir wollen nichts mehr von Dir wissen, bis Du anders bist. Oder willst Du den Säbel tragen? so komm herein, weck' den Soldaten auf, sag', Du bist hier und willst ein Leben in Reih' und Glied anheben — Exekution liegt mir im Haus, das will die Geschichte mit dem Soldaten bedeuten."

Bronl war inzwischen auch aufgestanden und trat an's Kammerfenster.

„Mann," sagte sie, „bist Du auch ein Vater? Schon wieder fahrst Du ihn an wie einen Landstreicher, der sich nächtlicher Weile zu Dir an's Fenster wagt?

Ist es denn nicht gut, daß er fort ist und doch wieder da ist?" Soll er lieber in der stockfinstern Waldung herumlaufen, als bei uns am Fenster steh'n und ein Wort mit seinen Eltern reden? Der Soldat draußen, der ist zufrieden und schlaft und sorgt sich keinen Tantes um unser Wispeln da, und wer uns heimgesucht hat, der denkt sich lieber, ihr Sohn mag nur so bald nicht unter's Maß treten, ich lebe hier von Fleisch und Weizenbrod und kann den jüngsten Tag erwarten. Sag', o Du unseliges Kind, hast Du denn Deine Todesangst schon verwunden und ein wenig ausgeruht? Komm und steig' herein zu uns und leg' Dich da auf's Bett, was schon für Dich bereit worden ist, bis die Sonne aufgeht, kannst Du doch wieder fort sein, wie weit Du willst."

„Weib, was hast Du für ein Herz voll Leichtsinn, daß Du ihn zu so was bereden willst? Herein soll er steigen und im Hause übernachten, wo man ihn sucht, wo man uns straft, daß man ihn nicht finden kann? Ich erleb' es schon noch, daß Du selber Dein Haus noch meidest und Deinem Waldläufer nachsetzest und mit ihm zigeunerst Land aus und ein, über Berg und Thal; Deine Wohnung wird noch unter Fallthüren in Verhauen und Felsen sein."

„Eh' ich einen grausamen Vater von früh bis um Mitternacht seinen Sohn verdammen anhör', ja, da geh' ich lieber, wie ich bin, meinem Kinde nach und folg' ihm bis in die tiefste Wildniß und eß' Wurzeln und Kräuter und wein' meine heißen Thränen dabei. Du bist kein Vater, wie sich's gehört, Du hast Messer nur für Deinen Sohn und keine guten Worte!"

„Hört auf und laßt das sein!" sagte Gregor vermittelnd, „ich will gleich wieder gehen und Euch nicht länger erbittern und kränken. Weil ich nur weiß,

daß ich eigentlich nicht verfolgt worden bin, die Einquartirung wollen wir schon noch verschmerzen. Gute Nacht, lieber Vater und liebe Mutter! und wenn sie Euch zu heiß machen sollten, so kommt zu mir, ich habe noch allerlei Aufenthalt in schönen grünen Wäldern, dort seid Ihr gut aufgehoben, bis es besser wird. Lebt gesund, in vierzehn Tagen um diese Stunde frage ich hier wieder nach!"

„Komm mir nicht!" sagte der Lobeiner.

„Komm ja gewiß!" sagte Bronl.

Gregor ging und die bewegten Eltern legten sich seufzend wieder zu Bette. Sie setzten ihren Streit nicht weiter fort, sondern jedes überließ sich seinen eigenen Gedanken und Empfindungen; Bronl weinte in den Polster hinein, Lobeiner kehrte sich gegen die Wand und nur dann und wann ein tiefer kummervoller Seufzer ließ seinen schweren Herzenszustand errathen.

Auch folgenden Tages kam die Spannung zwischen beiden Eltern nicht mehr zur Sprache, sie legten sich nichts Feindliches gegenseitig in den Weg, aber auch nichts Liebes wollten sie sich erweisen. So war acht Tage ein fortwährender Waffenstillstand in Lobeiner's Hause und nach Verlauf der acht Tage wieder fernere acht Tage. Da brachte ein Gerichtsdiener eines Nachmittags eine Vorladung Lobeiner's, von der Herrschaftskanzlei ausgefertigt, gemäß welcher er sich folgenden Tages dahin zu verfügen und längstens bis 10 Uhr Morgens zu erscheinen hatte. Der Grund dieser Vorladung war leicht zu errathen. Lobeiner sollte wahrscheinlich erklären, ob er nun seinen Sohn stellen oder dessen Aufenthalt angeben wolle, widrigenfalls die Exekution einen Mann Verstärkung erhalten werde. Sehr gebeugt machte sich

Lobeiner andern Morgens auf den Marsch nach der Kanzlei und Bronl, ohne dazu aufgefordert zu sein, begleitete ihn weinend eine gute Strecke. Beide sprachen aber auf dem ganzen Wege kein Wort, erst beim Abschiede reichte Bronl ihrem Manne die Hand und sagte:

„Denk', daß es unser Kind ist, und verrathe nicht, was Du von ihm weißt; was sind die Paar Gulden für die Exequirer und die Kost, die wir ihnen geben, gegen ein Kind, das unser einziges ist und das wir lieben?"

„Ja, ja!" erwiederte Lobeiner, und drückte seinem Weibchen auch die Hand, „unser Kind werden wir wol behalten, aber unser Haus wird darüber d'ran müssen!"

Bronl stand noch lange und sah schluchzend ihren Mann weiter schreiten, Lobeiner ging gesenkten Hauptes seinen Weg und setzte sich in seinem qualvollen Herzen die entschiedene Aussage zusammen, daß er von seinem Sohne nichts wisse, seit er das väterliche Haus verlassen habe.

Die Folge war, daß zwei Tage später abermals ein betschakotes Haupt sich durch Lobeiner's Thüre bückte, ein Gewehrkolben dröhnend zu Boden stieß, und der erste Soldat sich laut freute, Kameradschaft im Hause zu bekommen.

Lobeiner und sein Weibchen empfingen auch diesen zweiten „Exequirer" freundlich und trugen ihm gleich zu essen und zu trinken auf, fühlten aber bald darauf das unabweisbare Bedürfniß, sich in dem Hinterstübchen zusammenzusetzen und ihren sehr erschwerten Kummer auszusprechen. Sonderbar genug hatte der Gedanke und der Anblick der Gewalt,

welche sich auf Lobeiner's Haus immer drückender zu werfen begann, den Eindruck des höchsten Unmuthes erzeugt, so daß sein erstes Wort der Erleichterung dieses war: „Ich könnte jetzt mein eigen Haus anzünden und selbst wie ein Zigeuner in einer Wildniß herumziehen!" In dieser Stimmung erblickte Bronl ihre eigene und ließ es auch nicht fehlen, sie zu bestärken und zu nähren; aber sie täuschte sich doch gleich wieder, denn Lobeiner erschrack in dem Grade heftiger vor solchen Gedanken, als sein Weibchen sie freudiger aufnahm und mit kindlicher Fantasie ausschmückte.

„Nein, nein, nein, liebes Weib," sagte Lobeiner, „was reden wir, wie versündigen wir uns! Sonst beten und danken die Menschen für ein Dach gegen Regen und Wetter, für einen Rauchfang und eine trockene Bank im eigenen Hause, und bei uns käme es jetzt heraus, als möchten wir lieber ein wildes Leben führen draußen im Regen und Sturm, ohne Dach und Fach, ohne Rast und Ruhe! O Weibchen, laß uns lieber geschwinde Gott bitten, daß er uns die Sünde vergebe, wir haben undankbar gewünscht und gefordert!"

Um Mitternacht desselben Tages klopfte es wieder leise an Lobeiner's Kammerfenster, und Gregor stand draußen: „Vater und Mutter," sagte er, „kommt her und laßt Euch vertrauen, was ich gethan habe und was gewiß auch recht ist — ich habe ein Paar Burschen mitgebracht, die arbeiten schon gute zwei Stunden und haben Euer Getreide zum Nachbar hinübergetragen und Euer Vieh treiben sie jetzt gerade nach. Ich weiß schon, Ihr habt zwei Mann „Exequirer" im Haus, die fressen Euer Haus-

chen bis auf den Putzen blank, wenn wir nicht zur guten Stunde noch retten, was zu retten ist. Die zwei Säbel müssen zwischen vier leeren Wänden ausgehungert werden. Erschreckt also nicht und glaubt etwa, wenn Ihr aufsteht, Ihr seid ausgeraubt; den Soldaten aber sagt, daß es so ist, daß Ihr sie nicht mehr zahlen und nähren könnt und daß Ihr selbst von heut an einer Base über dem Gebirg zur Last fallen müßt; dann macht Ihr Euch morgen früh auf den Weg und zieht aus, ich erwarte Euch im Birkenwäldchen und Alles ist bereit, ich will Euch unterbringen, wie ein guter Sohn, der für seine armen Eltern gesorgt hat. Macht mir keinen Einwand, um Gottes willen nicht! und kommt morgen bis um 9 Uhr früh unter die Birken, jetzt habe ich keine Zeit und muß wieder fort. Wo habt Ihr Euere Hand, Vater und Mutter? So lebt gesund derweile, gute Nacht, Vater und Mutter!"

Bronl war voll freudiger Zustimmung, die Energie des Sohnes, welche der Gewalt einen solchen Schabernack zu spielen im Zuge war, gab ihr ihren vollen Humor wieder zurück, und dieser vermochte über Lobeiner am Ende mehr als beschwörende Worte und Thränen.

Es grauete noch kaum der Morgen, als beide Eheleute aufstanden und über geschehenen Diebstahl Lärm schlugen; die Soldaten waren nur um ihre Gewehre und Tornister besorgt und schon zufrieden, als sie diese unverletzt an ihren Stellen fanden. Die Verkündigung, daß nun das Haus nicht mehr ferner im Stande sein werde, so vornehme Gäste zu zahlen und zu speisen, machte freilich einen entschieden ärgerlichen Eindruck, denn knapp und traurig ist ein Helden-

leben in Kasernen; doch wer ist Nothwendigkeit mehr gewöhnt, als der Soldat? Der Eine brach noch denselben Morgen nach der Stadt auf, um die Nachricht seinem Kommando zu überbringen, am folgenden Morgen kehrte er zurück mit der Ordre, die Exekution aufzuheben und mit seinem Kameraden zum Regiment zurückzukehren.

V.

Ein tiefer Fall.

Der Streich war nicht übel, aber die Folge war ein großes Uebel; man kann bis hart vor dem Ziele entschiedener Sieger sein, und durch ein unversehenes Stolpern den Siegespreis beim letzten Sprunge noch verlieren; mitten durch unser triumphirendes Lachen kann das Schwert des Entsetzens fahren, und unser blühendes Glück in blutendes Unglück verkehren. Wir sind gezwungen, solche Gedanken der Vorsicht und Besorgniß selber auszusprechen, seit unser gute Lobeiner darauf verzichtet hat, den bedenklichen Gegenredner gegen Alles zu machen, was sein Sohn unternehmen und sein Weibchen billigen mochte. Er hatte endlich fest beschlossen, Alles sein und gehen zu lassen, wie es gehe, still zuzusehen und zu schweigen, aber sein Loos von dem der Seinen nicht zu trennen; es lag in diesem Betragen auch nicht wenig Klugheit, indem vorauszusehen war, mehr als alle Worte werden die Umstände das Herz der Mutter zwingen, und ihre Billigung von dem Treiben des Sohnes nach und nach entfernen. Lobeiner ließ

sich durch die Heiterkeit seines Weibchens nicht irre führen, als er mit ihr noch vor dem Ausmarsche der Soldaten das Haus verließ, denn weit vom Ziele ist gut vor'm Schuß, dachte sich der ernsthafte Lobeiner in der Stille, ohne den Schuß und die Gefahr bestimmt zu kennen, denen sie mit jedem Schritte näher kamen. Im Birkenwäldchen, wo drei große Bäume ihre brüderlichen Aeste durcheinander schlingen und eine liebliche Nacht von Schatten niederstreuen, erwartete Gregor mit noch drei Kameraden seinen Vater und seine Mutter, und als diese bald darauf durch eine schmale Waldeslichtung sichtbar wurden, begann ein Jubel ohne Ende, und man sprang auf und lief begrüßend den Ankommlingen entgegen. Es war den verwilderten Burschen eine wunderbare Lust, die balsamisch durch ihre Herzen rann, auf einmal eine liebe, freundliche Mutter in ihre Mitte aufzunehmen, und in Gesellschaft eines ehrenhaften Hausvaters mitten in den Wäldern, freilich bald dort, bald hier, ein formliches Familienleben anzufangen.

„Mutter!" rief Gregor außer sich vor Freude, „wollt Ihr gleich für Eure Familie da eine rechte Mahlzeit zubereiten? Alles ist im Ueberfluß da: Fleisch, Mehl, Salz, Scheiter, Feuerzeug und Milch; ich habe meinen Kameraden schon lange immer von Euerer Kunst vorzählt, wie ihr eine ferme Tafel am besten zusammenbringt, wenn nur die Sachen dazu da sind. Willkommen, Mutter! willkommen, Vater!"

Bronl vergaß den weiten Weg, den sie zurückgelegt hatte, den Ort, wo sie den Flüchtling, ihren Sohn, bewillkommen mußte, die Gefahren und Beschwerden eines Lebens, das sie eben zu beginnen

hergekommen war; der Tag war so gottesfreundlich, das Abendwerden so milde und herzerfreuend, der Wald so frei, so frisch, so voll Gesang der Vögel, das Laub und die Gräser so jung und duftig — da war auf Bronl's Herz nur ein wunderlieber Eindruck möglich, und den bestätigte ihr freudestrahlendes Angesicht und die lustige Bereitwilligkeit, eine Mahlzeit zu bereiten, wie sie noch kaum Eines von ihnen genossen hatte. Glückselig lächelnd, zog sie das Jäckchen aus, streifte die Aermel zurück und sagte: „Ja, ja, Kinder, ich will schon Euere Mutter ordentlich machen, schafft mir nur die Sachen alle Tage, an der Pfarrertafel soll es dann nicht fehlen." Sie küßte ihren Sohn, gab dem Vater einige Befehle, klein Holz zu spalten, Wasser in Gefäße umzugießen und einen Sitz für sie zurecht zu machen; ordnete an, wie der Kessel über das Feuer zu hängen, eine Vertiefung für die Flamme und für die Geschirre in die Erde zu graben sei u. s. w., was man freilich den Vater Lobeiner nicht allein machen ließ. Man griff von allen Seiten zu und mußte wol bekennen, daß ein regsam Weibchen zehn brave Männer im Schwung erhalten könne. Es gab nun ohne Unterbrechung Scherz und Thätigkeit; die Burschen sangen während ihrer Arbeit, die Mutter zankte lustig rechts und links, wenn ihr die Befehle nicht genau befolgt wurden, wie sie wollte; selbst Vater Lobeiner, der außer seinem Sohne keinem andern Burschen bisher in's Auge geblickt hatte, sah nach und nach versöhnlicher auf und fand die Gesellschaft durchaus nicht so übel, als sie ihm sein tiefer Widerwille in das Herz gezeichnet hatte.

Der Rauch des lustigen Zigeunerfeuers stieg in

leichten Wogen ruhig und in gerader Säule gegen Himmel; Niemand dachte daran, wie gefährlich solch ein Zeichen über die Wipfel der Bäume hinaus die Feinde näher winken könnte, die von allen Höhen ihre Späherblicke auf Entdeckung sandten.

Die köstliche Mahlzeit war vorüber, die Reste und die Werkzeuge derselben waren aufgesammelt, der Zigeunermarsch wurde angetreten, um vor Abend noch die tiefere Wildniß zu erreichen, und in ihr die Wohnung, welche für die Gesellschaft bereit gehalten wurde.

Gegen Abend zogen sich zwei Gewitter zusammen: eins am Himmel um die Gegend jener Waldungen, und eins auf Erden um die arglos wandernde Gesellschaft unserer Wanderer; ersteres bestand aus Wolken mit Sturm und Donner und Blitz, das andere bestand aus Menschen mit Pulver und Blei und Gewehren.

Als jenes am Himmel zu blitzen begann, hatte dieses auf Erden bereits ausgedonnert: Lobeiner, Bronl und einer der Burschen waren von Jagd machenden Schützen gefangen worden, und wurden nach dem nächsten Gefängnisse abgeführt; Gregor und zwei seiner Kameraden waren dem Feinde entkommen. Schon einige Tage her hatte das Unheil auf die Burschen aus allen Verstecken, von allen Höhen, hinter allen Bäumen gelauert, jetzt war es endlich im günstigen Augenblicke hervorgebrochen, und hatte sich wenigstens einen Theil seiner Opfer geholt.

VI.

Ein schmaler Steg zu einem langen Frieden.

Eine fürchterliche Nacht folgte diesem Tage, das Gewitter am Himmel wüthete mit unerhörten Donnerschlägen, Feuerströmen, Regengüssen; Schritt für Schritt mußte man sich auf die blendenden Himmelsflammen verlassen, um die schmalen, verzweigten Gebirgswege zu finden, und man sah sich zuletzt genöthigt, den gefangenen Burschen als Wegweiser zu gebrauchen, der denn eine solche Aufgabe zur Zufriedenheit mancher Verzagten unter den Wanderern zu lösen beschloß.

Man kam nach Verlauf einer halben Stunde glücklich bis in die Nähe einer Waldlichtung, wo man in ruhigeren Zwischenräumen des Gewitters einen reißenden Gebirgsbach rauschen hörte, und hier bat der wegweisende Bursch die Gesellschaft, stille zu stehen und zu hören, auf welche Vorsicht er sie aufmerksam mache, denn der Uebergang, den nur ein schmaler Steg möglich mache, sei hier sehr gefährlich. Er sagte: Wer stark an Schwindel leide, der müsse sich vor Allem seiner Hand vertrauen, denn auf eine sichere Führung und auf einen sicheren Tritt komme bei diesem Uebergange Alles an. — Die Schützen stimmten überein, da müsse vor Allen dies gefangene Weibchen hinübergeführt werden, dann ein wachehaltender Jäger, und dann etwa der gefangene Mann, dem hierauf die Wache folgen würde. Der Bursche war's zufrieden, führte Mutter Vronl glücklich hinüber und stellte sie hinter eine sehr dicke Eiche; das

geschehen, kehrte er unter Blitz und Donner zurück und führte einen Schützen hinüber, und hinter diesem den Vater Lobeiner, den er ebenfalls hinter eine Eiche sicherstellte; ein fürchterlicher Blitz zeigte ihm jetzt, daß sich Einer von den Schützen drüben bereits auch auf den Steg wagen wollte, da hatte er im Nu dem übergeführten Jäger das Gewehr aus den Händen gerungen, es in das Gebüsch und den schwanken Steg in das Gewässer geschleudert, und entsprang ebenfalls hinter einen Baum in Sicherheit. Er hatte es wol noth, denn im nächsten Augenblicke blitzten auch schon mehrere Gewehre drüben, und die Kugeln schlugen in die Eichenstämme. Doch war nun jede Verfolgung wirkungslos; der gewehrberaubte Schütze vermochte nichts und war noch froh, sein Leben zu retten; der Bursche aber mit dem Lobeiner und Bronl waren in Sicherheit. Von Baum zu Baum konnten sie sich weiter flüchten, und sie merkten bald, daß die Schüsse der Verfolger in großer Irre unschädlich abgefeuert wurden.

Als der Morgen graute, war das Gewitter vorüber, und Lobeiner trat mit seinem erschöpften Weibchen und dem Führer an den Rand eines Gehölzes heraus. Dieser wies ihnen in die Ferne und sagte: „Dort, liebe Eltern meines Freundes, liegt Euer Dorf, Ihr habt nicht weit, begebt Euch nur gleich nach Hause und sagt keinem Menschen, was Ihr seit gestern erlebt habet; die fremden Schützen wissen Euern Namen und Eure Heimat nicht, das rettet uns alle. Ich suche Euern Sohn auf, Ihr werdet bald von uns hören.“ Ohne eine Erwiederung der beiden Eltern abzuwarten, verschwand er wieder im Walde.

Wir sehen uns einige Stunden später abermals vor jener Waldkapelle, wo wir vor einiger Zeit Gregor Lobeiner von seinen Kameraden beim Mond- und Sternenscheine Abschied nehmen sahen — aber wie verändert finden wir die Szene! Am Himmel statt der frommen Sterne fahlen Tagesschein durch wüste Wolkenmassen, die gespensterhaften Reste des nächtlichen Gewitters, vor der Kapelle die drei geretteten Burschen, Gregor und zwei seiner Kameraden, in Verzweiflung gelagert.

Gregor lag neben seinem Gewehre auf dem Angesichte und regte sich nicht und sprach nicht, denn die Pein des tiefsten Schmerzes hatte sich seines Herzens ganz bemächtigt. Seine Mutter und seinen Vater in Gefangenschaft zu wissen, die Leiden zu denken, welche sie, wer weiß in wie langer Haft, seinetwegen zu dulden haben würden, das zerbrach ihm alle Fassung, allen Muth, allen Trost. Bald wollte er, um sich zu betäuben, ein Mörder und Mordbrenner werden, wie es noch keinen je gegeben habe, bald hätte er gerne Waffen und Leben wie kalte abgenützte Dinge von sich geworfen, um sie niemals wieder aufzunehmen, und aus diesen wechselnden Gefühlen rief ihn seiner Kameraden keiner wach, da sie selber, das Herz voll giftiger Pfeile, vor Trost nichts wußten.

Da unterbrach diese verzweiflungsvolle Stille ein unerwarteter Ankömmling, der die Nachricht von Lobeiner's und Bronl's Rettung brachte.

Wie von mächtigen Armen emporgerissen sprang bei dieser Kunde Gregor auf, umarmte, halste und küßte seinen geretteten Freund und Retter, nahm sein Gewehr und verbarg es mit Blitzeseile hinter der bekannten Fallthür neben der Kapelle, warf sich in

die übliche Burschentracht und rief: „Ich muß mit meinen Alten zugleich zu Hause sein und Alles in's Gleiche bringen, daß sie mir von heute an keinen Wunsch mehr haben sollen, den ich nicht erfülle! ... Kameraden führt Euer Leben fort, wenn es Euch noch ferner behagt, mich hat das Schicksal meiner guten Alten gebeugt, ich gebe dieses Leben auf! Jetzt ist es noch Zeit, noch kennt man keinen von uns genauer — es soll heißen, ich komme aus ferner Fremde heim, mein Erspartes reicht hin, mich vom Soldatendienste loszukaufen — daran soll mich nichts mehr hindern, ich habe ein paar Stunden her zu viel gelitten. . . Lebt wohl, Brüder, thut, was Ihr wollt, wir bleiben immer Freunde, ich kehre heim!"

Und so verließ er sie im nämlichen Augenblicke und kam heim, als eben seine Eltern in ihr Haus einkehrten.

Vier weinende vorwurfsvolle Augen begegneten ihm, als er in die elterliche Stube trat, indessen verklärten sie sich bald in Freudenthränen, als er die tröstliche Verkündung aussprach, was er nun für ein Leben beschlossen habe.

Alles geschah denn auch.

Nächsten Tages meldete sich Gregor auf der Kanzlei von seiner weiten Reise heimgekommen und bereit, sich von dem Militärdienst loszukaufen, und dies durchzusetzen war nicht schwer. Als er bald darauf die Nachricht erhielt, seine Kameraden haben sich ebenfalls aus den Wäldern zu friedlicherem Leben heimgefunden, da machte sich Gregor eines Tages auf und holte von der Waldkapelle her sein Gewehr und seine Wilderertracht, und hing sie zum

Andenken und zur Warnung seiner Nachkommen in der Kammer auf, wo sie denn auch heute noch zu sehen sind, wenn es einem lieben Leser gelüsten sollte, die bedeutungsvollen Alterthümer einmal im Vorübereilen zu besehen.

Gedichte

von

Franz Maria Güllich.

Des Morgens.

Still ist sie dahin geschwunden,
Die vertraute, stille Nacht;
Was im Traume ich empfunden,
Sei, o Tag, dir dargebracht.
Es brechen die Rosen des Morgens
Am östlichen Himmel schon auf,
Umtönet von Lerchengesängen,
Beginnet der Lichtgott den Lauf.

Mit dem gold'nen Sonnenschilde
Zieht der Gott des Tages ein,
Jubel tönt vom Luftgefilde,
Wiederhallt im grünen Hain.
Von fröhlichen Stimmen erklinget
Der Aether, der Wald und das Feld,
Zu einem Akkorde der Wonne
Vereint sich die jubelnde Welt!

O könnt' ich einst zur Lebenswonne,
Ein Sieger ob des Todes Macht,
Erstehn, so wie die gold'ne Sonne
Sich losringt aus dem Schooß der Nacht!

„O hoffe!“ so tönt eine Stimme
Der Ferne an's lauschende Ohr;
Nun seh' ich den Himmel geöffnet,
Und höre der Himmlischen Chor!

Amor's Rache.

Amor komm'! schon hauchen Rosen
Ihren Balsam durch die Luft,
Lockt denn nimmer Dich, den losen
Knaben, dieser süße Duft?
Ich ruf' ihn; da kömmt er geflogen,
Und sieht um die Holden sich um,
Er schüttelt den Köcher, den Bogen —
Doch da — schwärmt ein Bienchen herum!

Wie, Du fürchtest Dich vor Bienen?
Unbedeutend ist ihr Stich;
Angst malt sich in Deinen Mienen —
Fürchte nichts — ich schütze Dich!
Ich lasse Dich, Kleiner, nicht stechen,
O fürchte die Bienen doch nicht!
Ich weiß ja, Du könntest Dich rächen,
Ich weiß, daß Dein Pfeilchen auch sticht!

Kaum hatt' ich dies Wort gesprochen,
Brach er zwei der Rosen sich;
Da hat 's Bienchen ihn gestochen,
Und er weinte bitterlich.
Da hab' ich ihn liebend gepflogen,
Und legte die niedliche Hand,
Aus der ich den Stachel gezogen,
In's seidene, weiche Verband.

Götterwunden heil'n geschwinde,
Bald ward Amor auch gesund;

„Sieh, ich strafe Dich gelinde,“
Sprach er, küssend meinen Mund!
O weh' mir, wie that ich da Buße,
Und suchte Dich, Chloë, zum Bund;
Wie sehnt' ich mich nach Deinem Kuße,
Bis küssend mich heilte Dein Mund!

Der Kniaur*).

Neuhauser Volkssage

von

Wenceslaw Aloys Swoboda.

Sieh', wie stattlich pranget da die Kirche,
Einem hohen Dome fast vergleichbar,
Von den Herr'n von Neuhaus aufgerichtet
In der Stadt nah' ihrer Heinrichsburg.

Auf der Doppelreihe schlanker Säulen
Streben hoch gen Himmel spitze Bögen,
Deren Rippen zierlich sich verschlingen,
Gleich den Aesten in dem Waldesdom.

*) Die größte Glocke der Probsteikirche zu Neuhaus (Jindřichův Hradec) im Taborer Kreise in Böhmen hieß — das Wort einsylbig gesprochen — der Kniaur. Ein Bürger dieses Namens, in die Fremde ziehend, übergab der Stadtbehörde Hab und Gut mit dem Auftrage zur Verwaltung, wenn er binnen einer gewissen Zeit nicht wiederkäme, noch Botschaft sendete, davon zur Vervollständigung des sonst schön harmonischen Geläutes eine große Glocke gießen zu lassen. So kam auch Alles, und als die so beigeschaffte große Glocke zum Erstenmale geläutet wurde, fragte ein greiser, eben die Stadt betretender Bettler einen Vorübergehenden, was das Geläute bedeute. In der Antwort der Glocke Namen vernehmend, sank er zusammen. So lautet dort die Volkssage. Die nähere Ausmalung dieser Skizze, was Volkssagen so häufig sind, wird man vielleicht nicht eben als Verunstaltung ansehen. Beim großen Stadtbrande im Beginne dieses Jahrhunderts ist diese Glocke geschmolzen. Zum Letztenmale ertönte sie bei der Todtenfeier einer den Grafen Czernin, den Besitzern von Neuhaus, verwandten Gräfin Lützow, und soll durch ihre tiefen Klänge, gleichsam in Vorahnung des nahen Unglücks, die Hörer besonders damals zur Wehmuth gestimmt haben.

Gegen Ost, woher der Tag uns leuchtet,
Gegen Ost, woher das Licht gekommen,
So geweiht uns hat zu Kindern Gottes,
Dehnt sich hoch und hell das Mittelschiff.

Dort das Hochaltar in würd'gem Schmucke
Mit der Drei geheimnißvoller Einheit,
Wie zu ihr die heil'ge Gottesmutter,
Wie empor sie schwebt zum Himmelsthron.

Rechts gen Mittag von dem Mittelschiffe,
Hochhin ob dem hohen Kirchendache,
Mit den Zinnen und den spitzen Thürmlein
Strebet himmelan der Glockenthurm.

D'rinn helltönend hängen viele Glocken;
Doch die größte, die mit ihrem Schalle
Mahne an des Donners mächt'ge Stimme,
Doch die größte Glocke fehlt dem Thurm.

Wer beschafft wol, was zum Wohllaut fehlet,
Der durchdringen soll das Weltgetöse,
Der die Menschen ab vom Tand des Lebens
Rufe zu der Andacht tiefem Ernst?

Weh! das Land erdröhnt im Bürgerkriege!
Diese fest an alter Satzung haltend,
Jene heiß für neue Lehr' erglühend,
Waten Beide — weh! — im Brüderblut.

Und des Gotteshauses frommer Gründer,
Treu und fest im Glauben seiner Väter,
In des Bürgerzwistes grimme Wirren
Selbst verstrickt, er weilt den Seinen fern.

In ernster Rathsversammlung sind vereinet
Der Schultheiß mit den Schöffen und den Bürgern,
Die beigeordnet das Vertrau'n der Ihren
Als Wächter für der Bürger Wohl dem Rath.

Ein ernster Mann in schwarzem Trauerkleide,
Von Trauer auch das dunkle Aug' umdüstert,
Die Wang' und Stirn' gefurcht von Trauerspuren,
Der Bürger Kniaur tritt ein, und spricht zum Rath:

„Wie reichlich Gott all' meine Müh' gesegnet,
Wie reich mir Kornes Gold das Feld gespendet,
Wie mein Gewerb mir Goldesfülle schaffte,
Mitbürger, euch ist's Allen wohlbekannt."

„Doch saht ihr auch, mit wie gar bitt'ren Schmerzen
Des Glückes Gaben all' ich mußte zahlen,
Ihr saht die Schläge, die mein Herz getroffen,
Und habt mir euer Mitleid nicht versagt."

„Die Söhne, einst — so hofft' ich — meine Stützen,
Die ernten sollten, was gesä't der Vater,
Sie welkten früh dem morschen Stamm zur Seite:
Heut' auch die Gattin senkt' ich in das Grab."

„Weil denn das Haus zur Wüste mir geworden,
Wo meiner Lieben Gruß ich nimmer höre,
Wo sie umsonst mein sehnend' Auge suchet;
So treibt das Herz mich in die Fremde fort."

„Was meiner Hände Fleiß beschafft an Waaren,
Das führ' ich fort in's Nachbarland zum Tausche.
So, tauschend Waar' um Waar', von Land zu Lande
Fahr' ich, bis Herz mir oder Schmerz sich stumpft."

„Euch aber, unsr'er Stadt getreue Väter,
Euch übergeb' ich, was ich hier verlasse
An Hab' und Gut zu treulicher Bevogtung,
Bis daß ich wiederkomm' zur Vaterstadt."

„Doch sollten, eh' ich komm', zehn Jahr' verfließen,
Dann sei mein Gut ein Eigen der Gemeinde,
Dann macht zu Gelde Haus und Hof und Fahrniß,
Und wendet 's also an zu Gottes Preis."

„Vom Gelde, vom Erlös all' meiner Habe
Laßt gießen eine mächt'ge Riesenglocke,
Die von dem Thurme der Marienkirche
Zurufe meinen Namen dieser Stadt."

Und als verbrieft war Alles und besiegelt,
Verläßt gemess'nen Schrittes er den Rathsaal,
Verläßt die Stadt mit reichem Wagenzuge,
Und sucht im Weltgetrieb dem Herzen Ruh'.

Ein Jahrzehend ist vergangen,
Und in treulicher Bevogtung
Wuchs von Jahr zu Jahr die Habe,
So dem Rathe war vertraut.

Früher wol, da kamen Boten,
Brachten Gold, das Gut zu mehren,
Reiche Goldesspenden sandte
Bürger Kniaur zur Vaterstadt.

Aber seit fünf langen Jahren
War kein Bote mehr gekommen,
Keine Kunde mehr erschollen
Aus der Fern' vom Bürger Kniaur.

Und am Jahrstag seines Scheidens
Traten Schultheiß, Räth' und Bürger
In den Rathsaal, zu vollstrecken,
Was verordnet Bürger Kniaur.

Was doch ist's mit ihm geworden?
Ob sein Herz wol Ruh' gefunden?
Ruh' vielleicht, ach! erst im Grabe. —
So spricht Jeder bei sich selbst.

Weil von ihm, der sonst so häufig
Boten sandte nach der Heimath,
Seit so lange nichts verlautet,
Faßt sie bange Sorg' um ihn.

Ein Jahrzehend seiner harren
Sollen wir; so hat verordnet,
Da er schied aus seiner Heimat,
Unser bied're Bürger Kniaur.

Heut' nun ist der Tag gekommen,
Wo, was er an Gut verlassen,
Als ihr Eigen die Gemeinde
Weihen soll zu Gottes Preis.

Wie doch, wenn er sein bedürfte?
Wenn vielleicht er darbt und schmachtet?
Wenn vielleicht in schweren Fesseln
Er als Türkensklave seufzt?

Sind seit seiner letzten Botschaft
Doch der Jahr' erst fünf verflossen.
Wohl, von da zehn volle Jahre
Harr't noch seiner Wiederkehr.

Und auch die zweite Frist war schon verstrichen,
Nicht Botschaft war vom Bürger Kniaur gekommen.
Da schritt nach Pflicht der Rath nunmehr zu Werke,
Und that, wie dem getreuen Vogte ziemt.

Denn eines Todten letzter Will' ist heilig;
Und Bürger Kniaur ist längst wol bei den Todten,
Und zürnet, daß noch nicht zur That geworden,
Was scheidend als Vermächtniß er gebot. — —

Und an dem Thurm schon steht die Riesenglocke,
Vor ihr der Probst, mit Stab und Inful prangend,
Umschaart von Priestern, Schöffen rings und Bürgern,
Die neue Glocke taufend einzuweih'n.

Mit Wehmuth denken All' des wack'ren Bürgers,
Der aus der Vaterstadt mit Wehmuth scheidend,
Der, ach! vielleicht selbst aus dem Leben scheidend,
Dem Gotteshaus die hohe Zier beschafft.

Ob er hienieden noch, ob jenseits weile;
Mit Dank und Liebe denken seiner Alle,
Und ob „Maria“ sie die Priester taufen,
Den Bürgern heißt die Glocke doch „der Kniaur.“

Schon steigt empor sie mit der Kraft des Stranges,
Schon schwebt sie d'roben in der Glockenstube,
Da wendet sich zum tiefgerührten Volke,
Selbst tiefgerührt, der würd'ge Probst und spricht:

„Der erste Schall der Glock', er sei geweihet
Dem frommen Angedenken an den Geber.
Sie rufe morgen euch zum Todtenamte,
Wo für sein Seelenheil zu Gott wir fleh'n.“

Bei der Glocke dumpfen, ernsten Klängen
Sieht man sich der Bürger Schaaren drängen,
Jung und Alt zum Gotteshause geh'n.
Alles horcht gerührt dem mächt'gen Klange,
Allen schlägt dabei das Herz so bange,
Allen Thränen in den Augen steh'n.

Als so feierlich die Glocke läutet;
Siehe, da durch's Thor vom Aufgang schreitet,
Stützend sich auf seinen Stab, ein Greis.
Schwerer Kummer drückt den Wand'rer nieder,
Lumpen decken kaum des Armen Glieder,
Bart und Haar ist wirr und schneeigt weiß.

Und er horcht gespannt dem dumpfen Klange,
Und ihm wird in tiefster Brust so bange,
Durch die Glieder fröstelnd zieht ein Schau'r.
Einen fragt er, der vorüberschreitet:
„Freund, sagt an, was dies Geläut' bedeutet?“ —
„Heut' zum Erstenmal ertönt der Kniaur.“

„Diese Glock' ist eines Bürgers Gabe,
Den die Fremde längst wol trug zu Grabe,

Deſſ' wir dankbar denken alleſammt.
Alle ſind wir heut' zur Kirch' entboten,
Wo der würd'ge Probſt ſelbſt für den Todten
Beten wird um Heil im Seelenamt." —

„Todtenamt? — Dem Sarg' nicht fehl' die Leiche." —
So der Greis; da wankt der Todtenbleiche,
Hält mit Müh' ſich an des Hauſes Wand.
Und der wack're Bürger hat Erbarmen
Mit dem Altermüden, und dem Armen
Reicht zur Stütz' er hilfreich ſeine Hand.

Und der Greis wie neubelebet ſchreitet,
Freundlich von dem Biedermann begleitet,
In das Gotteshaus zum Seelenamt.
Aufgerichtet nach dem Hochaltare
Sieht im Trauerſchmuck er ſteh'n die Bahre,
Thränenfeucht die Augen allgeſammt.

Und er ſenkt die lebensmüden Glieder
Vor der Bahr' am Hochaltare nieder,
Horcht mit ganzer Seel' dem Seelenamt,
Das zum ew'gen Richter um Erbarmen
Fleht in brünſt'ger Andacht für den Armen,
Der, ein Sünder ſelbſt, von Sündern ſtammt.

Wie die Seelenmeſſe nun geendet,
Und der Prieſter ſich zur Bahre wendet,
Löſung zu erfleh'n von Sündenlaſt
Dem, für den das Opfer er geweihet,
Deſſ' Gedächtniß er gebenedeiet;
Sieht den Greis er da zu Tod' erblaßt.

„Dank' Euch, Vater!" — ſo der Greis — „den Müden
Segnet fromm Ihr ein zum ew'gen Frieden,
Eh' der Hand entſank der Pilgerſtab.
Nehmt ihn hin; gelöſ't nun iſt die Kette,
Und — o Heil mir! — hier an heimſcher Stätte
Wird dem Irrſalmüden Ruh' im Grab."

„Ab und todt ist ird'scher Schmerz und Kummer;
Augen, schließt euch denn zum ew'gen Schlummer,
Amen!" — Lallt's, und zuckt im Todesschau'r.
Thränen heiß in Aller Augen brennen,
Wie die blassen Züge sie erkennen;
Feierlich vom Thurme tönt der Kniaur.

Gedichte

von

Carl O. v. L.

Mein Herz.

Mein Herz ist eine Klause,
Mein Herz ist eine Gruft,
Darin die Lieb' begraben,
Ein süßer Blüthenduft!

Mein Herz ein muth'ger Streiter,
Die Brust der feste Wall,
Die gibt von meinem Ringen
Den dumpfen Wiederhall;

Und wehrt der Lieb', der süßen,
Wehrt Liebchen Dir den Sieg:
D'rum tönt die neue Klage,
D'rum flammt der neue Krieg.

Der Wall wird nie erstiegen,
Dies Herz wird nimmer Dein! —
Und ach! wie wollt' so gerne
Ich der Besiegte sein!

Dann wär' die Schlacht geschlagen,
Du nähmst die Festung ein,

Und ich, ich müßt' für ewig
Dann Dein Gefang'ner sein!

Du würdest mich bewachen
Mit süßer Liebesluft —
Dann müßt' zwei traute Herzen
Verschließen eine Brust.

Dann schwiegen alle Stürme,
Dann würde Blüthenduft
Die wilde Brust durchwehen,
Das Herz, die Liebesgruft!

Am Ziele.

Was klopfst mit mattem Schlage,
Du müdes Sängerherz?
Hast wol zu viel gelitten,
Und durchgeprüft den Schmerz!

Hast einst mit frohem Muthe
Gerungen, wie ein Held,
Kaum konnt' die Brust erfassen
Den Kampf der innern Welt.

Geglaubt, gehofft, geliebet,
Gerungen nimmermüd',
Manch' heit'ren Scherz gesungen,
Manch' süßes Frühlingslied!

Doch bald war dir zu enge
Dein kleiner, stiller Raum,
Du drangst in's Grenzenlose,
Berauscht vom kühnsten Traum;

Verstandst im wilden Ringen
Die ernste Mahnung nie —

Und stürzest — ein Heroe
Der Herzenstragödie!

D'rum klopfst du matt und leise,
Willst nimmer in's Gewühl,
Fühlst wol, daß bald geendet
Dein großes Trauerspiel.

Gedichte

von

Stanislaus N.....n.

Abendmelodien.

Wer sieht's dem Himmel an, getaucht in öde Nacht,
Daß eine Sonne jüngst von seiner Stirn' gelacht? —

Wer sieht's der Blume an, so blaß und welk im Haar,
Daß Morgens auf der Flur sie noch die schönste war? —

Wer hört's der Glocke an, wenn sie im Thurm zersprang,
Daß einst sie durch das Thal, ein rührend' Ave, klang? —

Du, sternenlose Nacht, zersprung'ne Glocke: Herz,
Glutrose, welk vom kalten Nachtthau: Schmerz,

Wer sieht's dir an, mein Herz, da du so arm und leer,
Daß dich einst überwogt' ein duftend' Blüthenmeer,

Daß du ein Sprosser warst an Lied und Zauberton,
Im Königreich der Lieb' ein König stolz zu Thron,

Daß, wo die Wüstenei der letzte Glanz verließ,
Einst herrlich strahlt' und glüht' ein sel'ges Paradies?!

Dolce farniente.

Das Netz schwamm durch die Wogen,
Die Lieder meereswärts: —
So ist hinausgezogen
Der Fischersmann: mein Herz.

Sein Netz ist leer geblieben,
Ob er auch harrte bang,
Verhallet ist sein Lieben,
Sein Liedermuth verklang....

Daß er's verschlafen könnte,
Hält er nun Abendruh',
Im Dolce farniente
Macht er die Augen zu.

Nach dem Gewitter.

Wenn eines Herzens reichste Farbengluth
Verblichen, ausgebrannt und weggefühlt,
Wie eines Schmetterlings, dem Strahlenfluth
Des Sommers seinen Purpur weggespült:

Dann überwintr' es nicht: ein Schmetterling,
Der fremd und bleich, wie eine welke Blüth',
Im jungen Lenz ein greiser Ankömmling,
Durch frischen Duft, durch neue Haine zieht:

Wie eines Meisters Leier, die nun stumm,
Dahängt, weil man sie nicht entweihen will,
So ehre es sein stolzes Heiligthum,
So ruh' es aus, so sei, so bleib' es still.

Gesinnung.

Kaum hat die Schwalbe in die Wellen
Den Flügel plaudernd eingetaucht,
Schon ist sie ob der Fluth, der hellen,
So wie ein Traum dahingehaucht.

O Lust, ob jenem muntern, schnellen,
Lichtgrünen Bächlein hinzufleh'n! —
Doch lieber hab' ich die Forellen,
Die sinnend durch die Tiefen zieh'n.

Wie durch die Luft, die sonn'ge, blaue,
So hoch das weiße Täubchen schwebt,
Und doch vor scharfer Adlerklaue
Inmitten ihrer Freiheit bebt! —

Viel lieber wär' ich fortgetragen
Vom Aare in die Sonnenhöh',
Eh' ich bei jedem Flügelschlagen
Nach Taubenart bang niedersäh'!

Viel lieber will ich untergehen
Von Adlerklau' beim Freiheitsflug,
Als furchtsam immer niedersehen
In meinem kühnen Sonnenzug!

Toaste der Liebe.

Vorsatz.

Neu will ich mich im Duft der Liebe baden,
Aufblühen soll der Liebe Frühling mir,
Neu werden mir der Sterne Myriaden
Für's Nachtgebet zum funkelnden Brevier;

Nicht lesen will ich, als in Ihren Augen
Der Welt vergessen, wie Sodomen's Loth,
Der Tag soll nicht für meine Träume taugen,
Das Abenddämmern ist mein Morgenroth.

Gefangen.

Viel Gedanken, viele Bilder
Schwirrten um mich pfeilgeschwind,
Wie der Schmetterlinge wilder,
Farbenbunter Wirbelwind.

Konnt' die Falter nicht umstricken
Mit dem Klangnetz: Vers und Reim,
Nur im Flug konnt' ich erblicken
Ihrer Schwingen Purpursäum'.

Da erschienst Du, meine Rose,
Honigvoll und duftgetränkt:
Plötzlich hat die Schaar, die lose,
Sich zu Dir herabgesenkt.

Schnell hab' ich mein Netz erhoben,
Fing so Rose als Gedicht, —
Doch auch ich ward liebumwoben
Von der Blume Augenlicht.

Gedichte

von

Franz Hedrich.

Der Bann.

Ich trug als Knabe schon im Busen
Die wärmste Liebe für Gesang;
Mich drängte in den Chor der Musen
Ein trüber Zug, ein süßer Hang.
In schöner Dichtung Zauberlichte,
In Blüthenduft und Farbenglanz
Genoß ich, Sel'ger, gold'ne Früchte:
Und im Genuß versank ich ganz!

Das war ein morgenländ'scher Garten,
Den ich als Schmetterling durchflog;
Ich pflanzte nichts, hatt' nichts zu warten;
Die Blumen standen da: ich sog.
Erst reifer fragt' ich nach dem Meister,
Der über Wunder Macht besitzt,
Und wie sein Werk hat mir der Geister
Bewältiger das Herz durchblitzt.

Wie stand an der Versuchung Thoren,
Ja an dem Rande der Gefahr
Die Seele, die nicht stumm geboren,
Von so viel Reizen trunken war?

Wenn sie sich auszusprechen brannte,
Den Ton empfand, der in ihr schlief,
Was Wunder, daß sie Saiten spannte,
Und in die Saiten scherzend griff?

Das Kind steht aus des Kriegers Köcher
Den Pfeil herauszuzieh'n nicht an;
So hab' ich aus dem Opferbecher
Den nicht versagten Trunk gethan.
Das Kind beschaut den Pfeil, und wieder:
Es lockt das leuchtende Metall,
Das Farben spielende Gefieder!
Ihn einmal von der Festung Wall

In's Herz des Feindes abzudrücken,
Wie Tell von eines Lieben Haupt,
Damit die theure Frucht zu pflücken,
Das ist kein Fall, woran es glaubt.
Sieh', sturmschnell kamen ernste Zeiten;
Ich wache auf und seh' zurück:
Die ersten Griffe in die Saiten
Entschieden, waren mein Geschick.

Wie übermannt von einem Gotte,
Verzückt, in hellen Schlaf gelegt,
Träumt' ich in zauberischer Grotte,
Seit ich den ersten Ton geweckt.
Ein kalter Arm fasst mich im Traume:
In's Auge fällt mir Tagesschein.
Entflieh' ich diesem Wunderraume?
Ein Geist umgeht mich! Ich bin sein!

Beruf.

War dir noch nie so fremd zu Muth',
Mit einem Mal so hold, so bange,
Daß du erfaßtest Stab und Hut
Zu einem räthselvollen Gange?

Mir war's! Ich ging mit Jugendglut,
Gleichgiltig, wo ich hingelange.

Ist wirklich diese Welt so schön,
Als ich gewahrte auf dem Zuge?
Ich sah sie rasch vorübergeh'n,
So wie der Kahn den Strand im Fluge.
Ich hielt zuletzt auf Frühlingshöh'n,
Und ahnte nie von einem Truge.

Und sieh'; so ist es! ich bin da!
So fern und doch im Mutterlande.
Es war kein Luftbild, was ich sah,
Kein Wasserschein am Himmelsrande.
Ich staune, wie mir nur geschah,
Der Raupe gleich im neu'n Gewande.

So wächst auch träumerisch und sacht
In dem romant'schen Forst die Tanne.
Ein holder Gott weckt über Nacht
Sie plötzlich aus des Schlummers Banne.
Sie faßt sich nicht. Woher die Pracht,
Woher mein Laubhaar? fragt die Tanne.

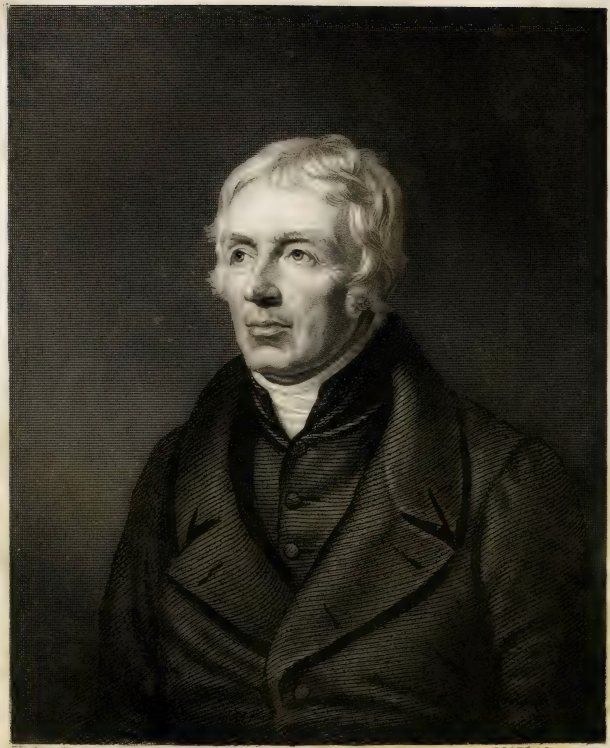
Faust in der Unterwelt über die fünfte Haupt-Sünde.

Worauf sich werfen? was erfassen?
Unendlich ist der Stoff der Welt.
Die Seele wühlt in allen Massen,
Und wechselt ohne Rast das Feld.
Sie schleppt mit sich die theure Bürde,
Die sie erschaufelt oder raubt,
Und folgt der stachelnden Begierde
Von Felsenhaupt zu Felsenhaupt.
Was ist gefährlich? was verwegen?
Lockt nicht der Apfel? Frisch versucht!
Der Greif muß, der da wacht, sich legen:
Sie steigt auf ihn und pflückt die Frucht.

So füllt sich lange noch die Zelle,
Bis doch das göttliche Insekt,
Oft schon an des Genusses Schwelle,
Sein Fühlhorn in ein Feuer steckt.

Darfst du der Götter Ohr verletzen
Und klagen: Ihr seid mitleidlos?
Den Becher an die Lippe setzen
Und rücklings fallen, ist dein Loos.
Du mußt vergeh'n! Ein größer Ende
Bleibt aber stets in deiner Wahl.
Fass' deinen Schatz in beide Hände
Und stürze, wie Sardanapal!
Schließ' die Begier an eh'rne Bande!
Verarmt, verlassen, fest gebannt,
Blickst du vom fernen Felsenstrande
Vergebens in des Ruhmes Land.
Die Leidenschaft zeugt Glück und Schrecken,
Der mordet, der sie lähmen will!
Hab' er nur Macht, den Sturm zu wecken,
Dem Meer zu sagen: Werde still!

Vaterländische Denkblätter.



Gezeichnet von Vogelstein del. W. C. Wrankmore

Alois Klar

Lehrer der Philosophie K. K. Ö. Ö. Professor der lat. Philologie, der klassischen Litteratur und der griech. Philologie an der Karl Ferdinands Universität Mitgründer und Ehrenmitglied des Privatvorbereitungsinstitutes für Kinder und der Heilanstalt für Augenkranke, Mitglied der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, Ehrenbürger der k. Hauptstadt Prag und k. Stadt Leitmeritz, ersten Dekan der Philos. Fakultät zu Prag, Stifter und Director des Vereines und der Anstalt zur Versorgung und Beschäftigung erwachsener Blinden in Böhmen.

Geboren am 23 April 1803 zu Auschau
Gestorben am 4 März 1855 zu Prag

Aloys Klar.

Lebens- und Charakterbild*) eines Professors der Jubilar-Hochschule zu Prag.

Von

Dr. Legis Glückselig.

Das bürgerliche Leben eines Gelehrten ist in der Regel von geringer Bedeutung. Heldenthaten sind seine Sache nicht; der Friede seines einfachen Lebens wird höchstens durch einen Federkrieg unterbrochen. Sel-

*) Das Erscheinen der vorliegenden Biographie rechtfertigt sich von selbst durch den Umstand, daß die „Libussa," als Jahr- und Denkbuch für Böhmen, eines Repräsentanten aus dem Universitätskreise bedurfte, durch welchen das fünfhundertjährige Säkularfest der Prager Hochschule auch an diesem Orte mitgefeiert werden könnte. Ueber die Wahl gerade dieses Repräsentanten haben zufällige Umstände entschieden. — Was den Verfasser dieser Biographie betrifft, so sei bemerkt, daß derselbe ein mehrjähriger Genosse ein und desselben Wohnhauses des Professors Klar (auch 1820 einige Zeit sein Zuhörer) war, und mit dessen Familienverhältnissen so weit vertraut, als für den Biographen vonnöthen scheint. Er will nur im Interesse der Wahrheit geschrieben haben. Viel Material, auch manche wörtlichen Stellen, hat derselbe aus Prof. Dr. Franz Weinolt's schätzbaren (und größtentheils auch dokumentirten) „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Aloys Klar's," Prag und Leitmeritz 1835, VIII und 178 Seiten gr. 8., geschöpft; dadurch aber Weinolt's Arbeit keineswegs entbehrlich gemacht — zumal hier auf einen anderen Kreis von Lesern zu rechnen, überhaupt eine andere Absicht mit der gegenwärtigen, nicht mühelosen Zusammenstellung von Daten und Notizen zu verbinden war, die nun als „Biographie" oder als „Lebens- und Charakterbild" aufzutreten wagt. Wahrheit — wie gesagt — und Objektivität der Darstellung sollten des Verfassers Feder leiten.

Wien, am 31 Mai 1847. D. V.

ten, daß sich seine Schicksale über das Alltägliche erheben; abwechselnd bleiben Lehrkanzel und Schreibpult die Angelpunkte seines Strebens und Wirkens. Indeß könnte Klar's Leben gleichwol eine Ausnahme sein.

Klar war der Sprößling einer im sechszehnten Jahrhunderte in der k. Altstadt Prag ansäßig gewesenen Familie deutschen Stammes und Namens. Seine Voreltern haben sich nachmals in der Munizipalstadt Auscha (Aušt), Leitmeritzer Kreises, angesiedelt. Leicht verbreiteten Wohlstand und Sitte eine Art Patriziat über sie, und schon Klar's Großvater und Großenkel bekleideten die Primatorwürde daselbst. Auch wieder sein Vater, Joseph Klar (getauft am 27. August 1731), war Primator*) von Auscha. Dieser hatte sich durch Reisen im österreichischen Vaterlande, insbesondere durch einen zweijährigen Aufenthalt zu Rom und Neapel, ein geistiges Uebergewicht im Orte gesichert. Er war (seit dem 23. Januar 1753) vermählt mit Apollonia Bartl, der Tochter des Herrenrichters der Stadt Auscha, mit der er, umgeben von fünf Kindern, eilf Jahre in der glücklichsten Ehe lebte. Von diesen waren bei seinem am 3. November 1764 erfolgten Tode noch drei: Johann von Gott (geb. 20. Januar 1756), Joseph (geb. 7. Oktober 1758) und — Aloys am Leben.

Aloys Klar war geboren am 25. April 1763. Zwei herbe Schicksalsschläge zugleich trafen ihn schon im frühesten Alter — glücklicherweise bevor er noch empfänglich war, sie zu fühlen und zu ermessen. Als anderthalbjähriges Kind folgte er dem Sarge seines Vaters, und zehn Monate später legte eine schwere Gewitternacht (vom 22. auf den 23. August 1765) einen großen Theil der Stadt Auscha — darunter auch die Wohnstätte der Klar'schen Waisen — in Asche. Haus, Hof, Feldgeräth hatte der unselige Brand verschlungen; aber auch im

*) Ehemals (bis 1784) bestanden die Magistrate der böhmischen Städte aus einem königlichen Richter oder Fiskus und einer Anzahl von Rathsverwandten, welche abwechselnd das Bürgermeisteramt verwalteten. Aus dem Mittel der Räthe wurde — in der Regel für Lebensdauer — ein sogenannter Primator ernannt, welcher der vorsitzende oder der erste, also angesehenste Rathsherr gewesen ist.

Herzen der armen Mutter jegliche Hoffnung für das Gedeihen ihrer drei Waisen erstickt. Mittellosigkeit ist ein Despot, unter dem so manches Familienleben erseufzt und zu Grunde geht: sie ist aber eben so oft der gesegnete Boden, aus welchem die Saat hoher geistiger Entwickelungen sprießt. Hatte die fromme Witwe, Apollonia Klar, in ihrer Bedrängniß alle Pläne für die höhere Ausbildung und Emporbringung ihrer Kinder fallen lassen, so hielt sie die Letzteren doppelt eifrig zum Schulbesuch an. Ihr eigener Unterricht füllte etwaige Lücken aus, und der Mutter Beispiel blieb der Kinder Lehre. Aloys insbesondere war heimisch auf den Schulbänken, ihm strebten seine älteren Brüder nach. Auf den christlichen Sinn wirkte die Mutter heilsam ein, das Lesen guter Bücher nährte den emporstrebenden Geist; allein bei solchen Fortschritten mußte, was der ordentliche Lehrer geben konnte, bald unzureichend erscheinen. Aloys stand im neunten Lebensjahre. Er hatte Ahnungen von einer wissenschaftlichen Bildung, ihm fehlte auch nicht der Trieb dazu, blos — die Erkenntniß. Der Bereich der Stadtschule war ihm längst zu enge geworden. Ohne Mutter oder Geschwister davon zu verständigen, ging der Knabe zu dem damaligen Stadtkaplan, P. Ignaz Wagner *), und bat um Unterricht in der lateinischen Sprache.

Der Charakter des Mannes ist, wenn auch gleichsam embryonisch und nur in allgemeinen, blos dem schärfsten Auge zugänglichen Umrissen schon im Jünglinge und Kinde vorhanden. Ganz so bei Klar. Der würdige Kaplan wurde sein Lehrer, und der rüstig fortschreitende Schüler lohnte es ihm mit Dank, Liebe und Anhänglichkeit bis in den Tod. Die staunende Mutter ließ sich den Schritt des Sohnes allgemach gefallen; schaden (dachte sie) kann das niemals — wenigstens übt sich der Junge im Schreiben, und das ist recht gut.

So weit war Klar, sich selbst anregend, vorgedrungen. Da erscholl die Bulle: **Dominus ac Redemptor**

*) Geboren zu Schemel 1. April 1740, gestorben nach vierundzwanzigjähriger Verwaltung der Seelsorge zu Auscha am 18. Julius 1792. Unter Klar's nachgelassenen Schriften fand sich eine diesem seinem Lehrer gewidmete rührend schöne Grabschrift.

noster*) über den Erdkreis. Aus der Mitte der aufgelösten Gesellschaft ging Klar's Schutzgeist hervor; Es war der Exjesuit P. Leopold Zinlak, Spiritual der Residenz Liebeschitz**), der nach Aufhebung seines Ordens im Pfarrhause zu Auscha Wohnung genommen hatte. Dieser Mann trat vor Klar's Mutter und sprach ohne Eingang und Einleitung: „Mutter, der liebe Gott will haben, daß Ihr Sohn studire; wollen Sie es auch, so werde ich ihn zu Leitmeritz unterbringen." Voll Achtung und Ehrfurcht gegen den offenen und wohlwollenden, in der ganzen Gegend hochverehrten Priester wagte sie keine Gegenrede. Da nahm P. Leopold am 7. November 1774 den tiefgerührten eilfjährigen Aloys, brachte ihn an das k. k. Gymnasium zu Leitmeritz, und löste in jeder Hinsicht sein gegebenes Wort.

Klar war an der Pforte angelangt, durch die er in das Heiligthum von Latium und Hellas dringen, und in dem er sich lebenslang freudig und unermüdet ergehen wollte. Es kam darauf an, die Gunst der Umstände zu gewinnen, ohne die der eigene gute Wille und die größte Kraftanstrengung meist das Ziel verfehlen. Nicht glücklicher konnten die Verhältnisse für unseren Klar gestaltet sein, als sie es wirklich waren. In Demuth beugte sich derselbe vor Gottes Fügung, die ihn gerade nach Leitmeritz, wo Studirende von jeher freundlichere Theilnahme und liebevollere Unterstützung fanden und noch heute finden, als an manchem anderen Orte, geleitet hat. Edle Menschenfreunde nahmen sich des Verwaisten an, die Lehrer zogen ihn näher an ihr Herz, und so konnte Klar heiteren Geistes den Wissenschaften obliegen, zu denen ihm die Natur eine so hohe Weihe gegeben hatte.

Klar's Studienjahre fielen in eine Zeit goldenen Friedens, wie solcher von 1763 bis 1792 mit wenigen Unterbrechungen auf dem Continente geherrscht hat; sie fielen zugleich in die Regierungszeit der unsterblichen Kaiserin Maria Theresia, welche alle Lehranstalten ihres Reiches in erleuchteter und segensvoller Weise zu reformiren und zu heben berufen und entschlossen war;

*) Publizirt am 4. September 1773 in den österreich. Staaten.
**) Gestorben am 12. Dezember 1778.

sie fielen in eine Epoche, die man die Blüthenzeit des Leitmeritzer Gymnasiums nennen konnte. In Leitmeritz wurden Xaver Fröhlich, Adalbert Fischer und P. Joseph Eiselt, welcher Letztere zugleich die Stelle eines Präfekten versah, Klar's erste Bildner, unter deren Leitung derselbe die vier Grammatikalklassen zurücklegte. Im Jahre 1778, als er in die Humanioren eintreten sollte, erfuhr das Gymnasium eine gänzliche innere und äußere Umschaffung. Bisher nämlich hatten immer zwei Jahrgänge ein Lehrzimmer und einen Lehrer; vom Jahre 1779 erhielt jede Klasse ihren eigenen Lehrer und das Gymnasium einen eigenen Präfekten. Das letztere Amt wurde dem Exjesuiten und k. k. Hofkaplan P. Bernard Schirmer anvertraut, und der edle Mann und ausgezeichnete Pädagog hatte das seltene Glück, nicht allein ein Nestoralter zu erreichen, sondern auch in jenem Berufe volle fünfzig Jahre wirksam zu sein *). Schirmer's Andenken wird in Leitmeritz nie untergehen; er war langehin das Heil der Anstalt, das Vorbild des Lehrkörpers, der Gegenstand der Verehrung aller Leitmeritzer Bürger und Studirenden. Unter Schirmer's Aufsicht und unter den Lehrern P. Vinzenz Demuth, Exjesuiten, und Jakob Stransky, gewesenem Jesuiten-Kleriker **), studirte Klar die beiden Humanitätsklassen. Stransky, welcher später vom Lehramte wieder abtrat, hatte, nach Klar's eigenem Geständnisse, auf dessen ästhetische Bildung den entschiedensten, unvergänglichsten Einfluß. Als Klar nach absolvirten Gymnasialstudien am Schluße des Schuljahres 1779 das erste Prämium aus Stransky's Händen empfing, beglückwünschte Alles den werdenden Gelehrten, welcher schon jetzt eine unglaubliche Masse von Kenntnissen in sich aufgenommen und diese allmälich auch zu regeln und zu beherrschen ver-

*) Er starb am 13. Junius 1829, also nur vier Jahre vor Klar, in dessen literarischem Nachlaß sich auch die Materialien zu einer Biographie Schirmer's befinden.

**) Es ist derselbe, dessen Leben und Schriften man in Pelzel's Buche: Böhmische, Mährische und Schlesische Gelehrte aus dem Orden der Jesuiten (Prag 1786, 8.), S. 292, aufgezeichnet findet.

standen hatte. Es war für jene Zeit, wo der Name „Aesthetik" noch nicht lange in der Wissenschaft gehört ward, allerdings von Bedeutung, daß Klar den Werth dieses Zweiges der Studien erkannte und viele und schöne Stunden mit kunstkritischer Lectüre und Forschung hinbrachte. Die scholastischen Fesseln, in welchen damals noch (obwol Heyne, Lessing und Winkelmann schon daran rüttelten) das Studium der Alten und die Geschichte der bildenden Künste befangen waren, verkümmerten Klar den reinen Genuß des Schönen nimmermehr; und bis zum letzten Hauche blieb noch der Greis neben der Wissenschaft am meisten den schönen Künsten zugethan.

Als Klar von Leitmeritz schied, feierte er in der That alle Erfolge, deren sich ein Studirender seines Alters, Fleißes und Talentes irgend rühmen konnte. Er hatte für die gründlichste Schulbildung und — was noch mehr — für schöne Nebenkenntnisse, endlich — was am meisten — auch für seinen religiösen Sinn gleichmäßig vorgesorgt. Im Schooße der frömmsten Mutter hatte das Kind die erste, eben noch kindliche, aber herztiefe Liebe zu Christus, unserem Erlöser, eingesogen, bevor diese noch dem Verstande offenbar ward; auf demselben Wege befestigte sich in ihm auch die Liebe zur Kirche — gleichwie ihm die Dankbarkeit Liebe zur Menschheit gebot. „Ich halte mir" — schrieb Klar in seinem Mannesalter — „zuweilen wirklich darauf etwas zu Gute, daß der Pfarrer meines Geburtsortes mir als sieben- oder achtjährigem Knaben, der Ergraute, mit Wohlgefallen im Gotteshause, mich segnend, seine Hände aufgelegt hat. Er hieß Gottfried Knapp, war vordem Soldat gewesen, und änderte erst nach einem Beinbruche seine Lebensbestimmung. Die Kranken seines Wohnortes versorgte er aus seiner Küche; er war fromm und wohlthätig, bekannt in der ganzen Gegend, und dabei der heiterste, munterst gelaunte Mann. Der konnte predigen! Ich habe ihn gehört, aber im Knabenalter; ich weiß nichts mehr davon; aber das weiß ich doch, daß er vor Schwäche in der Mitte der Kirche sich Nachmittags an den Fastensonntagen seinen Sessel stellen ließ, und so zu seinen Schäflein sprach, daß ihm die hellen

Thränen häufig und sichtbar Allen über die Wangen rollten. Aber diese heftige Gemüthsbewegung wirkte zu nachtheilig auf die Gesundheit des ehrwürdigen Alten; noch ehe ich in die Studien kam, ward ihm gänzlich untersagt, öffentliche Vorträge an seine Gemeinde zu halten. Ein Verlust für sie; aber doch weniger fühlbar und nachtheilig, da er mehrere Geistliche zu Kaplänen hatte — ganz seiner würdig. Ueber dieser Erinnerung sind mir wirklich Thränen in die Augen gestiegen; sie haben schon Alle hienieden vollendet. Euer Geist sei mit uns, sei mit mir, fromme, gottselige Seelen!" Man sieht, wie tief, wie unverlöschlich die religiösen Eindrücke waren, die Klar schon im zartesten Alter in sich aufgenommen. Wie anders, als daß der Jüngling nunmehr das sehnlichste Begehren empfand, neben den gottesdienstlichen Formen allmälich auch den Geist des Christenthums zu erfassen, und wahre, innige Frömmigkeit zur Unterlage alles seines Denkens und Handelns zu machen. Aus der ersten besten alten Grammaire hatte Klar von selbst so viel Französisch erlernt, daß er schon auf dem Gymnasium in den Schriften eines Boileau, Rousseau, Diderot, Batteux mit Erfolg blätterte; weiterhin haben ihn Bossuet, Bourdaloue, Fénélon, Massillon am meisten angezogen und ihm zur geistlichen Beredsamkeit den Weg gebahnt, gleichwie ihn die französischen Encyklopädisten zum ernsten Selbstprüfen des Gedachten und Gelesenen nothwendig anregen mußten. Nahe waren damals die Irrwege — aber Klar's Gemüth war von deren Verlockungen sicher. Ein einziger Unfall hatte den Horizont seines Leitmeritzer Studienlebens getrübt. Im Jahre 1778 wurde er nämlich von einem muthwilligen Mitschüler unvermuthet gestoßen, worauf er einen unglücklichen Fall that und eine Rippe beschädigte. Er kränkelte lange, und wurde und blieb einseitig und gedrückt im Wachsthum, ohne jemals dem Thäter zu zürnen oder dessen Namen gegen Jemand, als gegen Gattin und Sohn — kurz vor seinem Tode — zu nennen.

Der erste November des Jahres 1779 führte den angehenden Akademiker nach Prag, Er trat in die philosophischen Studien, und hörte die Hauptgegenstände unter den Professoren Augustin Herz, Peter Chladek und

Stanislaus Wydra *). Sein Wissensdurst war unersättlich; daher begnügte sich Klar auch nicht, die gewöhnlichen Semestralprüfungen mit Auszeichnung zurückzulegen, sondern er unterzog sich den sogenannten strengen (rigorosen) Prüfungen vor den k. k. Direktoren des philosophischen Studiums, Heinrich Seibt **) und Johann Tessanek ***), zur Erlangung des Gradus dieser Fakultät; worauf er am 31. August 1782 im großen Carolinsaale feierlich zum Magister der freien Künste und der Philosophie promovirt, und am 23ten April 1807 (bereits als Professor der klass. Philologie) in den Katalog der Doktoren der Prager Universität förmlich eingetragen wurde †). Aber nicht blos die Weisheit der Schule und der Welt hatte sich Klar eigen gemacht, sondern auch jene, die von der Welt ab gerade und sicher zu Gott führt. Und Gott allein dienen — das hatte Klar schon jetzt gewollt. Er wählte das Studium der Theologie, welches damals, als er vom Jahre 1782 bis 1786 demselben oblag, an der Prager Hochschule auf fünf Jahre ausgedehnt war. Bekanntlich hatten die theologischen Studien in Oesterreich 1774 — seitdem nämlich der hochverdiente Brewnower Benediktiner-Abt Stephan Rautenstrauch ††) das Direktorat derselben angetreten — eine durchgängige heilsame Reform erlitten. Unter andern gewann durch den neuen Rautenstrauch-

*) Exjesuit, war seit einem Jahre Nachfolger des berühmten Mathematikers Jos. Stepling. Beider Büsten sind auf der k. k. Universitätsbibliothek zu Prag aufgestellt; Wydra starb am 3. Dezbr. 1804.

**) In den Ruhestand versetzt 1801, gestorben am 2. April 1806.

***) Astronom; gestorben am 22. Juni 1788.

†) „Am 31. Aug. 1782 erhielten 87 Magistri den philosophischen Gradum, deren Namen diesmal nicht, wie sonst, gedruckt erschienen sind. Prof. Chladek gab die Auflösung des aufgegebenen Problems: An ab eadem materia ratio sufficiens phaenomenorum et electricitatis et magnetismi repeti possunt?" Vgl. Dobrowsky's Literar. Magazin von Böhmen und Mähren, Prag 1786, II. Stück, S. 8.

††) Seit 1774 wirkl. Hofrath in Wien, Verfasser zweier Entwürfe zur Einrichtung der theol. Schulen und der General-Seminarien (1784), gestorben zu Erlau 30. September 1785 auf einer Geschäftsreise.

schen Studienplan das Studium der biblischen Sprachen eine höhere Wichtigkeit auf den theologischen Lehrstühlen. In Prag wurde damals eine Professur der hebräischen Sprache und Hermeneutik des alten Testaments, und eine zweite der griechischen Sprache ꝛc. errichtet; jene bekleidete Dr. Hieron. Frida, Benediktiner, diese P. Christoph Fischer, Weltpriester. Der Ex-Paulaner und bekannte Slavist Fortunat Durich war damals Examinator für die diesfälligen strengen Prüfungen in Prag. Unter Klar's Professoren blieb der vorgenannte Fischer (Prof. d. griech. Sprache, d. biblischen Hermeneutik und Exegese) der einflußreichste für ihn *) Von ihm lernte Klar griechisch im höheren Sinne, durch ihn, den er nie ohne dankbare Rührung und Ehrfurcht nennen konnte, wurde er für die griechische Literatur mit Leidenschaft entflammt. Aber nur einen theologischen Jahrgang legte Klar an dieser Anstalt zurück. Denn Kaiser Joseph II. errichtete im Jahre 1783 in allen Provinzen sogenannte Generalseminarien, worin die geistlichen Zöglinge aus den Diöcesen der Provinz zur Bildung versammelt wurden, und die unter der unmittelbaren Leitung des Staates standen **). Das Jahr vorher waren auch sämmtliche Kloster-Studien kassirt worden. Das Generalseminarium zu Prag ist damals in das Gebäude des Königshofes (nächst dem Pulverthurm) verlegt und mit kaiserlicher Freigebigkeit ausgestattet worden. Klar verlebte hier drei selige Jahre. Er hatte das Glück, unter der Leitung von Männern zu stehen, die in jeder

*) Fischer war vorher Lehrer im Hause des Oberstburggrafen Franz Anton Grafen v. Nostitz; sein Nachfolger in diesem Amte, Abbé Dobrowsky, sollte 1783 (also kurz vor Errichtung der Generalseminarien) die hebräische Lehrkanzel des Prof. Frida übernehmen. (Aus Dobrowsky's Correspondenz.)

**) Hofdekr. vom 30. März, 21. Aug., 23. Sept. 1783. Wie bekannt, hob Kaiser Leopold II. durch Hofdekr. vom 4. Julius 1790 diese Generalseminarien — mit alleiniger Ausnahme des Ruthenischen in Lemberg, dessen (freilich reformirte) Beibehaltung die griechisch-katholischen Bischöfe in Galizien selbst ansuchten — wieder auf und stellte, wie früher, den Bischöfen die Bildung des nachwachsenden Clerus anheim.

Beziehung unter die Erprobtesten, Gebildetsten und Würdigsten gehörten. Die Würde eines Rektors des Prager Generalseminars hatte der Monarch 1783 dem bisherigen Dechant zu Böhmisch-Kamnitz, Augustin Zippe*), anvertraut. Unter ihm standen, als erster und zweiter Subrektor, Franz Wenzel und Joseph Kodesch. Im Jahre 1786 trat der bisherige Dechant zu Neustadt an der Mettau, Joseph Franz Hurdalek**), das Rektoramt an und führte es bis zum Verfall der Generalseminarien, eben so segenreich wie sein Vorgänger, fort. Unter den Auspicien eines Zippe und Hurdalek also bildete sich Klar zu seinem Berufe heran. Jemehr er zu studiren hatte, desto wohler war es ihm um's Herz. Auch einen gleichgesinnten biederen Freund hatte er hier unter den Zöglingen gefunden; es war Franz Ullmann***) nachmals als Professor des Bibelstudiums des alten Bundes und der orientalischen Sprachen eine Zierde der Prager Hochschule. Ullmann und Klar verband eine ganz besondere Neigung und Vorliebe für das Studium der orientalischen Sprachen, welches jener nie, dieser aber nur, durch Umstände genöthigt, in der Folge als Nebenbeschäftigung trieb. Andere Genossen Klar's im Generalseminarium waren Karl Fischer, später Professor der griech. Sprache und des neutestamentalischen Bibelstudiums (gestorben als Domdechant in Prag), und Franz Faulhaber, Erzieher des Grafen Franz v. Har-

*) Zippe war seit 1780 auch Domherr zu Allerheiligen ob dem Prager Schlosse; nachdem er bis zum Jahre 1786 das Rektorat des böhmischen Generalseminars mit Ruhm verwaltet, ward er an die Stelle des Baron v. Kreßl Exc. zum k. k. Hofrath der geistlichen Hofkommission befördert, deren Präses er bis 3. Junius 1793 geblieben ist; † 10. März 1816, 69 Jahre alt.

**) Hurdalek, im Jahre 1790 gleich zum Domdechant von Leitmeritz befördert, erlangte 1815 das Bisthum zu Leitmeritz, das er 1823 wieder resignirt hat; er starb im 87. Lebensjahre zu Prag am 27. Dezemb. 1833 — also neun Monate später als Prof. Klar, sein einstiger geliebter Zögling und nachher sein Freund.

***) Ullmann starb als k. k. Rath und Senior der theologischen Professoren zu Prag am 4. Jan. 1841, im 82. Lebensjahre.

tig, dann Professor der Pastoral zuerst in Prag, nachher in Wien, berufen vom Bischof Hurdalek als Domherr nach Leitmeritz, wo ihm das Amt eines Rektors des Seminars (und zu gleicher Zeit dem Prof. M. J. Fesl das eines Präses desselben) übertragen ward, und wo Faulhaber auch als Domdechant gestorben ist. Nebst Klar hatte sich Ullmann mit größtem Fleiße der griechischen Literatur gewidmet und sofort auch für das griechische Bibelfach an der Prager Universität den Concurs gemacht, während Fischer einen solchen für das orientalische machte. Durch ein Versehen in Wien wurden jedoch Beiden die Dekrete umgekehrt ausgefertigt; da sie längeren Verzug bis zur Aufklärung des Mißverständnisses scheuten, so bestiegen sie die ihnen zufällig bestimmten Kanzeln, für die sie eigentlich nicht bereitet waren, und behielten dieselben. Auch unserem Klar sollte in der Zukunft eine ähnliche Professur beschieden sein. Er war Theolog aus Beruf, aber Philolog aus Neigung; dabei vernachläßigte er die neueren Sprachen keineswegs. Er studirte die französischen Kanzelredner, machte sich das Italienische und Englische eigen und wohnte, um sich mit dem Aufschwunge der deutschen Sprache, den Klopstock und Göthe, Lessing und Herder herbeigeführt, auf einer Höhe zu erhalten, unausgesetzt den Collegien des Prof. Seibt über deutsche Sprache, Stylistik und Geschmackslehre bei.

Während seiner Seminarzeit sah Klar auch mit kindlicher Beseligung, wie die Habe seiner Mutter durch eigenen und den Fleiß der Brüder wieder zu einem stattlichen Besitzthum gediehen war. Um in Klar's Gemüthstiefe zu blicken, bedarf es nur der Lesung des Briefes an seine Mutter aus jener Periode vom 14. März 1785, welcher sich erhielt und also lautet: „Beste Mutter! Ich habe Ihnen nichts zu schreiben, als daß ich gesund bin und selbst diese Gelegenheit nicht ungenützt vorbeilassen will, ohne Ihnen gesagt zu haben, wie lieb Sie mir sind, wie oft ich an Sie denke und wie voll mein Herz von Ihnen ist. — Meine Herzensmutter, bin ich nicht gewissermaßen jetzt Ihr einziges Kind? Wie gefalle ich mir bei diesem Gedanken! Doch möchte ich vielmehr dankbar sein können, als Ihrer Sorgfalt noch am Her-

zen liegen. Beste Mutter, Beste, Beste! Ich höre jetzt gar nichts von Ihnen, und könnte Jemand sorgfältiger Alles nützen, eifriger und emsiger im Schreiben an Sie sein, als ich es bin? Schade, daß Sie sich nicht im Schreiben geübt haben! Mir ist manchmal so bange, ich bin so voll; ich weiß nicht, was ich Ihnen Alles sagen möchte, viel, viel! — und wenn ich doch wieder einmal bei Ihnen sein könnte! Machen Sie doch, daß ich bald etwas von Ihnen höre — höre, daß Sie gesund und vergnügt, so vergnügt sind, als es täglich wünscht und vom lieben Gott flehet Ihr Aloys."

Wol rühmt sich Klar in diesem Briefe seiner guten Gesundheit; aber vielleicht nur, um der mütterlichen Besorgniß zuvorzukommen. Denn die übrigens feste Körperkonstitution Klar's schien, nachdem sein Geist eilf Jahre lang so viele Gebiete des menschlichen Wissens durchschritten, endlich wankend werden zu wollen. Gewiß hat Klar, und so mancher andere Generalseminarist, freiwillig oder nothgedrungen Unglaubliches geleistet und leisten müssen. Es wird erzählt, daß die Studirenden, um ihre geistige Spannkraft wieder zu gewinnen oder zu steigern, mit Kappen von Schnee auf den Häuptern im Schanzgraben herumgingen und sich in ihre Collegienhefte vertieften. Klar hatte hievon schon damals ein weißes Haupthaar. Tüchtiges wurde jedenfalls gelernt oder doch angestrebt, und dabei riß der Feuereifer des Einen die Uebrigen gar leicht mit sich fort. Klar gehörte unter die besonders Begeisterten und Beispielgebenden. Er vergaß über seinem Studium nur zu häufig sich selbst. Endlich mußte er sich der nächtlichen, auch der Tagesarbeiten enthalten und dem Rathe der Aerzte Gehör schenken. Er machte Ruhepunkte, verließ zeitweilig das Generalseminar, und suchte in der Nähe seiner Lieben und in der freien Natur für neue Mühen neue Kräfte zu sammeln. Umsonst! Die Krankheit, an welcher er litt, war eine heftige Leberphyskonie, aus deren Einwirkung auf den Geist Zweifelsucht entstand. Diese verlor sich zwar in dem Maße, als die physische Gesundheit sich besserte; aber nichtsdestoweniger blieb die der Seele eingedrückte Form, eine gewisse Aengstlichkeit vor den mit dem geistlichen Stande verbundenen Pflichten,

in ihm zurück, die ihn von der Wahl desselben für's ganze Leben abhielt.

„Wenn nicht Priester, wenigstens Lehrer.“ Dies war Klar's Wunsch, dies sein Gebet. Er eilte, sich der ersten Concursprüfung zu unterziehen, die sich ihm darbieten würde. Eine solche nun war für die Grammatikalklassen des lieben, unvergeßlichen Leitmeritzer Gymnasiums so eben ausgeschrieben. Am 2. November 1785 stand Klar wirklich in der Reihe der Bewerber. Seine Elaborate und Vorträge erregten bei dieser Gelegenheit ein Aufsehen, das so ungewöhnlich und hervorragend war, daß der damalige (1794 in den Ritterstand erhobene) Studiendirektor Seibt es für Gewissenspflicht erachtete, den genialen Candidaten und Magister einem höheren Wirkungskreise vorzubehalten. Denn wie sehr eben ein Mann von Genie auch als Gymnasiallehrer seinen Wirkungskreis zu erweitern wissen werde, davon hatte freilich Niemand auch nur eine Ahnung. Klar erlangte die angesuchte Lehrkanzel, als sei er gleichsam zu gut für dieselbe, diesmal nicht — indeß doch ein Exspektanzdekret auf die zunächst zu erledigende Stelle gleicher Kathegorie, welche ihm auf sein Verlangen ohne weitere Concursprüfung zu Theil werden sollte. Noch einmal kehrte Klar in das Generalseminarium zurück und versuchte das Möglichste. Den hohen Forderungen, die man an die Alumnen machte, und den noch höheren, die Klar selbst sich stellte, konnte der Kränkelnde nimmermehr entsprechen. Neuerdings von der Leberphysikonie befallen, trat er also zum zweitenmal, und zwar für immer aus.

Klar hatte den Werth der Seminarbildung zu würdigen gewußt; sie war noch im Alter seine Freude und sein Stolz. Hierüber äußerte er sich sehr charakteristisch: „Seminare“ — sagt Klar*) — „verdienen, ja sie fordern Staat und Kirche, und Kirche und Staat zu der sorgfältigsten Obhut und Aufmerksamkeit auf. Offenbar ist unsere häusliche Erziehung ziemlich erschlafft. Hier vermißt man die vormaligen, für die studirende Jugend

*) Du sollst, betrachtet als Grundlage der Erziehung. Prag 1820, Anm. 10 zu S. 61.

errichteten Seminare, welche die Gewöhnung zur Ordnung, zum Gehorsam, zur Subordination ungemein beförderten. Ihre Einrichtung, Aufsicht und Verwaltung lag immer religiösen und für ihre Zeit und Lage einsichtigen und als gewissenhaft anerkannten Männern ob, Männern, die für ihre irdischen Bedürfnisse gedeckt und gesichert, höhere Zwecke bei der Uebernahme der Jugend sich vorgesetzt hatten. Solche Anstalten können nur in dem Geiste des Wahren und Guten gedeihen, das Gott aufrichtig und ehrfurchtsvoll vor Augen hat, in dem Geiste, dessen Werke kein Licht scheuen, weil sie in Gott gethan sind." Eine schönere Lobrede kann den diesfälligen Verdiensten eines Zippe, Hurdalek, Dobrowsky, Jüstel*) und Anderer wol kaum gehalten werden. Bei seinem Austritte aus dem Generalseminarium (oder vielmehr auf nachträgliches Verlangen) ward unserem Klar unter'm 20. September 1786 nachstehendes Zeugniß zu Theil, welches der würdige, damalige Rektor Hurdalek eigenhändig auszustellen gern bereit war. Es lautete: „Von Seiten der Direction des hierländigen Generalseminariums wird dem Herrn A. Klar das Zeugniß ertheilt, daß derselbe während seines dreijährigen Aufenthaltes im Generalseminario durch seine unermüdete Verwendung nicht allein im theologischen Fache, sondern auch in andern Wissenschaften sehr viele und gründliche Kenntnisse sich eigen gemacht, und durch seine Ehrliebe, gesetztes und durchaus rechtschaffenes Betragen sich die vollkommene Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erworben, und verdient habe, daß man ihn in jeder Rücksicht als einen für den Staat und für die Religion hoffnungsvollen Mann empfehle."

Hoffnungsvoll für den Staat und für die Religion — wie die wahren und schlichten Worte lauten — das war der dreiundzwanzigjährige Klar wirklich, und so zu sagen durch und durch. Im Winter des vorgenann-

*) Abbé Joseph Dobrowsky, der gefeierte Patriarch der slawischen Literatur, des morgen- wie des abendländischen Ritus, war bekanntlich 1787 bis 1790 Rektor des Generalseminariums zu Hradisch bei Olmütz; der nunmehrige k. k. Staats- und Conferenzrath Joseph Aloys Jüstel 1789 Correpetitor der Moral im Gen. Seminar zu Prag u. s. w.

ten Jahres 1786 hatte er das Generalseminar mit sicheren Ansprüchen auf ein baldiges Lehramt verlassen. Sehr erwünscht kamen ihm daher fast zu gleicher Zeit die Veränderungen und Beförderungen, die an dem Prager akademischen Gymnasium stattfanden. Denn hiedurch gelangte abermals eine Grammatikallehrerstelle zu Leitmeritz in Erledigung, welche Klar auf sein Gesuch mittelst Hofdekrets vom 12. Julius 1786 auch wirklich erhielt, und womit ein Gehalt von jährlichen 350 Gulden verbunden war.

Klar's Ankunft in Leitmeritz war eine bloße Wiederkehr, welche schon durch den Umstand, daß er daselbst als öffentlicher Lehrer auftreten sollte, alle Gemüther freudig ergriff. Um wieviel mehr, um wieviel höher klopfte Klar's eigenes Herz, da er sich nun durch den Leiter der menschlichen Schicksale in den athenienfischen Schooß von Leitmeritz und zugleich in die Nähe der geliebten Mutter versetzt sah! Von Neuem beugte sich der Glückliche in Demuth vor Gott und gelobte, redlich und getreu und mit Aufopferung zu arbeiten an dem Werke echt christlicher Menschenbildung, soweit sein Pfund irgend ausreiche. Und sieh — ihm ward gewährt, volle zwanzig Jahre in der nämlichen Stadt zu wirken in Segen, neben dem Lichte der Wissenschaft auch das Reich Gottes zu verbreiten, Hohes anzuregen, durch Beispiel und Wandel, durch Wort und Schrift, so ganz — toto pectore (welchen Ausdruck er im Herzen trug und im Munde führte) Gutes, Wahres, Bleibendes zu säen für Hier und Jenseits. Aber er hatte nicht blos Geschick und Beruf, sondern auch die rechte Freudigkeit zu seinem Amte. Haben wir nach dem Bisherigen Klar's Geistesentfaltung und den Gang seiner Studien wohlgefällig betrachten, den Adel seiner Sitten ehren und nachahmen, seinen Charakter lieben gelernt, so ist dies nur wenig gegen die gerechte Bewunderung, die sein erstes öffentliches Auftreten uns einflößt. Leitmeritz war für ihn der rechte Ort, Klar für Leitmeritz der rechte Mann, Zeit und Umstände konnten und können eben auch nur als die rechten gepriesen werden. Es lag in der hinreißenden Macht seines Vortrags, in seiner echt sokratischen Methode, in seiner — man möchte sagen — priesterlichen Erscheinung

und der Schlichtheit und Herzlichkeit seiner ganzen Persönlichkeit, daß Klar gleich von Anbeginn zu einem der vortrefflichsten Lehrer des Instituts gezählt wurde. Alles wollte sein Schüler sein, und das Zutrauen der ganzen Gegend ging so weit, daß manche Eltern ihre Söhne den zurückgelegten Jahrgang wiederholen ließen, Andere deren Eintritt in die Studien beschleunigten, noch Andere denselben verzögerten, um sie nur unter Klar's Leitung zu bringen. Klar hatte sein Lehrer-Ideal sich geschaffen und vorgebildet — ihm strebte er unverwandten Blickes und Geistes nach, als sollte und müßte er es in seiner Person verwirklichen. Diesem Manne konnte das Grammatikallehramt nicht lange gelassen werden.

Als im Jahre 1787 die k. k. Kreis-Schulkommissäre zur Förderung des Volksunterrichtes in ganz Böhmen eingeführt wurden, traf eine Anstellung in solcher Eigenschaft auch die beiden wohlverdienten Humanitäts-Professoren zu Leitmeritz, Michael Dornik*) und Jakob Stransky**), welcher Letztere Klar's ehemaliger Lehrer gewesen und nun sein Collega und Freund war. Stransky hatte kein dringenderes Anliegen, als Klar für die Annahme der durch ihn verwaist'ten Lehrkanzel zu gewinnen. Klar, der seinen niedern Wirkungskreis liebgewonnen hatte, stand von diesen Versuchungen ab; Gründe und Gegengründe gab es natürlich auf beiden Seiten genug. Allein aus dem edlen Wettkampf zwischen beiden vortrefflichen Schulmännern und Jugendfreunden mußte endlich doch Einer siegreich hervorgehen; es war Stransky, dessen Vorstellungen Klar nicht

*) Auch Verfasser einer durch ihre Schärfe und Skepsis damals zu Rufe gelangten Brochüre: Recension und kritische Anmerkungen über des Reichstädter Dechants von Schönfeld am 25. Mai 1783 in der Skalka gehaltene Lobrede auf den h. Johann v. Nepomuk (mit der Chiffre M. D.). Prag 1784, 29 SS. 8. Man hielt Dobrowsky für den Verfasser, der auch die Schrift in seinem Liter. Magazin 1787, III. 102, recensirt und viel Verdruß damit gehabt hat. Jener Dechant v. Schönfeld ist derselbe, der die böhm. Studentenlegion 1800 als Feldprediger begleitet hat. (Aus Pelzel's Correspondenz.)

**) Starb als erster k. k. Kreiskommissär zu Saaz am 26. Dezember 1820.

länger zu widerstehen vermochte. Klar entschloß sich, die am 20. September 1787 für die Rhetorik und Poetik ausgeschriebenen beiden Konkurse mitzumachen und reichte sein Bittgesuch bei der Landesstelle ein. Schon den siebenten Tag (also 27. September) ward ihm das Lehramt der zweiten Humanitätsklasse verliehen, wodurch er einen Gehalt von 460 Gulden erhielt. Auf diesem Posten hat nun Klar ununterbrochen und unvergeßlich bis zu seiner Berufung an die Prager Hochschule, welche 1806 erfogte, volle zwanzig Jahre gewirkt.

Es kann nicht Aufgabe des Biographen sein, in den Geist von Klar's Lehrmethode einzugehen. Klar's pädagogische Triumphe waren bedingt durch seinen rastlosen Amtseifer; alles aber wurzelte bei ihm in einem unverwüstlichen Streben nach Selbstvervollkommung, das ihn das gewöhnliche „Gutgenug" hassen und verabscheuen hieß. Er, der ein Meister darin war, sich das Vertrauen und die Liebe seiner Schüler zu sichern und auf das festeste zu begründen, hatte in der Regel auch mit dem Talentlosen oder Unbändigen ein leichtes Spiel. Seine Schüler erleichterten ihm, was er an ihnen erreichen und wozu er sie bilden wollte, selbst. Das aber, was er wollte, war: das Eine Nothwendige — echt christliche Vollkommenheit, Tugend und Wissenschaft. So betrachtete er denn auch alle profanen Wissenschaften, die er lehrte, Geschichte, Naturkunde, klassische Literatur, nicht als Zweck an sich, sondern blos als Mittel, das Eine Nothwendige zu fördern. Darin dürfte Klar unerreichbar sein! In ihm wohnte die Gabe, die griechischen und lateinischen Auktoren christlich zu lesen und durch sie zur Erkenntniß und zur Anstrebung christlicher Vollkommenheit zu führen. Klar leitete seine Schüler zur Führung zweckmäßiger Tagebücher an; seine Schüler hinwiederum betrachteten ihn als ihren Vater und hatten kein Geheimniß vor ihm. Täglich bekam er ihre Tagebücher, las sie, machte am Rande Bemerkungen oder besprach einzelne Stellen mündlich. Von einem einzigen Schüler Klar's, der sein Tagebuch bis zum Tode fortführte und noch von der Prager Universität aus dem väterlichen Lehrer zusandte, liegen gegen 200 Bogen — wahre Libri confessionum — mit Klar's Randanmerkungen vor. Wer

irgend unter Klar zu Leitmeritz studirt hat, gedachte seiner nie anders als unter dem Namen „Vater Klar," seinem eigentlichen Patronymicum, und erkundigte sich, so lange er lebte, um ihn.

Zu Anfange des Schulkurses hielt Klar jedesmal eindringende Lehrvorträge über die Pflicht des Christen und ganz vorzüglich des studirenden Jünglings, täglich fortzuschreiten in der Weisheit und Tugend. Es waren die schönsten Erbauungsstunden, die mancher Jüngling je erlebt hatte. Dafür wurden ihm bei jeglichem Anlaß am Aloysiustage oder zu Ende des Schuljahres Gedichte, Cantaten, Kränze und andere Beweise kindlicher Verehrung dargebracht. Im Jahre 1789 übernahm Klar die Abhaltung religiös sittlicher Vorträge an der Leitmeritzer Hauptschule, wozu er sich auf das mehrseitig ergangene Ersuchen des bischöfl. Consistoriums, des k. Kreisamtes, des Magistrats und der Bürgerschaft willig und unentgeltlich herbeiließ. Am Adventsonntage 1789 eröffnete er diesen Unterricht und setzte ihn durch volle sechzehn Jahre an jedem Sonn- und Feiertage Morgens von 9 bis 10 Uhr fort, wobei auch die Lehramtskandidaten gegenwärtig waren. Seit dieser Zeit wurde Klar's als eines seltenen Pädagogen und Jugendfreundes auch in den von der k.k. Schulenoberdirektion zu Prag damals herausgegebenen Prüfungsprogrammen regelmäßig gedacht, und am 9. Mai 1793 wurde Klar von seinem würdigen Präfekten mit einem Zeugnisse folgenden Inhalts erfreut: „Klar — heißt es darin — hat sein Amt bis auf den heutigen Tag mit so vieler Thätigkeit und Wärme für die Bildung der Jugend im sittlichen und literarischen Fache verwaltet, daß ihm das Lob des würdigsten Professors nicht versagt werden kann. Seinen Werth hat er ferner durch die vollkommene didaktische Lehrmethode, die benützte Belesenheit, die sich erworbenen und für die Humanitätsklassen geeigneten Kenntnisse, vorzüglich der griechischen Literatur, dann durch das kluge Behandeln seiner Schüler, das rastlose Bestreben, sie zum eigenen Nachdenken, zur Aufmerksamkeit auf die Gegenstände der Natur, Kunst und besonders auf sich selbst, und zur ordentlichen steten Aufmerksamkeit und nützlichen Geschäftigkeit für jetzt und ihren künftigen Beruf zu erwecken

und zu gewöhnen, so wie sie zum Gehorsam, zur Liebe und Treue gegen die Gesetze, die Regierung und den Landesfürsten anzuleiten und durch den unermüdeten Eifer, das Glück seiner Schüler für jetzt und immer auf Sittlichkeit, Tugend, Wohlwollen, Liebe und Vertrauen zu Gott, durch richtige bis in's Herz eindringende Kenntnisse der Religion und des Christenthums zu gründen, welcher nicht ohne sichtbaren gesegneten Erfolg geblieben ist. Diese und mehre andern empfehlenden Vorzüge beweisen sattsam, durch welche rühmlichen Eigenschaften er sich bei seinen Schülern, die sich immer vor andern auszeichneten, eine anhaltende Liebe und ein kindliches Zutrauen, auch da sie aufgehört hatten, seine Schüler zu sein, bei der k. Direktion aber alle Achtung, und bei der hohen Landesstelle erst jüngst wieder durch ein Missiv vom 20. April l. J. vollkommenen Beifall erworben hat." Dieses Lob hat Präfekt Schirmer in einem späteren Zeugnisse noch bedeutend gesteigert.

So machte sich Klar's moralischer und pädagogischer Einfluß auf Collegen und Bürgerschaft, Lehramtskandidaten, Gymnasiasten und Schulkinder gleichzeitig geltend. Gewiß eine seltene erhebende Erscheinung, ein beseligendes einziges Bewußtsein! Aber auch literarischen Einfluß gewann Klar allmälig. Mit der Einführung der (nun längst nicht mehr bestehenden) Lehrerversammlung an jedem Gymnasium waren die Professoren zugleich aufgefordert, Gegenstände, die auf den Gymnasialunterricht und die Jugendbildung Bezug haben, schriftlich zu bearbeiten und höheren Ortes einzusenden. Diesem Ansinnen der Regierung kam Klar schon in den Achtziger-Jahren bereitwillig nach, so daß er sich bald mehrerer, seine gediegenen Aufsätze anerkennenden Belobungen der hohen Landesstelle zu erfreuen hatte. Hierin scheint Klar auch den ersten Anlaß zu schriftstellerischen Arbeiten gefunden zu haben. Es ist zwar unter Klar's Namen vor dem Jahre 1793 nichts gedruckt; allein, daß Klar schon weit früher literarisch thätig gewesen, geht aus der Thatsache hervor, daß ihn die oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz schon am 7. November 1788 zu ihrem Mitgliede erwählt hat. Seit dem vorgenannten Jahre lieferte Klar regelmäßige Bei-

träge zu Jg. Rich. Wilflings *) (seit 1789 erscheinenden) „Kalender für Aufseher, Katecheten und Lehrer der Nationalschulen in Böhmen," und zwar: Ueber das Gebet in pädagogischer Hinsicht, V. Jahrg. 1793; für und über Heiterkeit, Frohsinn und herrschend gute Laune, VII. — X. Jahrg. 1795 — 1798 u. dgl. m.

Seit dem Jahre 1786 lebte Klar zu Leitmeritz still, zurückgezogen, in einem kleinen, einst von dem bekannten böhmischen Erulanten, Paul Stransky **), bewohnten Häuschen, das er seine Klause nannte, und worin ihm eine bejahrte, grämliche, aber dabei gutdenkende Frau die einfache Bedienung leistete. Sein Wandel war so rein und unbescholten, daß man allgemein glaubte, der bereits dreiunddreißigjährige Professor sei für den Priesterstand noch gar nicht verloren. Oben aber war es anders beschlossen. Klar sollte als Gatte und Vater Muster für Viele werden und Verdienste, wie sie im Priesterstand nie möglich gewesen wären, um die Menschheit erwerben. Durch einen seiner Schüler, Joseph Schön aus Rumburg, zu dessen Geistes- und Herzensgaben Klar eine beinahe ideale Liebe gefaßt hatte, wurde derselbe mit dessen würdigen Eltern bekannt und familiarisirte sich nach und nach so in dem Schönschen Hause, daß er vom Jahre 1796 bis 1799 seine Ferien wenigstens zum Theil in Rumburg verlebte. Klar wurde hier wie ein wahrer Weiser verehrt. Es hatte sich nicht allein mit dem Hausvater — dem allgemein geachteten Großhändler Johann Anton Schön (geb. 19. Aug. 1743, gest. 14. Febr. 1819) und der freundseligen Haus-

*) Seit 1787 k. k. Schulen-Kreiskommissär, 1824 Vorsteher des Bücherrevisionsamtes zu Prag, gestorben daselbst 23. Dezemb. 1827. Wilfling gehörte unter die ältesten und treuesten Freunde des Prof. Klar. Sein Schulkalender wurde 1799 in veränderter Form von J. Debrois fortgesetzt; der „Schulfreund Böhmens" von Alex. Pařizek hat ihn seit 1816 entbehrlich gemacht.

**) Verfasser des Büchleins de Republica Bojema (Amstelod. 1634 seqq.), war 1607—1627 Rath und Notar zu Leitmeritz, wanderte aus und starb als Professor zu Thorn 1657. Die unmittelbar vor der Stadt am rechten Elbeufer liegende Insel heißt von ihm noch die Stransky'sche, auf der in neuester Zeit Dr. Lauda eine Kaltwasser-Anstalt einrichtete.

frau — Maria Anna, gebornen Morstaller (geb. 1. Febr. 1748, gest. 2. Febr. 1819), sondern auch mit der jüngsten zart aufblühenden Haustochter Rosina (geb. am 23. Febr. 1778), jetzt über achtzehn Jahre alt, ein von Klar mit deutscher Biederkeit und liebender Wärme unterhaltener Briefwechsel entsponnen. Dieser und Klar's persönliche Besuche waren der Schön'schen Familie, insbesondere der liebenswürdigen kindlichen Rosina, allmälich Bedürfniß geworden. Dasselbe Bedürfniß stellte sich natürlich auch bei Klar ein, der im Schön'schen Hause nicht blos Freund, sondern förmlich geistiger Anwalt, selbst Gewissensrath, endlich auf solcher Stufenleiter Verlobter und Gemahl seiner Rosine geworden ist. Zwischen diesen Verlauf drängt sich aber noch eine Episode, die wir einzuschalten nicht vergessen dürfen.

Der junge Joseph Schön war so recht der Stolz und die Hoffnung seiner Eltern und Geschwister. Er war es auch, der dem geliebten Lehrer die Bildung und Erziehung seiner Schwester empfahl und dieser wieder an's Herz legte, den Umgang ihres eben so gelehrten als frommen und wohlwollenden Gastfreundes zu ihrer geistigen und sittlichen Veredlung zu benutzen. Mit Joseph bewegten sich damals zwei wahlverwandte Jünglinge wie Söhne im Schön'schen Familienkreis, Dominik Petters*) und Joh. Nep. Fischer**) — beide geborne Rumburger. An des Letzteren Seite begab sich Joseph Schön am 4. Oktober 1799 nach Wien, um ungetrennt von ihm dem Studium der Heilkunde obzuliegen. Aber das Ziel ihrer Erdenverbindung war ihnen sehr nahe gestellt. Schön starb plötzlich und ohne vorhergegangene Krankheit am 30. Dezember des-

*) Petters ging schon am 29. Jan. 1797, als Erzieher im Hause des Professors Ritter v. Mader zu Prag, in die Ewigkeit. Es wird sich zeigen, daß v. Mader auch noch anderswie in Klar's Lebensgeschichte verflochten ist.

**) Höchst merkwürdig derselbe, der späterhin als k. k. Professor an der Augenklinik zu Prag so unsterbliche Verdienste errang, dem Klar's persönliche Freundschaft über Alles theuer war, und dessen Porträt und Lebensskizze der fünfte Jahrgang der Libussa 1846, S. 385 bis 398, gebracht hat — worauf hier verwiesen wird.

selben Jahres, noch nicht zwanzig Jahre alt. Der Schmerz der Seinen bedarf keiner Verewigung. Aber das herrliche Denkmal, welches sein einstiger Lehrer und nachheriger Schwager dem Frühvollendeten gesetzt hat (s. Klar's Denkwürdigkeiten des Prager Blinden-Instituts, Prag 1831, S. 3), darf hier Platz finden *). Der

*) „Erwünscht" — schreibt Prof. Klar — „ist mir der Anlaß, den Namen dieses vortrefflichen, hoffnungsvollen Jünglings und seinen seltenen Werth nach seinem frühen, freilich schon vor dreißig Jahren erfolgten Tode, doch noch selbst bekannt zu machen und ihm bei Edleren hiemit ein Andenken zu stiften. In der letzten Humanitätsklasse (1796) war er mein Schüler, mein in seinem Innersten gekannter, und selbst in dieser Hinsicht, seinem Herzen, seiner Emsigkeit und zweckmäßig fortgeführten Verwendung nach, vorzüglichster Schüler. Seine Achtung, sein kindliches Vertrauen zu mir und sein rastloses Streben nach möglichster Veredlung und Gemeinnützigkeit beurkunden seine hinterlassenen Schriften und Tagebücher, die er als mein Schüler begonnen und bis an den letzten Tag seines jugendlichen Lebens auch in der Ferne fortgesetzt, und mir ununterbrochen, als seinem Freunde und Lehrer, mit kindlicher Offenheit mitgetheilt hat. In einem Alter von 20 Jahren sprach und schrieb er gleich vollendet: griechisch, lateinisch, französisch, italienisch, englisch, und verstand mehrere musikalische Instrumente mit Virtuosität zu behandeln, ohne seiner sonstigen Kenntnisse und Fertigkeiten zu gedenken. Ein Jahr nach seinem jähen Eintritte in Wien, als Hörer der Heilkunde, ward seine liebste Schwester meine Gattin. Wie unvergeßlich er mir ist, wie werth und theuer er mir war und es zu sein verdiente, das versuchte ich in der Unterschrift auszudrücken, welche von mir, mit Beistimmung Aller, die ihn kannten, für seine Silhouette damals gefertigt ward:

Josephus Schön,
Bohemus Rumburg. n. 28. April. 1780.
Saganae in Silesia studia aperuit,
Litomericii Humanitati operam navavit annis 1795, 1796.
Gymnasii decus, spes et amores,
Scholasticae juventutis exemplar.
Subitanea morte ereptus Viennae 30. Dec. 1799.
— Have pia anima!"

Die erste Kunde von Joseph's Hinscheiden hatte Klar durch Fischer erhalten, der ihm fortan immer theurer wurde. Er schrieb über seine damaligen Empfindungen: „Ach, er ist todt!" flüstert mir's in der

edle Joseph war auch der Vermittler in dem Liebesbunde seiner Schwester gewesen. Am 29. September 1798 entdeckte ihm sein väterlicher Freund in einem dem Anscheine nach zufälligen Gespräche seine Zuneigung zu Rosina, auf daß er die Gesinnungen der Schwester erforschen möge. Rosina verrieth Bestürzung, Joseph trauerte. Klar selbst mußte ihn trösten. „Ich habe keine Wünsche, als bedingte — sagte er — wenn Gott will!" Und mit dem nie täuschenden Sprichworte: „die Zeit bringt Rosen" tröstete sich Klar, wie es die Weltweisen ihm gelehrt. Und nach zwei Jahren führte ihm die Rosen bringende Zeit seine — Rosina zu. Im Julius des Jahres 1800 ward nämlich die Vermählung festgesetzt. Klar hatte gewünscht, dies Fest in der Kapelle der h. Dreifaltigkeit auf Skalitz zu feiern, wohin er so gern und häufig spazierte, wo er als Professor oft seinem Freunde Kreibich*) bei'm Altare diente; aber die Witterung vereitelte dies. Daher nahm der würdige Schüttenitzer Seelsorger und befreundete Gelehrte, Franz Kreibich, die Sorgen der Bewirthung sämmtlicher Hochzeitsgäste in seinem Pfarrhause auf sich. Am 7. September geschah zu Rumburg und zu Leitmeritz das feierliche Aufgebot ein- für dreimal, worauf Vater Schön sammt Mutter und Braut Rosina die Reise nach Schüttenitz (ganz nahe bei Leitmeritz) antraten, welche über Auscha ging, weil Klar's Mutter sich anschließen mußte. Also wurde am 9. September 1800 in der Kirche der h. Apostel Petrus und Paulus zu Schüttenitz früh um 8 Uhr die Trauung ohne äußeres Gepränge, aber mit desto

---

Seele, „und ich lebe." Nun lese ich weiter: „Und Ihr, mein, unser Joseph ist nicht mehr hier!" — Ich bebte an allen Gliedern. Eben nach einer Viertelstunde kam ich zu Thränen. Ach, mein Joseph! — Wie schonend ist Gott mit mir, wie schonend mit ihm vorgegangen! — Halleluja!!!" Dieselbe Gnade (bemerkt Weinolt hiezu), wofür Klar Gott so innig dankt, ward auch ihm zu Theil. Auch sein Tod war Euthanasie, und hatte mit dem seines Schön viele Aehnlichkeit.

*) Franz Kreibich, der gefeierte böhmische Chartograph, welcher als Pfarrer zu Schüttenitz und Leitmeritzer Ehrendomherr am 17. Dezember 1833 gestorben ist. S. dessen Biographie in der Libussa, Jahrgang I. (1841.)

größerer Herzensfreude und Seeleninnigkeit, vollzogen. Das Schönste und Wertheste an diesem Tage — versicherte Klar — sei für ihn die Gemeinschaftlichkeit gewesen, in der er mit seiner Gattin, seiner Mutter und seinen Schwiegereltern die Communion empfing. Ein Bund, wie dieser, in, vor und mit Gott geschlossen, mußte der Gnaden viele in sich bergen; und so werden wir denn auch bald bestätigt sehen, sie seien durch eine Reihe von 33 Jahren glückliche, seien christliche Eheleute im vollendetsten Sinne des Wortes gewesen!

Aber die Genesis dieses vorzugsweise christlichen Ehebundes lag in von zwei Seiten zusammenstrebenden Sympathieen. Klar's religiöse Ueberzeugungen, seinen reinen Christusglauben kennen wir. Gleiche Gottesfurcht und Gottseligkeit kam ihm von seiner Gattin entgegen, die solche Eigenschaften von den Eltern und aus der Rumburger Umgebung vererbt hatte. Jene Gegend Böhmens hegt und pflegt mit Bewußtsein und von Alters her solche Gefühle; man trifft da allgemeine Bibelbelesenheit, Sinn für alle Dinge der Kirchenpolitik, auch für theologische Lektüre und Traktätlein, selbst vereinzelten Pietismus an. Allein, hat gleich manch' literarisches Unkraut hier gewuchert, manche Einflüsterung von der jenseitigen Gränze hier Gehör gefunden: den rechten christkatholischen Odem und Geist, den biedern Grundzug des Rumburger Menschenschlages vermochte die Zeit nimmer zu verwischen und auszutilgen. Und so gewährte es unserem Klar eine ganz besondere Genugthuung, daß ihm eine Gefährtin aus diesem Blute, ein Herz, groß gezogen innerhalb der Gefahren für wahre reine Christusgläubigkeit, empfänglich sogar für theologische Lucubrationen, an seiner intelligenten Schülerin und nunmehrigen engelguten Gemahlin — an seiner Rosine geworden war.

Nach dieser Episode fassen wir den biographischen Geschichtsfaden wieder auf, den wir bei dem Jahre 1796 fallen lassen mußten. Professor Klar hatte von nun an der ämtlichen und außerämtlichen Funktionen nicht wenige. Der Humanitätsunterricht, die Erhorten an der Hauptschule, seine literarischen Arbeiten, die Tagebücher seiner Schüler, der Briefwechsel mit seinen Rumburger

Auserwählten, die umfassende Lektüre in so vielen Fächern, Kunststudien und vieles Andere füllte reichlich die ihm zugemessene Zeit aus. Dennoch bot sich der Unermüdete dem Magistrate an, auch den Handwerkslehrlingen und der der Schule entwachsenen Jugend den sonntäglichen Wiederholungsunterricht auf ähnliche Art, wie an der Hauptschule unentgeltlich zu ertheilen, was er auch nach erhaltener Zustimmung durch mehrere Jahre mit unverdrossenem Eifer that. Im Jahre 1798 endlich ward Klar von der Lehrerversammlung seines Gymnasiums, statt des nach Pilsen beförderten Weltpriesters, Anton Mosig, zum Gymnasialkatecheten vorgeschlagen und von der hohen Landesstelle als solcher bestätigt *). Da ohnedies jeder Gymnasiallehrer nach der damaligen Einrichtung seiner Klasse den Religionsunterricht zu ertheilen hatte, so lag dem neuen Katecheten die Erklärung des Evangeliums an jedem Sonn- und Feiertage ob, welcher Verpflichtung auch Klar vom 29. Junius 1798 bis zum 7. November 1805 mit gewohnter Treue und solcher Innigkeit entsprach, als ob sie die einzige seines Lehramtes gewesen wäre. In seinen Vorträgen sah man Menschen aus allen Klassen. Da sie in einem Hörsaale gehalten wurden, der nur die Gymnasialjugend zu fassen vermochte, so fand sich im Sommer ein zahlreiches Publikum auf der Gasse unter den geöffneten Fenstern ein und hörte theilnehmend seinen Unterricht. Schon aus dieser beständigen katechetischen und homiletischen Amtsführung läßt sich auf die Rednergabe Klar's schließen. Daß Klar wirklich einer der begabtesten und gewandtesten geistlichen Redner seiner Zeit gewesen, dafür sprechen tausend kompetente Stimmen,

*) Klar rühmt sich dessen auch in der Vorrede zu seinen heiligen Aposteln Jesu Christi (um diese seine theologische Autorschaft zu rechtfertigen), S. XVII: „Ich bemerke nur in Kürze" — heißt es dort — „daß ich zwar nur Laie, aber doch nicht ohne theologische Studien bin; daß ich Religion und Christenthum als Lehrer am Gymnasium 20 Jahre, an der Hauptschule zu Leitmeritz 16 Jahre (an Sonn- und Feiertagen) nebenbei unentgeltlich gelehrt, und überdies noch die letzten Jahre daselbst als Gymnasiumskatechet mit Bestätigung des hohen k. k. böhm. Landesguberniums gelehrt habe."

sein homiletischer handschriftlicher Nachlaß, seine sämmtlichen theologischen und moralischen Schriften — unter andern auch folgende Thatsache, die einer seiner jüngern Freunde uns aufbehalten. „Klar — sind dessen Worte — hatte als Katechet am Leitmeritzer Gymnasium einen feierlichen öffentlichen Religions-Vortrag zu halten. Der Bischof, der Kreishauptmann und einige hohe Staatsbeamte wollten dabei gegenwärtig sein. Er verwendete daher auf die Bearbeitung seines gewählten Redestoffes vorzüglichen Fleiß und war bereits zehn Tage vor dem öffentlichen Auftritte mit der Wahl und Ausführung des zu behandelnden Thema so mit sich im Reinen, daß er das Manuscript nicht nur dem Herrn Gymnasialpräfekten mittheilte, sondern auch allen Collegen zur Durchsicht anvertraute. — Da erfaßte ihn in dem Momente, wo er in voller Versammlung die Rede beginnen sollte, ein durch die Umstände des Augenblicks hervorgerufener anderer Gedanke mit einer solchen Kraft, daß er sich alsogleich dafür entschied und ihn mit einer Gediegenheit, Wärme und Umsicht durchführte, die alle Zuhörer in ein um so größeres Staunen versetzte, je mehr sie überzeugt waren, daß die darin herrschende Gründlichkeit, Ordnung und Präcision nicht das Resultat irgend einer Vorbereitung, sondern lediglich das seiner eminenten Geistesanlagen und erworbenen Gesammtbildung sei; denn der Gegenstand, den er behandelte, hatte mit dem, worüber er sprechen wollte, auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit."

Vierzehn Jahre hatte jetzt Klar seinen Leitmeritzer Lehrstuhl bekleidet. Was er aus uneigennütziger Hingebung für die Jugend gethan, wirkte wohlthätig auch auf Eltern und Bügerschaft zurück. Kraftverzehrend und verantwortlich, aber stets süß für ihn, war sein dreifaches Amt; denn er stählte seinen Willen und sein physisches Vermögen an dem seltenen Bewußtsein, den Kreis seines einflußreichen Wirkens wol an die äußerste Grenze des Möglichen hinausgedehnt zu haben. Schwerere Pflichten, als ihm durch Instruktion oblagen, hatte er sich selbst aufgebürdet. Klar war Humanitätsprofessor, Katechet, Erbauungsredner, Volkslehrer, Kinderfreund in einer Person. In anderm Geist und anderer Weise,

aber mit gleicher Begeisterung für nachhaltige Menschenbildung, schloß Klar durch diese Wirksamkeit sich den in jener Zeit als Jugend- und Volksfreunde durch ganz Deutschland gefeierten und auch von ihm hochgeschätzten Männern Basedow, Salzmann, Campe, Pestalozzi u. A. an, deren populäre Schriften auch in den österreichischen Landen den segenreichsten Anstoß allem Schul- und Erziehungswesen gaben. Waren ja die Reformatoren des österreichischen Volksschulwesens, ein Felbiger, Kindermann von Schulstein, Alex. Parizek u. A., auch wieder im Auslande gekannt und geschätzt. Klar trug nicht minder sein Scherflein bei, und that es bei seiner merkwürdigen Stellung mit besonderem Vortheil, bei seiner Bildung mit desto mehr Nachdruck, bei seinem edlen Herzen ohne Aufforderung, Ruhmsucht oder Entgelt. Solche Verdienste konnten von der Welt nicht unbeachtet, vom Staate nicht unbelohnt bleiben. Das ganze böhmische Vaterland kannte Klar's Namen und verehrte ihn. Nach und nach wurde also Klar mit Beweisen öffentlicher Anerkennung und stiller Huldigung geradezu überhäuft. Hier nur einige Belege. Präfekt Schirmer, stolz darauf, unter seinem Lehrpersonale eine solche Perle zu besitzen, und, als nächster Augenzeuge von dem Segen, den Klar weit und breit in der Gegend umhertrug, auch vor Andern berufen dazu, stellte ihm bei verschiedenen Anlässen Zeugnisse aus, in deren einem auch die Stelle vorkommt: „Mit welchen ausgebreiteten ästhetischen Kenntnissen Klar lehre, mit welchen echt pädagogischen Grundsätzen er seine Zöglinge leite, wie sehr ihm das thätige Christenthum ihnen eigen zu machen am Herzen liege, ist nicht nur der hohen Landesstelle, die ihn zum öftern belobt hat (nur in den Jahren 1794 und 1795 allein erhielt Klar vier Belobungsdekrete von dem k. k. Landesgubernium) und den Herren Professoren an der k. k. Prager Universität bekannt, die seine Schüler unterscheiden und schätzen; sondern sein Ruhm hat den Grad erreicht, daß Kenner der lateinischen und griechischen Literatur und Jene, denen die Leitungspflichten in Hinsicht der Religion und Moralität nicht unbekannt sein können, ihn, um Alles mit Einem zu sagen, einen klassischen Professor nennen. Diesem gegründeten rühm-

lichen Urtheile stimmt Unterfertigter nicht nur willig bei, sondern traut sich zu behaupten, daß, wenn es einst der Staat für gut oder nothwendig fände, einen Mann aufzustellen, der junge Leute zu Gymnasiallehrern bilden sollte, unser würdiger Klar gewiß jener sei, der diesem Wunsche des Staates volles Genüge leisten würde." Das Zeugniß des k. k. Gubernialraths und Kreishauptmanns v. Mayer (ddo. 17. Nov. 1804) schloß mit den Worten: „Dieses Zeugniß soll nur ein kleiner Beweis von der Achtung sein, die ich durch das öftere Zuhören seiner Religions- und anderer Lehrvorträge für ihn gefaßt, und für ihn zu hegen nie aufhören werde." Auch das bischöfliche Consistorium ließ Klar's Verdiensten volle Gerechtigkeit widerfahren und fertigte ihm unter'm 3. Mai 1805 ein glänzendes Zeugniß aus. Selbst bis zu den Stufen des Thrones drang die Kunde von Klar's beispielvollem Wirken. Endlich wollte auch der Magistrat der k. Kreisstadt Leitmeritz nicht zurückbleiben in der Würdigung dessen, was Klar durch eine lange Reihe von Jahren unter seinen Augen für die städtische Jugend und die Bürgerschaft geleistet; es wurde ihm daher am 3. Julius 1801 das Leitmeritzer Bürggerrecht mit allen damit verbundenen Prärogativen taxfrei und mittelst Ehrendiplom zuerkannt*).

Zu diesen Ehren und Freuden, die Klar in seinem Berufe erworben, gesellten sich allmählich auch häusliche. Seit dem Jahre 1800 war Klar der glücklichste Gatte. Es schien ihm zu seiner Seligkeit nur noch zu fehlen, daß er Vater würde. Auch diesen Wunsch erhörte Gott und seine Gemahlin gebar ihm am 10. Julius 1801 einen lieben, gesunden Sohn. Des Vaters grenzenlose

*) Von dieser damals noch seltenen Auszeichnung machte Klar gelegentlich einen eben so amüsanten als zartsinnigen Gebrauch. Am 13. März 1829, dem Namenstage seiner Frau, trat er zeitlich früh in ihr Zimmer und rief ihr dringend zu: „Geh' geschwind, es ist ein Bürger von Leitmeritz da, der Dir gratuliren will." Sie: „Ach wer denn?" Er: „Komm nur, Du wirst ihn schon sehen und Freude haben." Sie that nach seinem Willen, und nun trat er selbst im Festtagskleide vor sie, als Bürger von Leitmeritz, mit einem Herzen voll Wünsche und Liebe.

Freude wurde von der Mutter getheilt. Das neugeborne Kind erhielt nach der Intention des Vaters, seinen Kindern biblische und den Knaben zumal die Namen der h. Apostel zu geben, die Namen Paul Aloys *), und derselbe hochverehrte Greis — Domherr Franz Piller — der einst den Vater aus der Taufe hob, sollte nun denselben Liebesdienst dem Sohne in Gegenwart aller Schüler des Vaters erweisen. So geschah es am 11. Julius desselben Jahres, Nachmittags um halb vier Uhr — ein Akt, unvergeßlich Jedem, der ihm beiwohnte schon durch die rührende Rede, in welcher Vater Klar zur Theilnahme an der feierlichen Handlung einlud und den Täufling der Liebe der Anwesenden, ihrem Gebete, und wo es nöthig werden sollte, ihrer thätigen Hilfe und Unterstützung empfahl. Ebenso schrieb Klar allen nahen und fernen Freunden und Verwandten, ihnen die Fürbitte und Fürsorge für seinen Erstgebornen an's Herz legend.

Paul Aloys gedieh, unter der Pflege seiner unvergleichlichen Mutter und unter der geistigen und leiblichen Obhut seines mit den Grundsätzen der wahren christlichen Erziehung innig vertrauten Vaters, an Körper, Geist und Herz wie wenige seines Gleichen. Er konnte und kann es Gott immer nicht genug danken, daß er ihm seine schönsten Jugendjahre, die Jahre der Kindheit, in dem herrlichen Leitmeritz unter den beneidenswerthesten, wahrhaft patriarchalischen Verhältnissen verleben ließ. Ihm sollte bald ein Gespiele werden. Am 11. Junius 1803 nämlich ward Klar's zweiter Sohn, Peter Prokop Benedikt Aloys, geboren, und an demselben Tage von demselben würdigen Domsenior, abermals in Gegenwart aller Schüler des Vaters getauft. Groß war von Neuem Vater Klar's Freude, aber nur von kurzer Dauer. Peter starb schon am neunten Tage **). Der Herr gibt und nimmt, wie es ihm gefällt, und kein Sterblicher

*) Paul Aloys, eben der Herausgeber unseres Taschenbuches — der von allen Geschwistern noch einzig Uebrige. Anm. d. Verf.

**) Die merkwürdigen Nebenumstände bei diesem Todesfalle wollen in Weinolt's Denkwürdigkeiten, S. 100, nachgelesen werden

darf fragen, warum? Nicht minder herben Schmerz hatte ja Klar erst vor wenigen Monaten erfahren, wo ihm Gott die geliebteste Mutter nahm. Aber dieses Unglück sah er schon lange voraus. Am 27. Dez. 1799 schrieb er an Rosina: „Von meiner guten Mutter an Sie sehr viele Empfehlungen. Sie ist krank, ohne bettlägerig zu sein. Sie ist so matt, daß ich fürchte, ich sehe sie auf der Stelle zusammensinken. Sie sprach vom Tode; sie fürchtet jäh zu ersticken; sie theilte mir mit, was auf diesen Fall sie für die Brüder und ihre Kinder verfügt wissen wollte, und so herzlich, so ruhig, so männlich gefaßt! Doch, ich hoffe zu Gott, er schenkt mir meine Mutter noch länger. Was kann Gott nicht!" — Ein anderes Mal schreibt Klar: „Vorgestern Abends bin ich von meiner guten Mutter zurückgekommen. Es ist eine liebe Mutter, so gut und so ernst. Ich habe sie nach ihren Umständen noch ziemlich gesund gefunden. Ihre so lange Erhaltung ist, bei den Gefährlichkeiten, die sie schon überstanden hat, und bei der gewaltig mitgenommenen Maschine ihres Körpers ein tagtäglich erneuertes Gnadengeschenk Gottes. Wie schmerzlich ist da die Trennung bei'm Abreisen. „Vielleicht siehst du sie zum Letztenmal," bebt es schauerlich durch Herz und Seele, und wimmert es auf dem Wege und bei'm Wiedereintritt in meine Klause in Leitmeritz. Aber — ein Blick zum Himmel — und es betet sich so traulich und zuversichtlich das: „Dein Wille geschehe!" Die Würdige lebte noch, und der Sohn erfreute sich ihres Lebens und des Segens, den sie ihrem Enkel Paul Aloys gab, bis zum 18. Februar 1803. An diesem Tage schrieb Klar in sein Gedenkbuch: „Heute entschlief meine liebe gute Mutter Apollonia Klar, geborne Bartel, Paul's Großmutter, früh um 9 Uhr selig im Herrn; im 73. Jahre ihres Alters. **Jesus! Ecce mater Tua!** — Amen."

Bald nach diesen beiden Verlusten vermehrte der Zufall die Klar'sche Familie um ein Glied. Es war nämlich am 9. November 1803 in einem Graben auf einem Grasplatze an der Elbe, unweit der Leitmeritzer Brücke ein neugebornes Mädchen gefunden worden, welches vor Frost beinahe leblos war. Da die Mutter dieses Kindes nicht zu ermitteln war und sich

dessen Niemand liebevoll annehmen wollte, so lag es mehrere Tage auf dem Leitmeritzer Rathhause und es sollte dessen Verpflegung und Erziehung auf Kosten der Leitmeritzer Stadtgemeinde veranlaßt werden. Da den Klar'schen Eheleuten unlängst erst ihr Sohn Peter gestorben war, so erbarmten sie sich des Findlings, sobald sie von diesem Kunde erhielten, der in jenen theueren Zeiten schwerlich anderweitige Pflegeeltern gefunden haben dürfte. Schon am andern Tage war die vater-, mutter- und heimathlose Kleine an Kindesstatt angenommen. Vater Klar legte ihr bei der Taufe den Zunamen Traugott bei, damit sie (nach seinen eigenen Worten) auf Gott vertraue, der ihr bisher geholfen habe, und nach ihrer Pflegemutter erhielt sie den Taufnamen Rosina *).

Klar's häuslicher Herd hatte sich unversehens erweitert. Nicht ohne großen Kampf und viel Beschwerden bezog also Klar, nach freiwilliger Verzichtleistung auf das ganze, nicht unbedeutende Erbtheil zu Gunsten seines Bruders, am 30. Mai 1804 sein eigenes neuerbautes Haus, in dem er sich allmälich so gefiel, daß er da zu leben und zu sterben beschloß. Eine der ersten Bescherungen in der neuen Behausung war ein drittgeborner Sohn, Johann Evangelist Timotheus Aloys, geboren am 24. Januar 1805, der an demselben Tage vom Domherrn Piller durch die heil. Taufe in den Schooß der Kirche aufgenommen wurde — bei welcher Ceremonie der Domdechant (und nachmalige Bischof) von Leitmeritz, Joseph Franz Hurdalek, Pathe war.

Im Jahre 1805 erhielt das gesammte vaterländische Gymnasialstudienwesen eine neue Verfassung. Auf allerhöchste Anordnung wurde der Religionsunterricht ausschließlich Priestern zugewiesen. Zwar verwendeten sich Consistorium und Magistrat von Leitmeritz eigens bei der h. Landesstelle, um Klar hiefür auch ferner beibehalten zu dürfen; allein diese Ausnahme konnte damals nicht Statt haben. Klar sah sich also genöthigt, nicht blos die Ka-

*) Rosina Traugott verblieb, nachdem ihre physische, intellektuelle und religiöse Erziehung vollendet war, bis zu dem Jahre 1826 im Klar'schen Hause, und ist gegenwärtig zu Wien verheirathet.

techetenstelle am Gymnasium niederzulegen und den für seine Klasse bisher vorgeschriebenen Religionsunterricht abzubrechen, sondern selbst seine sonntäglichen geistlichen Vorträge an der deutschen Hauptschule aufzugeben. Schon diese Beschränkung schmerzte ihn tief. Aber noch mehr. Nach dem neuen Studienplane sollte Klar Fachlehrer werden, d. i. er sollte jährlich einen und denselben bestimmten Gegenstand tradiren. Jedem Lehrer, der seinen Schülern mehr als Lehrer, sondern, wie Klar, Freund und Vater — Erzieher im höchsten und vollkommensten Sinne sein wollte und war, fiel diese Verfügung, wenigstens anfänglich, schwer auf's Herz — unserm Klar am schwersten*). Es war so zu sagen um seine schönste Lebensfreude, sein seligstes Tagwerk geschehen. Der Baum, der so erstarkt, so reiche Früchte getragen, wurde hiemit mit Einem Male aus seinem Mutterboden gerissen und in Verhältnisse versetzt, für welche er nicht erzogen, nicht eingewöhnt war. Er glaubte also darin einen Wink der Vorsehung zu erkennen und sann auf einen andern Wirkungskreis — ein höherer brauchte es gerade nicht zu sein. Wie sollte es aber angehen, daß Leitmeritz ohne Klar, Klar ohne Leitmeritz sich fristen könne? Der Mann, der nun das beste Theil seiner Thätigkeit so gut als hingeopfert sah, war zu jedem ferneren Opfer leicht zu bewegen. Und in solcher Lage hat sich gar oft der Weiseste überredet, daß, was er unternimmt, höheren Zwecken seines Daseins entgegenführe. Es war und ist allgemeine Meinung, daß Hochschulen dem Lehrer die größtmögliche Wirksamkeit nach Außen verstatten. Klar empfand nun die Sehnsucht nach einer Universitäts-Lehrkanzel. Der Anlaß dazu war, wie wir nachgewiesen haben, ganz und gar von außen gekommen. Höherer Rang und Würden und ein vermehrter Jahrgehalt, so wie die Reize des hauptstädtischen Lebens, alle dergleichen Verlockungen blieben bei dieser Sinnesänderung Klar's völlig aus dem Spiel. Aber er war nun einmal mit sich selbst einig, eine weitausgreifende Thätigkeit zu suchen, um — nur an einem andern Orte und unter ver-

*) Bekanntlich sind seit 1819 die Fachlehrer auf den Gymnasien wieder abgeschafft und die vorigen Klassenlehrer restituirt.

änderten Verhältnissen das herrlich zu vollenden, was er in Leitmeritz bescheiden, aber segensreich begonnen hatte. Durch den Abgang des Professors August Gottlieb Meißner *) war eben eine der ansprechendsten Lehrkanzeln an der Universität zu Prag in Erledigung gekommen. Dahin wandte also Klar sein Augenmerk.

Bevor wir zu Klars neuer Lebens- und Wirkungs-

*) Meißner war (obgleich Protestant) seit 1785 wirkl. Prof. der Aesthetik und klassischen Literatur zu Prag; er ging 1805 nach Fulda und starb daselbst schon 24. Febr. 1807. Klar ist zwar nicht sein Schüler, aber stets sein warmer Verehrer gewesen. Meißner leuchtete damals — neben Seibt — als zweiter Stern an der Prager Universität. Sein Nachfolger auf der einen Lehrkanzel (denn nach Meißner's Abschied wurde dessen Lehrkanzel getheilt, und zwar erhielt Klar jene der klassischen Philologie, jene der Aesthetik, Pädagogik, Geschichte der Gelahrtheit und Philosophie aber Meißner's Supplent, der vorherige Professor am Prager akademischen Gymnasium) Dr. J. G. Meinert — dieser Mann widmete in seiner am 10. Dez. 1806 gehaltenen akademischen Antrittsrede (die auch gedruckt wurde 1807, 55 S. in 8.) jenen Beiden folgendes Andenken: „Was, wenn von mir zu reden erlaubt ist" — sagt Meinert — „mein Herz insbesondere mit feierlicher Rührung erfüllt, ist erstens: die Erinnerung an zwei Männer, die, einst meine Lehrer und Muster, jetzt meine Vorgänger auf der Hälfte der mir vorgezeichneten Bahn geworden sind. Welcher gebildete Böhme könnte der Pädagogik und Aesthetik erwähnen hören, ohne der mit beiden Wissenschaften bei uns engverflochtenen Namen Seibt und Meißner mit dankbarer Huldigung zu gedenken? Denn war es nicht — Friede seiner noch mit keinem Stein bezeichneten Asche — der unvergeßliche Seibt, der bereits im Jahre 1770 mit der großen Wahrheit, „daß die Erziehung des Menschen des Zufalls Hand entrissen, unter lichtvolle Grundsätze geordnet und zur Kunstfertigkeit erhoben werden könne und müsse," beinahe alle Stände unserer Hauptstadt in unentgeltlichen Vorlesungen überraschte? Und was ist die Summe der ästhetischen Bildung in Böhmen, als großentheils Frucht, aus dem Samen aufgewachsen, den mit freigebiger Hand, mit neunzehnjähriger Mühe Meißner ausstreute? Es ist nur Gerechtigkeit, die großem Verdienste gebührt, wenn ich hier mit Freuden bekenne, daß ich von jedem Kranze, den ich etwa auf meiner neuen Laufbahn erringe, die Hälfte den Manen des Einen, den Hausgöttern des Andern aufzuhängen habe."

Sphäre übergehen, müssen wir noch einen Rückblick auf die Leitmeritzer socialen Verhältnisse werfen. Klar repräsentirte zu Leitmeritz eine der vorzüglichsten Notabilitäten. Er war gleichsam der Inbegriff des religiösen Bewußtseins von Alt und Jung, der sich dafür der Hochschätzung dreier Leitmeritzer Bischöfe (Eman. Ernst Grafen v. Waldstein von 1786 — 1789, Ferd. Kindermann's v. Schulstein von 1790 — 1801 und Wenz. Leop. Ritters v. Chlumczansky bis 1806) erfreut hat. Auch das Vertrauen der gesammten Geistlichkeit genoß er, besonders jenes des Domdechants Hurdalek, der Domherren Piller, Schuster und Anderer. Er war mit hochgestellten Männern und Familien im freundschaftlichsten Verkehre, mit dem k. k. Gubernialrath und Kreishauptmann von Mayer, mit dessen Nachfolger Grafen von Lazansky, mit dem k. k. Kreiskommissär Anton von Bienenberg — der ihm noch sterbend seine Kinder empfahl; mit dem menschenfreundlichen Martin Hennevogel v. Ebenburg, mit Dechant Kreibich, Kreisphysikus Dr. Kottenauer und anderen Honoratioren. Glänzend führte er sein Lehramt unter Schirmer's musterhafter Präfektur, an der Seite eines Franz Niklas Titze seit 1792, Joseph Jungmann seit 1799 u. A.*) fort. Als Ehren- und hausanfäßiger Bürger von Leitmeritz sah sich Klar für immer mit dieser Stadt und deren Bürgerschaft verbunden, einer Stadt, in der sich überhaupt Alles vereinigt hatte, was er zu seiner vollkommenen Zufriedenheit nur immer wünschen mochte. Er war so zu sagen der Hausfreund jedes Bürgers, der einen Sohn auf dem Gymnasium hatte, und durch diesen mit jenem in stetem geistigen Verkehr. Die Schulbildung jedes Einzelnen fand hiedurch die wirksamste Förderung, so wie hinwiederum das häusliche Glück in dem Gymnasiallehrer, der immer den ganzen Menschen in all seinen Verhältnissen vor Augen hatte, die theilnehmendste Stütze und Nachhilfe, ein Vortheil, welcher auf höheren Lehranstalten, bei massenhafter Schülerzahl und zumal

*) Titze, geb. 4. Dezemb. 1769 zu Leitmeritz, ward wieder in Prag, wo er seit 1804 lehrte, Klar's Collega; Jungmann kennt jeder Leser aus dem VI. Jahrg. der Libussa (1847).

in großen Städten, gänzlich verloren geht. Die Trennung von Leitmeritz, so sollte man nach dem Obigen vermuthen, war für Klar nicht viel anders, als der Verlust des größten Kleinods. Aber was sollte er hier länger ohne ein Herz voll Freudigkeit? Die priesterliche Phase seines Lehramtes war erloschen. Die Brust war überreich an dem lohnendsten Bewußtsein, an dem beruhigendsten, stolzesten, gerechtesten Selbstgefühl. Das ganze Innere, auch jenes seiner Gemahlin, schien übersättigt von dem immer wiederkehrenden Lobpreisen und Huldigen. In Prag winkte ein neues Gestirn — Klar und die Seinen sagten dem lieben Leitmeritz Lebewohl!

Eine Stelle in Klar's bekanntem Werke: Die h. Apostel Jesu Christi (Prag 1813; zweite gedrängtere Aufl. 1846) gibt uns den Schlüssel zur Beurtheilung seiner neuen Professur. Klar berichtet dort, wie er es war, der so lange Zeit zu Leitmeritz das Reich Gottes zu verbreiten Gelegenheit hatte, und fährt dann S. XVIII. wörtlich fort: „Von dem Jahre 1786 bis zu dem Jahre 1806; wo besonders auf dem Lande — zur Zeit der letztbestandenen Gymnasialverfassung — der Lehrer, Erzieher und Vater, wenigstens herzlicher traulicher Freund und Bildner seiner Schüler zugleich mit sein konnte, wenn er es sonst aufrichtig wollte, und es ihm dazu nicht an Einsicht und Fähigkeiten gefehlt hat." Alles dies gedachte Klar in höherem Sinne, Verstande und Maße nun auch in Prag zu sein und zu bleiben. Bildner seiner Zuhörer kann und muß jeder Universitäts-Professor, Freund seiner Schüler soll wenigstens ein Jeder sein; Erzieher und Vater derselben ist — aus natürlichen Ursachen — bis auf Klar noch Keiner gewesen. Wir werden also die Ansprüche Klar's auf jedes dieser drei Prädikate auf die Wagschale unbefangener Prüfung legen dürfen.

Nach wohlbestandenem Conkurse für das Fach der allgemeinen Weltgeschichte sah sich Klar durch die Gnade und das Zutrauen Sr. Maj. Kaiser Franz I. vielmehr mit der Verleihung der Lehrkanzel der griechischen Philologie und klassischen Literatur an der Prager Karl-Ferdinands-Universität überrascht. Das Dekret war unter'm 7. November 1806 mit der Weisung für

Klar ausgefertigt, sich unverzüglich zum Antritte des neuen Lehramtes nach Prag zu verfügen. Demzufolge unternahm also der Neuernannte schon am 29. desselben Monats die Reise dahin, zu welcher er sich noch (am obigen 9. November) durch die letzte in Leitmeritz öffentlich von ihm gehaltene Erhorte gestärkt hatte. Am 9. Dezember ward Klar den Hörern der Philosophie als deren öffentlicher ordentlicher Professor, in feierlicher Versammlung des akademischen Lehrkörpers, durch den damaligen Direktoratsverweser der philosophischen Studien, Ignaz Sinke, J. U. D. und k. k. Prof. des röm. und canon. Rechtes, vorgestellt *). Am 16. Januar 1807 erhielt Klar die Anweisung auf den sistemisirten Gehalt von 1000, mit dem Vorrückungsrechte auf 1100 und 1200 Gulden C. M., und am 11. Dezember desselben Jahres wurde er mit den Direktoren und übrigen Professoren der Universität als k. k. Beamter von dem Herrn Oberstburggrafen, Grafen von Wallis Excellenz, in Eidespflicht genommen.

Schon in seiner Installationsrede **) legte Klar seine dem christlichen Prinzip entsprungene oder demselben angepaßte Auffassungsweise des klassischen Alterthums an den Tag. Seine Rede war von eigenthümlicher Wirkung. Er sagte darin: „Bei allem Dem sorgen Sie nicht,

*) „Aber zweitens" — fährt Meinert in seiner vorerwähnten Antrittsrede fort — „als sollte der heutige Tag mir durch jede theuere Erinnerung an meines Lebens wichtigste Zeitabschnitte doppelt heilig werden, sehe ich mich auf dieser Kanzel von meinem Landsmann und Vorgänger im Lehramte der Poetik am k. altstädter Gymnasium, unserem würdigsten Herrn Prorektor Sinke, in Gegenwart dieses bekränzten Veteranen, meines ehemaligen Lehrers Cornova, und unter dem Vorsitz eines Mannes eingeführt, der mich, gerade vor zwölf Jahren, vom Rande des Grabes in des Lebens freundliches Licht zurückgeführt hat." Unter dem Letztern ist Dr. Franz Mattuschka gemeint, damals Rector magnificus und substit. k. k. Landesprotomedikus, gestorben 1820.

**) Wichtigkeit der griechischen Sprache für vollendetere Bildung und gründliche Gelehrsamkeit, selbst noch in unseren Tagen, mit einem Blicke auf das klassische Studium überhaupt. Prag bei C. Widtmann, 1808, 38 SS. in 8.

meine Herren, daß wir versucht werden könnten, je Griechen oder Römer zu werden, oder es sein zu wollen. Behüte der Himmel! Wir sind ja im Ganzen weit besser daran, als sie — wir sind Christen! Gerade der Abstand ihrer Grundsätze und die Verschiedenheit ihrer Ansichten und Meinungen soll das Auge unserer Beurtheilung schärfen; wir wollen unbefangen prüfen, vergleichen und das Beste behalten. Bei all seiner höchst verfeinerten, geschmackvollen Sittlichkeit hat sich Griechenland doch nicht zu einem wirklich edlen, wirklich glücklichen Volke erhoben, und an den Trümmern jenes ganze Länder und Meere überraschenden Kolosses der alten Herrscherstadt Rom schlägt mit verhaltenem Unmuth die Menschlichkeit die verweinten Augen nieder. Griechenlands glänzendste Epoche war der schöne Traum fröhlich tändelnder Jugend, und des hochgesinnten, muthvoll festen Roms — der Stolz und Uebermuth des, seine Kräfte fühlenden, selbstsüchtigen jungen Mannes. Indessen ist durch tausendjährige Erfahrungen, und vor Allem durch den gesegneten Einfluß des Christenthumes, Europa zum gesetzten und bedächtigen Manne gereift. Sollen wir je wieder als Kinder tändeln, als Jünglinge schwärmen wollen? — Nein, dir, o heilige Vernunft! dir, Weisheit und Tugend! dir, o göttliches Christenthum! euch gebühren unsere Huldigungen, unser Herz und Sinn und Handeln! Auf euere geweihten Altäre legen wir ehrfurchtsvoll Hella's Blumenkränze des Geschmacks, legen wir die schauerlich rasselnden Stäbegebünde des trotzigen, übermüthigen Roms nieder und weihen uns zu jeder Menschen- und Christenpflicht" u. s. w. *). In einer seiner handschriftlichen Vorlesungen mit der Ueberschrift: „Wem verdanken wir die klassische Philologie?" entwickelt Klar seine Ansicht auch nach einer andern Seite hin. „Der heiligen Philologie oder dem Religionsinteresse — sagt er — haben wir die klassischen und alle zu ihr gehörigen Disciplinen zu verdanken, die man jetzt unter dem Namen Philologie begreift. So sehen wir denn die alte Litera-

*) S. auch Vorrede zu den heil. Aposteln Jesu Christi von A. Klar, S. XVIII — XIX.

tur und die alte Gelehrsamkeit selbst im Dienste und Schutze der Gottheit, ganz ihrer würdig. Seit den reiferen Jahren meines Lebens hatte mich die Stelle der Leidensgeschichte unseres Herrn und Heilandes allemal mit eigener Kraft und Rührung erfaßt und erschüttert: Joh. 19, 19. „Pilatus schrieb eine Ueberschrift und heftete sie oben an das Kreuz, sie war aber geschrieben in hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache.“ So lange der Glaube an den Gekreuzigten, so lange die Kirche seiner Bekenner währen wird, das heißt ewig, so lange wird das Studium dieser Sprachen und ihrer Literatur nie in gänzliche Vergessenheit kommen, nie ganz im Menschengeschlechte erlöschen und aussterben. Dem lebenden Ueberreste des ehemaligen Volkes Gottes wird das Hebräische eben so wenig, als dem gründlichen christlichen Theologen je ganz gleichgiltig sein. Das Griechische und Römische sind todte Sprachen, aber es lebt eine römische, eine griechische Kirche; Gott hat sie am Kreuze des Erlösers geheiligt, und wie erbauend ist es, in den Lebensgeschichten der christlichen Väter der Kirche, eines Hieronymus, Ambrosius, Augustin, Gregor u. a. zu lesen, daß sie, nebst der Gottseligkeit, der Kenntniß und Literatur der Alten besonders ergeben und beflissen waren!“ Und in einer andern Vorlesung von Klar: „Warum wird noch in allen Tempeln des katholischen Europa's der Gottesdienst in griechischer und in lateinischer Sprache gefeiert? Erst müßte uns diese Frage gelöst werden, ehe man die andere: was sollen uns Deutschen die Griechen und Römer? aufstellen könnte.“ Endlich noch einmal in der gedruckten Antrittsrede, S. 16: „Schon unter den Ptolomäern in Aegypten waren die h. Schriften des alten Bundes aus dem Urterte mittelst der bekannten Uebersetzung der Siebenzig, in das Griechische übertragen worden; griechisch ward dann später das Evangelium gepredigt, in einer griechischen Stadt nahm der griechische Name der Christen seinen Anfang; in griechischer Sprache wurden die göttlichen Schriften des neuen Bundes fast insgesammt niedergeschrieben, und vom Osten bis zum äußersten Westen, vom Süden bis zum eiskalten Norden verbreitet; und in der griechischen Sprache traten die ersten Väter und Lehrer des Christenthums schriftlich auf.“

Der in diesen Bruchstücken dargelegte Versuch Klar's, seinen Zuhörern den Werth des Studiums der Alten, zumal der Griechen, auf Grund dessen plausibel und ehrwürdig zu machen, weil ihre Sprache das Organ war, durch welches wir zu dem Christenthume, also zu dem heiligsten Gute der Menschheit, gelangt sind: charakterisirt seinen Urheber zu treffend, als daß wir nicht ein besonderes Gewicht darauf legen sollten. Jener faktische Umstand ist wol einer der erhabensten Reize, den die griechische Sprache an sich trägt und der uns dieses todte Idiom gleichsam noch lebendig erhält, ja uns schon aus Pietät eine gewisse Vorliebe für dasselbe einflößt. Allein, das unmittelbare, an und für sich dem hellenischen Schriftenthume anhaftende, reinmenschliche — mithin auch ethische — Interesse bleibt das wichtigere. Klar wußte und erkannte das, wie irgend Jemand unter den Philologen von damals oder jetzt; aber er fühlte als Pädagog zugleich, daß das Studium der Philologie für junge Leute unschmackhaft und daher die Gewinnung für dasselbe unter dem Vorwande, als studire man eine heilige Sprache, am ehesten zu ermöglichen sei. Auch in unsern Tagen sind Stimmen laut geworden, die die Betreibung des Griechischen und Lateins nur insofern nützlich und nothwendig finden, als diese Sprachen zum Verständniß der Quellen des römischen und canonischen Rechts, und allenfalls der Basiliken, führen — was natürlich Jeder, der nicht Rechtsgelehrter vom Fache ist, anmaßend finden muß. Klar war weit entfernt, etwa als Theolog in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen, er prädicirte der griechischen Literatur nur so etwas von christlichem Beischmack. „Vielleicht" — sagte er in seiner Antrittsrede, S. 8 — „trifft es mich mit den mir angewiesenen Lehrgegenständen, wie nicht leicht einen andern Ihrer verehrungswürdigsten Lehrer, daß ich die Macht ihrer Liebe zu mir weit nothgedrungener in Anspruch zu nehmen Ursache habe; denn wenn auch — wie ich, zu Ihrer Ehre gar nicht zweifle — wenn auch das klassische Studium Ihrer Aller Vorliebe und Neigung für sich hat, so dürfte doch für einen großen Theil von Ihnen die griechische Sprache, die griechische Philologie eben kein Lieblingslehrgegenstand sein. Ich weiß wohl,

daß Abneigung und Widerwille gar nicht zur Sprache zu kommen wagen dürfen, wo der allerhöchste Wille des Monarchen einmal entschieden hat — aber ich weiß auch, daß man seine Pflicht, sei sie auch noch so verhaßt, sogar liebgewinnen könne, und daß man sie dann um so treuer, um so freudiger und mit weit glücklicherem Erfolge in Ausübung bringe. Und so sollte denn — meinte Klar — der Studirende die profane, ja heidnische Literatur der Griechen schon vorhinein liebgewinnen; denn sie habe Alterthum und Sprache mit der heiligen Schrift und den Kirchenvätern gemein. Er ging in derlei Hinweisungen noch weiter. „Bis hieher" — sagte er oft — „kamen die Alten; noch nicht erschienen war ihnen: die Wahrheit." Und ein andermal: „Wie sehnte sich Sokrates nach dem Erlöser *)! Euch ist sie erschienen; die Wahrheit — hört sie; der Weg — wandelt auf ihm; die Thür — geht durch sie ein zum Vater,

*) Dieser Gedanke schlägt eine große Saite an. In unseren Tagen nämlich sind die Combinationen der Denker nicht fern davon. Man höre nur, was z. B. Dr. Hanne in seiner Schrift: Sokrates als Genius der Humanität (Braunschw. 1841), S. 10—13, sagt: „Die Erhebung der Menschheit aus der äußeren in die innere Welt hat sich am großartigsten und entscheidendsten vollzogen in zwei Volksgeistern, deren einer den Hebräismus, der andere den Hellenismus bildet. Der Hebräismus stellt den weltumgreifenden Vorschub dar, wodurch der Geist der Menschheit, hindurchbrechend durch seine Naturgewalt, sich in seinem ewigen, sich selbst gleichen, der Gottheit zugewandten Wesen erfaßt hat, so freilich, daß dies Wesen zunächst hinausgerückt wurde in's rein Uebermenschliche. Der Hellenismus hingegen bildet das andere Moment zu jenem ersten; denn dieser Volksgeist hat auf die reinste Weise den Akt vollzogen, kraft dessen die Menschheit sich eben in ihrer Menschlichkeit und Humanität erfaßt hat. Hieraus geht hervor die hohe Stellung und Bedeutung des griechischen Geistes in der Weltgeschichte; denn er bildet ja ein ewig bedeutsames Moment in der Idee des Christenthumes, und hat diesem Bahn gebrochen durch die große Arbeit, den Geist durch die Gymnastik der reinen Formthätigkeit und durch die Plastik der Schönheit von seiner Natürlichkeit und Barbarei zu befreien. Diese seine große Mission nun hat der griechische Volksgeist am sprechendsten und concretesten verwirklicht in der Persönlichkeit des Sokrates."

der ihn gesendet hat." Daß die Liebe zu dem Gegenstande durch die Liebe zu dem Lehrer bedingt sei, auch das wußte Klar längst. Und so ging denn sein Herz immer auf in der Liebe zu seinem Lehramte und zu seinen Schülern. „O stets" — sagte er in der obigen Antrittsrede, S. 4 — „stets war mir mein Lehrerberuf über Alles theuer und heilig! Mehr denn volle zwanzig Jahre, beinahe die Hälfte meines bisherigen Lebens war demselben ununterbrochen gewidmet. Wie so manchen liebenswürdigen Jüngling, so manchen trefflichen Kopf und noch weit trefflicheres Herz, habe ich da kennen zu lernen das Glück gehabt, das süße Glück, von ihnen geliebt zu werden, geliebt auch nach jahrelanger Trennung, geliebt, und — ach, auch das mußte ich erfahren! — oft mit brechender Stimme des Sterbenden im Tode noch genannt. Ihre Liebe war Gnade des Allgütigen, nicht mein Verdienst!" Die Liebe zu seinen Schülern war gewissermaßen der Grundzug in dem Lehrcharakter Klar's; dieselbe sprach aus allen seinen Mienen, offenbarte sich in jedem seiner Worte und umfaßte nicht blos die Gegenwärtigen, sondern im voraus schon Alle, die in der Folge erst seine Lehrvorträge anhören sollten. Im Jahre 1816 apostrophirte er die Letztern sogar ausdrücklich, indem er in seiner Eingangsvorlesung sagte: „Aus näherer oder weiterer Ferne, meine akademischen Freunde, eilet Ihnen der Gruß und Willkommen Ihres künftigen Lehrers im Voraus zu, Ihnen Allen, welche das dritte Jahr der philosophischen Studien unter meiner Leitung anzutreten und zurückzulegen gedenken! Mir im Geiste schon jetzt gegenwärtig, sind Sie der Gegenstand meiner einsamen Stunden, und ich theile Ihnen mit zuvoreilendem Wohlwollen meine Gedanken mit und mein Herz." Und auf die Gegenwärtigen die Blicke heftend, fuhr der Redner fort: „Die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen gegen Sie, meine theueren Freunde, wird und kann bei einem Manne, der im Lehramte ergraute und das dreißigste Jahr seines öffentlichen Lehramtes auf dem Lande und in der Hauptstadt zählt, Ihnen um so weniger zweifelhaft scheinen, je wahrer es ist, daß er seinen Beruf aus freier Wahl, aus Achtung und Neigung übernahm, und es mit herzlichem

Danke vor Gott gestehen muß, daß ihn diese seine Wahl noch nie gereut hat, sondern als eine der ersten und größten Wohlthaten Gottes in seinem Leben mit freudiger Rührung bis auf den heutigen Tag durchdringt und durchdrungen hat." — So kann doch nur ein öffentlicher Professor reden, dem seine Zuhörer über Alles theuer sind; so nur derjenige Lehrer, der seinen Schülern im Geiste und in der Wahrheit ein — Freund ist. Diese Eigenschaft hat Klar auf der Universität bis zu seinem Tode bethätigt. Täglich suchten ihn Einzelne von den Eifrigeren heim und holten sich seinen Rath, seine Belehrung — war es auch nicht immer in Gegenständen des klassischen Alterthums. Klar hatte für Jeden ein Ohr. Und ihn bei solchen Gelegenheiten Stellen aus den Alten interpretiren zu hören, war ein Hochgenuß, wie es wenige gibt.

Wenn es vorläufig (denn wir kommen noch einmal darauf zurück) gelungen ist, darzuthun, daß Klar, was er vor Allem zu sein wünschte, ein Freund seiner Schüler, gewesen, so wird zu erweisen nicht schwer werden, daß er auch in gleichem Maße ihr Bildner war. Zufolge des Studienplanes dd. Baden 12. Jul. 1805 war damals das philosophische Studium an der hohen Schule zu Prag auf drei Jahre ausgedehnt*), und in jedem derselben hatte Klar genau vorgeschriebene Lehrvorträge zu halten. Und zwar lag ihm ob: in den beiden ersten philosophischen Jahrgängen (Logik und Physik geheißen) je eine, in dem dritten (Metaphysik zubenannten) aber zwei Stunden wöchentlich über griechische Sprache und Philologie zu lesen, das höhere Studium der lateinischen Klassiker hingegen durch tägliche Vorträge hierüber zu kultiviren. Am 12. — 21. Oktober 1807 gab ein neues hohes Hofdekret den „Entwurf für das Lehramt des höheren Studiums der Klassiker zur Bildung des Geschmacks, als praktische Anleitung zur Beredsamkeit betrachtet" an die Hand. Hiernach sollte nun dieses Studium nicht un-

*) Seit 1824 besteht dasselbe aus blos zwei Jahrgängen; die lateinische Philologie ist für beide Jahrgänge vorgeschrieben, außerdem sind Vorträge über die klassische Literatur, griechische Sprache und Philologie als freie Gegenstände angeordnet.

thätiges Wissen, sondern ausübende Fertigkeit zum Zwecke haben, die auf dem Wege des Beispiels, der Nachahmung und des Wetteifers am leichtesten erreicht werden kann. „Denn — heißt es in obigem Entwurfe — vortreffliche Muster gleichen dem Magnete; sie ziehen nicht nur den Geist an, dem die Natur die Empfänglichkeit dafür nicht ganz versagte, sondern theilen ihm auch gewissermaßen, wie der Magnet dem Eisen, die anziehende Kraft mit. Roms beredtester Consul hat dem Demosthenes, dem Isokrates, dem Lysias, dann seinen römischen Vorgängern und Nebenbuhlern in der Kunst, einem L. Crassus und M. Antonius, einem Hortensius und Cotta, gewiß eben so viel, wo nicht mehr, zu danken, als der Rhetorik des Aristoteles. Die Hauptsache bleiben demnach Muster, deren die vollkommensten uns Griechenland und Rom liefern." In Bezug auf die Theorie der Beredsamkeit wird bemerkt, sie sei zwar nicht vermögend Redner zu bilden, dennoch aber zum höheren philosophischen Studium der Musterwerke unentbehrlich. Daher sollte sie auch nicht das Wort führen, aber den Unterricht begleiten, die Vorzüge und Mängel der Werke mit kritischer Fackel beleuchten, die von dem Lehrlinge in den Gymnasien aufgefaßten zerstreuten Begriffe und Regeln genauer bestimmen, erweitern, verbinden, von ihnen zu den allgemeinsten und höchsten Prinzipien hinaufsteigen, und sie so viel möglich in einen systematischen Zusammenhang bringen. Mit dieser von Theorie begleiteten Lesung der Musterschriften sollte die Uebung in eigenen schriftlichen Ausarbeitungen verbunden werden; und Uebungen im mündlichen Vortrage sollten den Unterricht vollenden. — Das ungefähr war das weite Feld, das Klar als Prager Universitätsprofessor zu bearbeiten hatte. Vergegenwärtigen wir uns Klar's neue Stellung zum Staate, zu seinen Collegen, zu seinen Zuhörern. Klar hatte mit dem akademischen Lehramte an der ältesten Hochschule Deutschlands und der zweiten der österreichischen Monarchie jene Rangstufe in der Gesellschaft erreicht, die für den gelehrten Schulmann in der Regel die höchste zu sein pflegt. Der Staat zeichnete ihm genau seine Verbindlichkeiten vor, die lohnendsten Aussichten standen ihm offen. Der Seinigen Zukunft war durch das Pen-

sionsnormale gesichert. Alle Stände Prags schätzten den schon von Leitmeritz her gefeierten Professor hoch. Dem immer weiter forschenden Gelehrten war die freie Benutzung einer unermeßlichen, in allen Fächern reichen, in der Philologie fast vollständigen Bibliothek gewährt. Dem würdigen akademischen Lehrer standen nicht minder würdige, ja zum Theil hochberühmte Kollegen zur Seite. Nur einen Blick auf jenen seltenen Kranz von gelehrten Männern, die neben Klar der Ruhm und Stolz der Prager philosophischen Fakultät gewesen sind.

Als Klar in die Fakultät eintrat, war der vortreffliche Seibt so eben, Wydra zwei Jahre früher, gestorben; Cornova (Prof. d. allg. Weltgeschichte, † 25. Jun. 1822) war seit Jahresfrist in den Ruhestand übertreten; Meißner hatte durch seinen freiwilligen Abgang in dem nämlichen Jahre auf Klar die eine, auf Meinert die andere Hälfte seines Lehramtes vererbt. Zu den Veteranen der Anstalt gehörten damals: Franz Anton Ritter v. Gerstner († als k. k. Gubernial-Rath und Oberbaudirektor 28. Juni 1832), der große Mechaniker, der Schöpfer der Theorie der Wellen*), Aloys David**), der fleißige Astronom († 22. Febr. 1836) — Franz Steinsky, Professor der historischen Hilfswissenschaften († 1819), K. Schmid, Prof. der Physik († 1814), v. Blaha, Professor der Naturgeschichte und Technologie, von Zürchauer, Professor der Landwirthschaft. Jüngere Collegen derselben waren: F. X. Niemeczek, Professor der Philosophie (emeritirt seit 1820, lebt als kais. königl. Rath, Büchercensor ꝛc. zu Wien); Franz Niklas Titze, — Klar's Freund und Amtsgenosse schon in Leitmeritz, seit 1804 (als Nachfolger v. Bocklet's) Prof. der allgem. Weltgeschichte zu Prag, dann seit 1829 zu Wien, jubilirt daselbst 1839; endlich Bernard Bolzano (geboren zu Prag 5. Oktob. 1781) seit 1805 Professor der philos. Religionswissenschaft, emeri-

*) Sein Schüler Prof. Dr. Bernard Bolzano hat ihm durch seine in die Aktenbände der k. böhm. Ges. d. Wissenschaften 1837 eingerückte Biographie das würdigste Denkmal gesetzt.

**) Vgl. desselben Biographie, entw. von J. Ph. Kulik. Für die Abhandl. d. k. böhm. Ges. d. Wiss. 1837, 8.

tirt 1820 und L. Jandera, seit eben demselben Jahre Prof. der Elementarmathesis, nun Senior. Gleichzeitig mit Klar trat das akademische Lehramt an, wie wir schon wissen, Joseph Georg Meinert*), u. z. als Prof. der Aesthetik, Pädagogik, Geschichte Gelahrtheit (für welchen obsoleten Ausdruck später „der Künste und Wissenschaften" supplirt wurde,) und der Geschichte der Philosophie. Später als Klar traten in die Reihe der Professoren: J. H. Dambeck, als Prof. der Aesthetik (aber nicht auch der Pädagogik, wie sein Vorgänger) installirt 8. August 1812, † 10. August 1820; Franz Cassian Hallaschka (geb. 10. Juli 1780), von 1814 bis 1832 Prof. der Physik zu Prag, seither k. k. Hofrath und Referent bei der Studien-Hofkommission ꝛc. Außerdem waren auf längere oder kürzere Zeit Klar's Collegen: Voigt (später in Krakau, Philosophie); Kirschbaum (allgemeine Naturgeschichte); von Lichtenfels (nun in Wien, Philosophie), A. Müller († 1845, Aesthetik, nach Klar's Tode klass. Philologie), J. L. Knoll († 1842, Geschichte), J. Ph. Kulik (höhere Mathematik) u. m. A. Die philosophischen Direktoren während Klar's Dienstzeit waren die hochw. Herren: Milo Grün 1807 — 1816, Franz Seraph Wilhelm 1816 — 1822 und Joseph Köhler 1824 ff. Endlich die gleichzeitigen Universitäts-Bibliothekare: Raphael

*) Meinert war 1775 zu Leitmeritz geboren, 1796 — 1804 Prof. der 2. Humanitätsklasse (Poesie) an dem akad. Gymnasium zu Prag, hierauf anderthalb Jahre Supplent des philologischen und ästhetischen Lehrfaches, seit 10. Dezemb. 1806 wirkl. Prof. der oben genannten Wissenschaften; ging in Pension 1811, † auf seiner Herrschaft Partschendorf in Mähren (Prerauer Kreises) am Blutschlag, 17. Mai 1844. Noch hat Niemand Leben und Werke und akademische Verdienste dieses auf deutschen Universitäten gebildeten, vielseitigen und schöpferischen Gelehrten und unvergleichlichen Humanisten aufgezeichnet, der bekanntlich über der nach Dobrowsky's Tode übernommenen kritischen Ausgabe des Jordanes (oder, wie er ihn nannte, Jordanius) für die Monum. German. historica von Pertz, gestorben ist. Kostbare Bruchstücke aus Meinert's Correspondenz hat sein alter Freund und Collega Prof. Titze mitgetheilt in Dr. Schmidl's Oesterreichischen Blättern für Literatur u. Kunst, Wien 1846, Nr. 28, 29, 51 — 53.

Ungar bis 1807, Faustin Prochaska 1807 — 1809, Franz Posselt 1810 — 1830. Jos. Spirk.

Wie alle Dozenten auf Hochschulen Gewicht und Ansehen sich erst mühsam selbst begründen müssen, sei es durch ungewöhnliche Lehrgabe, rednerische Kunst, Schriftstellertalent, so hatte auch Klar, mehreren Collegen gegenüber — die da freilich auch dankbarere Lehrfächer versahen — jahrelang einen schwierigen Stand. Hat der gründliche und pragmatische Titze Diejenigen lange nicht zu befriedigen vermocht, welche Cornova's oberflächliche, aber ungemein elegante und pikante Geschichtsvorträge gehört hatten: so war es für Klar anfangs geradezu Unmöglichkeit, einen Meißner, der verdientermaßen so viele Anhänger zählte, zu ersetzen — zumal Meinert die Strahlen seines Genie's neben den seinigen geltend machte, und Bolzano mit seiner wissenschaftlichen Schärfe, katholischen Consequenz, mit seinem menschenfreundlichen Herzen und sittlichen Ernst das Licht und der Stab aller Studirenden war. Allein Klar, der feinste Kenner jugendlicher Triebe und Neigungen, wußte gleichwol die Besten unter seinen Zuhörern zu fesseln, indem er, wo es irgend anging, über sein Lehrfach hinausschritt und so, der Gesammtheit der Bildung eines jungen Menschen nachhelfend, Vielen praktisch nützlich, den Meisten unentbehrlich ward. Sehr richtig bezeichnete Klar's Stellung schon ein früherer Biograph *), indem er sagt: „Klar's Versetzung an die hohe Schule zu Prag war für ihn der Austritt aus dem häuslichen, im Stillen wohlthätigen Wirken in das öffentliche geräuschvolle Leben einer Stadt, die 900 bis 1000 Schüler von einem Ende des Landes bis zum andern gesammelt, seinen Lehrvorträgen über Gegenstände, die noch heute nicht für Jeden genießbar sind, alljährlich zuführte. Er, der in Leitmeritz wie ein Familienvater unter seinen Schülern herumging, Jeden von ihnen dem Innern und Aeußern nach genau kannte, Jeden seiner besondern Individualität gemäß behandelte, in der Schule ihr Lehrer, zu Hause ihr Freund, auf Spaziergängen ihr Begleiter und in freien Stunden selbst der Ordner und Lie-

*) Weinolt, Denkwürd. 1835, S. 30.

bevolle Theilnehmer ihrer Unterhaltungen und Spiele gewesen ist; er befand sich nun an der Spitze einer so großen Anzahl von Jünglingen, auf die er selten anders, als durch den öffentlichen Unterricht wirken konnte, ja von denen er so Manchen erst bei der ersten Semestralprüfung von Angesicht zu sehen Gelegenheit hatte. Tief fühlte er das Schwierige seiner Lage, und nie betrat er den Lehrstuhl, ohne durch feurige Gebete Gottes Segen über seine Anstrengungen erfleht zu haben. Ja nur im Gebete und in dem festen Entschluße, das Möglichste anzuwenden, um auch auf diesem Standpunkte recht Vielen nützlich zu werden, vielleicht auch nach andern Seiten hin sich seine Wirksamkeit zu erweitern, stärkte und kräftigte er sich so, daß er mit dem Blicke nach oben gerichtet, als Mann dastand, den keine Last beugte, keine scheinbare Fruchtlosigkeit seiner Arbeiten entmuthigte, keine Hindernisse besiegten, — bis ihn endlich der Tod mit der einen Hand überwunden und mit der andern als Sieger gekrönt hat."

Klar's Lehrart und seine ganz aus sich selbst geschöpfte Kunst, Jünglinge in das klassische Studium einzuführen, ist am vollkommensten aus der erstaunlichen Menge von eigenhändigen Schriften zu entnehmen, die er über diesen Gegenstand hinterlassen hat, und deren Sichtung, Ordnung und Herausgabe noch heute wünschenswerth wäre. Klar war nicht Philolog in deutschem Sinn und deutscher Weise, ungeachtet ihm die Leistungen Gesner's, Ernesti's, Heyne's, Wolf's gar wohl zu Statten gekommen waren. Er mußte und wollte in österreichisch-vaterländischer Weise als Philolog und Humanist auftreten; und ganz verkehrt wäre es daher, ihn nach dem Maßstabe eines G. A. Herrmann, Grotefend, Böckh u. A. beurtheilen zu wollen. Klar kann nur mit sich selbst, allenfalls mit seinen gelehrten Landsleuten Meinert, Titze, Ficker u. A. verglichen werden. Er hatte die Klassiker in der Schule der Jesuiten kennen gelernt, und schrieb ein blühendes Latein, wie sein Lehrer Cornova, sein Freund Denis *); was er den Philo-

*) Der Freundschaft dieses Mannes und seines Verehrers, des

logen Deutschlands abgelernt, war mehr sein eigener, als der Nutzen seiner Schüler. Von allen Schülern und Berufsgenossen Klar's, selbst von Fremden, die seine Vorlesungen hörten, wird die Art einmüthig gerühmt, wie Klar Alles, auch das Abstrakteste, so wie das scheinbar Geringfügige interessant zu machen, auf den Zweck seines Amtes und Lebens zu beziehen und mit demselben in Harmonie zu bringen wußte. Darin lag auch der eigenthümliche Kern seiner Lehrmethode.

Sein Prinzip entwickelt Klar selbst mit folgenden Worten: „Wenn es in unsern Tagen noch irgend Jemanden geben könnte, der zweifelhaft wäre, ob die Vorzüge des Körpers oder die des Geistes mehr zu achten und anzubauen seien; — ob man mehr auf Geschicklichkeit und Stärke des Körpers, auf seine Wohlgestalt und Schönheit Rücksicht nehmen solle, oder auf die Erweckung und Uebung des Verstandes, auf die Ausbildung und Verschönerung des Gemüthes und Herzens, auf die Erhöhung, Schärfung und Gewandtheit unserer unsichtbaren Anlagen und Fähigkeiten; diesem wird einige Bekanntschaft mit der Literatur, besonders mit der altklassischen, seine Zweifel zu heben im Stande sein. Bald wird es ihm einleuchten, daß eigentlich der ganze Mensch, der äußere wie der innere, der sichtbare wie der unsichtbare, mit Sorgfalt und gewissenhafter Redlichkeit bewahrt, gepflegt, gebildet und nach Möglichkeit vervollkommnet werden soll." Und hiebei schwebte ihm als Votiv vor der Seele: Das erste aller geistigen Bedürfnisse ist das Bedürfniß Gottes! Auch unsere Leser können keinen Augenblick darüber zweifelhaft sein, welche Wirkungen ein von solchen Grundsätzen ausgehender, menschenfreundlicher, unermüdlich thätiger, dabei klassisch und ästhetisch vollkommen durchgebildeter, beredter und routinirter Lehrer Jahr aus Jahr ein erzielen mußte! Klar war also nicht blos Freund seiner Schüler, er war — was ihm nebstdem das Heiligste blieb — wirklich auch Bildner der-

---

Freiherrn v. Retzer, rühmt sich Klar bei mehreren Gelegenheiten; Letzterer starb 1824, Denis schon 1800.

selben, und dafür von den Besseren unter ihnen bis zum letzten Hauche verehrt.

Ueber den letzteren Punkt können wir abermals eine andere Stimme *) vernehmen. „Ich will" — heißt es in Betreff Klar's — „nichts sagen von der Achtung, die ihm unser Adel zollte **), nichts von dem Vertrauen, womit ihm Gelehrte und Künstler des In- und Auslandes ***), die Prag besuchten, von allen Seiten her empfohlen wurden; nichts von der Liebe, mit welcher ihm aus allen Ländern Europa's Herzen, die an dem seinigen warm geworden sind, entgegenschlugen †): — nur das darf nicht unberührt bleiben, daß seine Schüler, wenn nicht alle, doch gewiß die edelsten aus ihnen, mit der zartesten Liebe ihm anhingen, und nachdem sie längst schon seine Lehrstunden verlassen hatten, noch Beweise der Dankbarkeit, des Vertrauens und der innigsten Zuneigung gaben. Wie viele Briefe fand man nach seinem Tode, die keine Veröffentlichung verstatten, es aber außer Zweifel setzen, er sei von seinen Prager Schülern nicht weniger als von seinen Leitmeritzern geliebt worden. Ja, wenn Liebe nicht auf das Gefühl beschränkt, sondern auf den ganzen Menschen und seine edelsten Kräfte bezogen wird, so mußte Klar von Jenen mehr, als von Diesen geliebt werden, jemehr er sich dem Ideale der ewigen Liebe an Geistes- und Herzens-Vollkommenheit genähert hatte. Wer mag dem Feuer sich nähern, ohne Wärme zu fühlen? Und wer kann Tugend und Weisheit

*) Weinelt's Denkw., S. 53.

**) Klar besaß das besondere Vertrauen des hohen vaterländischen Adels in einem solchen Grade, daß man ihm in den meisten hohen Häusern die Erziehung nicht nur der männlichen, sondern auch der weiblichen adeligen Jugend übertrug, oder doch wenigstens Antheil an derselben zu nehmen ihn ersuchte. Weinelt, S. 54, d. Note.

***) Hier können gefeierte Namen, die eines Tiedge, C. A. Böttiger, Ludwig Tieck, Friedrich v. Schlegel, Arthur von Nordstern, La Motte Fouqué, Zacharias Werner, Clemens Brentano, Vogel v. Vogelstein, einer Caroline Pichler u. v. A. genannt werden.

†) Klar's Correspondenz war immer die ausgebreitetste; am liebsten unterhielt er sich brieflich mit Pädagogen, Dichtern, Künstlern und ehemaligen Schülern von ihm.

verkörpert sehen, ohne sie zu lieben? Diese ihre Liebe bewiesen Klar's Schüler auch noch in Prag auf vielfache Weise. An allen Ferialtagen umgab ihn ein Theil derselben in seiner Wohnung. In solchen Zirkeln mußte man ihn sehen, hören, um ihn ganz kennen und lieben zu lernen. Auf seinen Spaziergängen blieb er selten allein mit den Seinigen, bald gesellte sich Einer, ein Zweiter zu ihm, und Mehrere schlossen sich an. Wer ihn da oder in seinem Hause kennen lernte, der war wie durch magische Kräfte an ihn gebunden. Da war er nicht Universitäts-Professor, nicht Doktor der Philosophie, nicht hochtrabender Gelehrter — er war ganz Natur, wie sie hohe Bildung, vertrauter Umgang mit den Klassikern, und ganz vorzüglich das in sein Wesen übergegangene Christenthum, heilige Liebe, verschönert."

Wir haben — wenn uns nicht Alles täuscht — mehr als zureichend bewiesen, daß Klar (seinem Ideale zufolge) „herzlicher, traulicher Freund und Bildner seiner Schüler" nach wie vor gewesen und geblieben ist. Er hatte indessen das unwiderstehliche Bedürfniß, als Lehrer auch noch Erzieher und Vater der ihm anvertrauten Jugend zu sein. Man möchte behaupten — und wir behaupteten es oben selbst — daß dies Letztere durch die Organisation unserer (und wol aller) Hochschulen dem darauf hinarbeitenden Lehrer unmöglich gemacht sei. Wir freuen uns, die Leser mit der Versicherung überraschen zu können, daß Klar's reiner, starker Wille und sein pädagogischer Scharfblick einen Weg zu finden wußte, jene absolute Unmöglichkeit wenigstens zu einer relativen herabzustimmen.

Nach dem §. 9 des vorangeführten a. h. Entwurfes für das Lehramt des höheren Studiums der Klassiker war der jeweilige Professor dieses Faches verpflichtet, Lese- und Deklamirübungen mit den Studirenden zu veranstalten. Zwar waren diese allerhöchsten Orts so sehr gewürdigten deklamatorischen Uebungen nur für die Hörer des dritten philosophischen Jahrgangs vorgeschrieben, und zwar blos in zehn bis zwölf Stunden, indem für dieselben nur jede dritte Woche eine Lehrstunde anberaumt war. Klar erkannte in diesen Deklamir-Uebungen das vielleicht einzige Mittel: über die Gren-

zen seines Berufs hinaus auf Sinn und Gemüth seiner Zuhörer zu wirken und, wenn auch nur theilweise und von ferne, Erzieher und Vater seiner Schüler zu werden. Er faßte jene allerhöchste Verordnung aus einem höheren Gesichtspunkte auf und brachte sie auf eine Art in Ausführung, daß sie zu hohen Ehren kam und noch lange nach ihrem Erlöschen und ihres Urhebers Absterben in gesegnetem Andenken verbleiben wird. Wir werden gleich auch sehen, daß Klar seinem diesfälligen Zwecke die (ebenfalls vorgeschriebenen) schriftlichen Elaborate seiner Schüler und deren mündliche Versuche in der Eloquenz unterzuordnen gewußt hat.

Da die Deklamations-Uebungen in den Vortragsstunden des klassischen Studiums nicht wohl stattfinden konnten, so entschloß sich Klar, seine Privatwohnung zu diesem Zwecke einzuräumen und hier mit Denen, welche Neigung und Anlagen dazu verriethen, in zwanglosen, vom öffentlichen Unterrichte freien Stunden jene Uebungen vorzunehmen. Klar's Anerbieten fand einen solchen Anklang, daß der Raum seiner Wohnung bald zu enge und er daher genöthigt wurde, diese Uebungen in einen Hörsaal des Clementinischen Collegiums zu übertragen. Von nun an erfreuten sich dieselben einer immer regeren Theilnahme, ja der Zuhörerkreis zählte mehrmals auch angesehene Personen, Kenner und Beförderer allgemeiner Bildung. Besonders ermunternd war die mehrmalige Anwesenheit des philosophischen Studiendirektors und infulirten Abtes Milo Grün, des k. k. Gubernialraths und Studienreferenten Franz Twrdy für sich allein, und als Begleiter an der Seite des damaligen Landeschefs Grafen von Wallis Exc. So wurden nun diese deklamatorischen Uebungen, ursprünglich durch das dritte philosophische Studienjahr herbeigeführt, mit Beschränkung auf dessen Hörer mehrere Jahre hindurch fortgesetzt, bis später die Allgemeinheit ihres Interesses und die Anerkennung ihrer ausgebreiteten Vortheile für den studirenden Jüngling bewirkte, daß dieselben ohne alle Beschränkung jedem Akademiker freigestellt wurden. Der jedesmalige Kurs derselben ward mit einem auf Deklamation im Allgemeinen Bezug habenden Programme eröffnet. Die Wahl der vorzutragenden Stücke und die

Sprache, in welcher deklamirt werden sollte, blieben der Willkür der Vortragenden mit dem Vorbehalt überlassen, daß jene dem Leiter der Uebungen vorläufig mitgetheilt würden. Nach dem Vortrage eines jeden Stücks ward erst blos der Sprecher von Klar's Urtheile und den wahrgenommenen Mängeln verständigt, und hieraus Veranlassung genommen, an die Versammlung entweder über den Geist und Gang des Stückes zu sprechen, oder sonst speciellere Bemerkungen über Deklamation zu machen oder wol auch, wenn sich Gelegenheit bot, biographische oder literarische Excurse daran zu knüpfen.

Wir haben oben schon berichtet, daß Klar nach dem höchsten Studienplane durch schriftliche Ausarbeitungen, die seine Schüler liefern, und mündliche Vorträge, die sie halten sollten, ihnen „praktische Anleitung zur Beredsamkeit" zu geben die Pflicht hatte. Der Weise weiß Alles für seinen Zweck zu benutzen — am trefflichsten verstand dies Klar. Er gab Themen zur Bearbeitung auf, die, obwol von hoher Wichtigkeit und praktischem Interesse, doch in den ordentlichen Vorlesungen entweder gar nicht oder nicht erschöpfend besprochen werden konnten. Hatten nun seine Schüler die Elaborate abgeliefert, so las er sie sorgfältig durch, setzte Randbemerkungen bei und gab sie ihnen zurück, nachdem er vorher gewöhnlich eine, und nicht selten auch mehrere Stunden auf einen öffentlichen Vortrag über den fraglichen Gegenstand verwendet hatte. In diesem Vortrage ließ sich Klar zuvörderst über das Stoffliche, das Sujet dieses oder jenes Elaborates in seinem ganzen Umfange aus, ging dann auf die Form über, die zur Darstellung desselben am zweckmäßigsten wäre, und schloß mit der Rüge der wesentlichsten Mängel, die, in welcher Hinsicht immer, den ihm eingereichten schriftlichen Versuchen der Studirenden eigen waren. Hat sich die Nützlichkeit von dergleichen Uebungen schon als Anregung zu selbstthätigem Denken und häuslichem Fleiße bewährt, so wurden dieselben noch heilsamer durch die zarte und dabei feste Hand, die den Griffel der Schüler leitete, auf jeden Fehlzug aufmerksam machte, ihn zu verbessern lehrte; wobei sich fortwährend Gelegenheit fand, auf das Innere der bildsamen Jugend durch Schrift und Wort wohlthätig

und nachhaltig einzuwirken. Im Vereine mit jenen deklamatorischen Uebungen hatten die stylistischen Exercitien der Studirenden erst ihren vollwichtigen Werth. Klar förderte Beides mit gleicher Rüstigkeit. Er weckte auf diesem Wege Sinn für das Schöne und Auffindung und Schätzung desselben nicht blos in den Werken der Griechen und Römer, sondern auch in denen der deutschen, slawischen, italienischen, französischen und englischen Literatur; er verbreitete Lust zu nützlicher Lektüre, er bildete künftige Redner für Kathedern, Kanzeln und Gerichtshöfe — mitunter auch für theatralische Schaubühnen. Das Beste daran war allerdings, daß Klar, leichter und unbemerkter, denn andere Professoren, tiefe psychologische Blicke in die Individualitäten der meisten seiner Schüler werfen konnte, daß er sie unbewußt beherrschte, ungezwungen lenkte, unwillkürlich besserte und zu höherer Erkenntniß führte — mithin eben nicht anders als geradehin väterlich erzog. Also suchte und konnte Klar auch als Universitäts-Professor einigermaßen Erzieher und Vater seiner Schüler sein, und es blieben (wie Schreiber dieses sich noch wohl erinnert) für Professor Klar die gemüthlichen Beinamen: „Studentenvater," „Vater Klar," „Unser Alter," „Stareček" der akademischen Jugend stets geläufig. Der zahllosen Gedichte und Dankadressen, welche Klar auf der Universität von allen Seiten empfing, der Cantaten, die man ihm darbrachte, der Feste, welche ältere und jüngere Schüler ihm gaben, ist schon an einem anderen Orte*) gedacht worden.

Nicht beschränkten sich Klar's Verdienste auf das Gebiet vollendeter Jugendbildung durch Wissenschaft, redende Kunst und Moral; seine Bemühungen reichten weiter, und wir begleiten ihn jetzt auf die Bahn des Philantropinismus, der bildenden Kunst und Literatur.

Kaum hatte der edle (noch heute mit Rüstigkeit in gleichem Berufe lebende) Professor Dr. A. Zeune das erste Blinden-Institut Deutschlands in Berlin gegründet — es war im Jahre 1806 — so brachte der damals selbst von einem hartnäckigen Augenübel befallene Professor Zo-

*) Weinelt, Denkwürd. S. 53, 54, 58.

seph (seit 1809 Ritter von) Mader *) das Bedürfniß einer solchen Anstalt für Böhmen zur Sprache **). Es ist bekannt, daß das von einigen böhmischen Patrioten, Behufs eines neuen Brückenbaues über die Moldau in Prag, zusammengeschossene Kapital eine andere Bestimmung erhielt, und 1807 theilweise zur Errichtung eines „Privat-Instituts für arme blinde Kinder und Augenkranke in Prag" verwendet wurde. Klar war Mitbegründer dieser Anstalt. Als dieselbe projektirt war, erging von Seiten des damaligen Oberstburggrafen, Grafen v. Wallis, an Klar der ehrende Auftrag, die Statuten für die Anstalt abzufassen ***) — und als dieselbe faktisch eröffnet wurde (12. Dez. 1809), kam auch die, ebenfalls von Klar entworfene „Unterrichtsinstruktion für den Lehrer blinder Kinder" †) in Ausübung. Seine Majestät der Höchstselige Kaiser Franz ließen für das neue Institut das Gebäude der ehemaligen Reichskanzlei auf dem Hradschin (Nro. 178) einräumen; der derzeitige Prager Erzbischof Wilhelm Florentin Fürst v. Salm-Salm, Herzog zu Hoogstraten (inthronisirt 1793, † 14. Sept. 1810), übernahm das Protektorat; ein junger Freund des Professors Klar — der schon vorgenannte Med. Dr. Joh. Nep. Fischer, nunmehr k. k. Prof. der Augenheilkunde zu Prag — versah dabei die Stelle eines Augenarztes, und Klar selbst fing an, an der Seite des Instituts-Direktors Prokop Platzer (nachmals Ritter v. Wohnsiedel, k. k. Gubernialrath und Berauner Kreishauptmann, † 19. Julius 1825) eine so aufopfernde Thätigkeit zu entwickeln, daß man sagen kann: mit dem Entstehen des Prager Blinden-Institutes habe in Klar's innerem und äußeren Leben eine neue Epoche begonnen ††).

*) Professor der deutschen Reichsgeschichte und Statistik an der Prager Universität, gestorben am 25. Dezemb. 1815.

**) Die Priorität dieser Idee wird dem Prof. Mader einmüthig zugestanden; Klar, Denkwürd. d. Prager Blindeninstituts (1831), S. 1; Libussa 1846, V. S. 378.

***) Auszugsweise mitgetheilt in Klar's Denkwürd. S. 10—12.

†) Vollständig abgedruckt a. a. O. S. 59—76.

††) Klar, Denkw. S. 10, 13; Libussa S. 387; Weinolt S. 135.

Das rasche Aufblühen des Prager Blinden-Instituts *) war für Klar ein Quell neuer Freuden geworden; besonders seitdem der gütige Monarch in Höchsteigener Person — es war am 22. Mai 1810 — die Einrichtung der noch jungen Anstalt guthieß und deren Stiftungskapital namhaft vergrößerte **). Die ersten vier blinden Zöglinge hütete und lenkte Klar mit liebevoller Vatersorge. Kurz zuvor aber hatte der Himmel ihn selbst mit neuer Vaterfreude begnadigt; denn sein vierter (und letzter) Sohn, Jakob Ernst Aloys, kam am 18. Januar 1808 zur Welt. Es war eine politische Drangperiode; denn schon wurde die Organisirung der böhmischen Landwehr vorbereitet, und es sollte dies Ereigniß sogar in Klar's äußeres Schicksal eingreifen. Bekanntlich erhielten damals die Prager Freiwilligen den Namen eines kaiserl. Leibbataillons, und es bildeten dabei die Studenten eine besondere Abtheilung oder Legion. Klar schien vor Allen berufen, als Freund und Begleiter, oder gleichsam Mentor der Akademiker, mit in's Feld zu ziehen; er wurde auch von seinem Landeschef zu dieser Mission auserkoren. Am 1. Mai 1809 marschirte die Studenten-Legion unter klingendem Spiele aus Prag — Klar war nicht dabei. Hindernisse, deren Beseitigung außer dem Bereiche seines Wollens und Wirkens gelegen, hatten nämlich die Sache vereitelt; obwol sie sein moralisches Verdienst nicht zu verkümmern vermoch-

---

Dr. R. Weitenweber, die medizinischen Anstalten in Prag, 1845, S. 214.

*) Der berühmteste Zögling des Instituts ist der (in seinem dreizehnten Jahre erblindete) Joseph Prockſch — geboren zu Reichenberg 4. Aug. 1794 — welcher vom Jahre 1810 bis 1816 in dieser Anstalt weilte, hier durch den damaligen würdigen Blinden-Lehrer Joseph Jarosch in der Musik vervollkommnet wurde, dann bei Logier in Berlin Unterricht nahm, und zu Prag eine Lehranstalt nach der Methode des gemeinschaftlichen Unterrichts im Pianofortespiel in Verbindung mit der musikalischen Theorie gründete, die gegenwärtig im höchsten Flore steht. Seine kurze Biographie in Klar's Denkwürd. S. 44 — 49; Oesterreich. Nationalencyklopädie (Wien 1836), B. IV. S. 313.

**) Klar, Denkw. S. 18 — 19.

ten. Klar feierte die Fulgurationen der damaligen Zeit laut und still durch manche patriotischen Gesänge.

Im Jahre 1811 erscholl eine Todeskunde aus Klar's Vaterstadt: sein ältester Bruder Johann war am 26. März daselbst verstorben. Der 2. Januar 1812 raubte überdies unserem Klar den zweiten, bereits siebenjährigen Sohn, seinen geliebten Johann Evangelist, an dessen Sarge der Vater folgende Stelle der Vorrede seiner heil. Apostel Jesu Christi schrieb (S. 5 der zweiten Auflage): „In einer Welt, wo es der Unglücksfälle und der unvermeidlichen Leiden so viele, so mannigfaltige gibt, wo uns tagtäglich ein namenloses, zahlreiches Heer von Krankheiten umlauert, wo wir bald über einen verstorbenen Bruder trauern, bald am offenen Grabe unseres Vaters, unserer Mutter stehen; nun unseren süßen Säugling als früh erstarrte Leiche auf den Armen halten — und vielleicht heute oder morgen dem Sarge unseres theuren geliebten Gatten zum Grabe folgen: da ist es Weisheit und vernünftige Selbstliebe, sich mit dem Tode im voraus bekannt und vertraut zu machen; da müssen wir dulden und sterben lernen, um froh zu leben, da müssen wir weise leben lernen, um froh zu dulden, um froh zu sterben; — dies konnten Jesus heilige Apostel!" Der Knabe hatte kürzlich angefangen, die lateinischen Gebete beim Dienst der h. Messe zu lernen, und ausathmend recitirte er die Eingangsworte: **Introibo ad altare Dei, ad Deum qui laetificat animam meam** (Psalm 42, 4). Wenige Monate später erlebte Klar die beseligende Genugthuung, daß ihm seine Gemahlin das Längstersehnte — eine Tochter — gebar, die am 8. April 1812 zur Welt kam, die Namen Maria Katharina Perpetua Felicitas erhielt und achtzehn Jahre hindurch die Freude und der Trost der Eltern blieb.

Mittlerweile hatten sich die deklamatorischen Uebungen von Klar's Schülern so weit aufgeschwungen, daß dieselben vom Jahre 1812 an mit einem öffentlichen Deklamatorium geschlossen werden konnten. Die Theilnahme der Behörden und des Publikums an dem letzteren vermehrte sich mit jedem Semester, so zwar, daß der Tag, an dem das Deklamatorium (im Junius oder

auch später) abgehalten wurde, den Hörern der Philosophie vielen Beifall erwarb und dem Publikum einen seltenen Kunstgenuß gewährte. Für die zur Theologie übertretenden Schüler Klar's waren jene Deklamations-Uebungen halb und halb obligat geworden; denn es wird versichert *), daß Pastoral-Professoren und Seminar-Vorsteher sehr leicht, ohne weitere Kunde schon aus dem ersten Auftritte eines jeden ihrer Zöglinge entnehmen konnten, ob er Klar's Anleitung genossen habe oder nicht.

Eine Freude, wie sie ihm bisher noch nicht vorgekommen, stand jetzt Klar bevor. Einer seiner ehemaligen Leitmeritzer Schüler, Joseph Rasche aus Bürgstein, war am 19. Dezember 1812 als Erzieher des jungen Grafen Franz de Paula v. Harrach, erst 28 Jahre alt, in Wien gestorben. Der in jeder Beziehung ausgezeichnete Frühvollendete vermachte sein Liebstes, nämlich seine aus etwa 600 Bänden bestehende Bibliothek, jener Lehranstalt, welcher er die erste Bildung verdankte. Nachdem Testament und Bücher in Leitmeritz angelangt waren, wurde am 21. Mai 1813 ein rührendes Todtenfest für den Legatar veranstaltet, an welchem nebst der Gymnasialjugend viele hochgestellte Personen Theil nahmen, und das manches schöne Beispiel gegeben haben mag. So z. B. bestimmten späterhin zwei andere Schüler Klar's, die in den Jahren 1822 und 1825 als Seelsorger starben, in ihren letztwilligen Anordnungen, daß ihre hinterlassenen Bücher unter dürftige Studirende vertheilt werden sollten, und baten ihren gewesenen Lehrer, das Geschäft der Vertheilung zu übernehmen; welches Klar auch mit gewissenhafter Treue und ebenfalls unter einem feierlichen Akte vollzog.

Die blutigen Tagesereignisse hatten damals (1813 und 1814) alle Spitäler Prags mit Blessirten so überfüllt, daß die Unglücklichen in den Kreuzgängen der Klöster, in Tanzsälen, ja unter den Colonnaden auf der Gasse und in Privathäusern untergebracht werden muß-

*) Weinolt a. a. O. S. 50.

ten. Aloys und Rosina Klar sammt Kindern und Dienstboten verpflegten fortwährend eine Anzahl Verwundeter aus allen Nationen im eigenen Hause, und sandten überdies Speisen, Getränke, Scharpie und Wäsche in die benachbarten Krankenanstalten, ungeachtet die Todesschauer des Typhus darin wehten. In Klar's Familie — und zu Ehren unzähliger Menschenfreunde Prags sei es gesagt, in der ganzen Hauptstadt — bewährte sich in jenen schreckenvollen Tagen der Erfahrungssatz, welchen die Geschichte durch achtzehn Jahrhunderte geheiligt hat, nämlich: „Der wahre Christ — weil in der innigsten Verbindung mit Gott, gleichsam Theil nehmend an seiner Macht und Güte — wirkt Unglaubliches, und zwar so viel, als groß sein Vertrauen ist." Daß nicht nur das aufopfernde Beispiel der Eltern auf die Klar'sche Familie heilsame Einflüße äußerte, sondern daß auch die ersten und merkwürdigen Erfahrungen, die bei dieser Gelegenheit im Verkehr mit den fremden Kriegern sich ergaben, auf des bereits dreizehnjährigen Paul's Verstand und Gemüth tief eingewirkt, konnte der Vater sich nicht verbergen. Aber man muß das herzzerschneidende Schicksal jener Blessirten (unter denen sich auch genug französische befanden) mit eigenen Augen gesehen haben, um menschliches Elend zu beurtheilen und der ganzen Tonleiter der eigenen Gefühle sich bewußt zu werden!

Mehrere Jahre schon war in Klar's Pulte eine literarische Arbeit gereift, deren Grundgedanke und Ausführung eben so glücklich und lobenswerth, als für Klar's Fachstudium, seine subjektive Anschauungs- und Gefühlweise, seine ganze Feder wie geschaffen schien. Wir meinen das mit Gelehrsamkeit, gläubigem Sinne und außerordentlicher Liebe ausgearbeitete Werk: Die heiligen Apostel Jesu Christi oder die göttliche Kraft und Wirksamkeit des Christenthums, Prag bei Widtmann, 1813; XXVI und 543 Seiten in 8. — ein Buch, das (nach den ausdrücklichen Worten des Sohnes) „unter den ungünstigsten Verhältnissen, ohne des Verfassers unmittelbares Zuthun erschienen," gleichwol bald vergriffen und erst vor Kurzem mit wenigen Veränderungen neu aufgelegt worden ist. (Prag 1846,

XXIV. und 344, S. 8.) *) Der Anlaß zu diesem Buche ist in der feurigen Liebe zu den bildenden Künsten zu suchen, deren sich Klar, zumal wenn es Gegenstände der Religion galt, niemals zu entäußern vermocht, ja die er lebenslang mit steigender Leidenschaft gehegt und weit und breit gefördert hat. Er selbst erzählt in der Vorrede seines Buches (S. XVI. der 2. A.): „Ein vaterländischer Künstler hatte den Vorsatz gefaßt, die Abbildungen der heiligen Apostel in Kupfer zu stechen und herauszugeben. Er hatte sich vorher an Männer von Beruf mit der Bitte gewandt, für diese Abbildungen die Lebensbeschreibungen, etwa 8 — 10 Bogen stark, auszuarbeiten; allein ohne Erfolg. Mir gefiel der Stoff; ich gab nach. Ich sah wol ein, daß diese Lebensbeschreibungen in Hinsicht ihrer Ausführlichkeit nicht anders als sehr unverhältnißmäßig gegen einander ausfallen würden. Da faßte ich denn die mir vorgelegte Aufgabe aus dem Gesichtspunkte auf, wie sie gegenwärtig in diesen Blättern erscheint. Ich betete zu Gott und ging an die Arbeit, dachte, schrieb, betete, dachte, betete und kam zu Ende." Allein aus den zehn Bogen wurden mehr als vierzig. Das Buch erschien ohne Bilder und für sich selbst. Zu massenhaft war dem Verfasser der Stoff angewachsen, namentlich in den Anmerkungen, die einen wahren Schatz von Lesefrüchten bilden und deren Auswahl, Zusammenstellung, gelehrte, geistreiche, mitunter spitzfindige Commentirung ebenso lehrreich als anziehend erscheint. Es genügt hier blos anzuführen, daß Klar's Apostel in einem Erlasse des Prager fürsterzbisch. Con-

*) Ueber die enthusiastische Aufnahme dieses Werkes vergleiche man Weinolt's Denkwürd., S. 153—154; außerdem die in Frint's theologischer Zeitschrift, VIII. Jhg. 2. H., S. 354—383, vorkommende Recension. Die zweite compressere, splendidere, auch mit dem Bildnisse Klar's gezierte Ausgabe ist ihrem Ertrage nach „zur Verwirklichung der in der Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde zu Prag zu begründen begonnenen Diöcesan-Blindenstiftungsplätze bestimmt. Die Dedikation ist an den Herrn Bischof zu Leitmeritz, Augustin Bartholomäus Hille gerichtet; die Revision des Textes hat Prof. Dr. Weinolt besorgt.

sistoriums dd. 10. Nov. 1831, Z. 7161 ein „mit allgemeinem Beifall aufgenommenes klassisches Werk" genannt werden.

Aus der Mitte der Prager Akademiker hatte sich in dem Theuerungsjahre 1816 ein freiwilliger Unterstützungsverein für dürftige Hörer der Philosophie gebildet, der auch schnell eine festere Organisirung erhielt und Gutes wirkte. Diese Anstalt war nun ganz nach Klar's Herzen. Er, der von jeher armen Studirenden Unterstützungen gereicht, nahm sie unter seine besondere Obhut. Er legte Gelegenheitsschriften zum Besten derselben in den Druck; z. B. die am 7. Mai 1820 bei Eröffnung der deklamatorischen Uebungen gehaltene Rede, die allein 337 fl. 19 kr. der Anstalt eintrug. Späterhin kamen auf andern Wegen noch mehrere Tausende hinzu. Neben dem Wohlgefallen der hohen Landesstelle lohnte Klar's Bemühungen auch die Gnade seines Kaisers, die ihm gemäß h. Studienhofkommissions-Dekrets v. 16. Aug. 1816 für seine Verdienste auf's huldvollste bekannt gegeben wurde.

Klar beschäftigte sich von nun an mit vielen größeren und kleineren literarischen Arbeiten, die ihm meist von den Umständen und seinem Wohlthätigkeitssinn eingegeben oder von verschiedenen Redaktionen abgefordert wurden. Einen sehr gehaltreichen Aufsatz „Rückblicke auf das vorige Jahrhundert in pädagogischer Hinsicht zur Förderung des Erziehungswesens der Gegenwart" widmete Klar seinem würdigen Freunde Alex. Parzizek, der ihn in seiner periodischen Schrift: Der Schulfreund Böhmens 1818 — 1819 (II. Bd. 3. bis III. Bd. 2. Hft.) mitgetheilt hat. Basedow und Campe werden darin gegen ihre Nachfolger gehalten. Die Grätzer Zeitschrift „Der Aufmerksame" brachte aus Klar's Feder in ihrer Nr. 156 vom 30. Dezember 1819 einen Nekrolog des k. k. Gubernialrathes und inf. Probsten zu Allerheiligen ob dem Prager Schloße, Dr. Kaspar Royko — des bekannten Kirchenhistorikers, der (am 1. Jan. 1744 zu Marburg geboren) seit 1774 Professor der Theologie zu Gratz, seit 1782 zu Prag war, hier 1791 zum Referenten in geistlichen Angelegenheiten befördert wurde und am 20. April 1819 gestorben ist.

Von der philosophischen Fakultät am 17. August 1820

für das folgende Studienjahr zum Dekan gewählt, sah sich Klar um so mehr überrascht, als ihm hiedurch die Freude geworden war, am 31. Januar 1821 auch den Namen seines Sohnes Jakob, der damals die erste Humanitätsklasse studirte, in die Universitätsmatrikel eintragen zu können *). Seine beiden, bei jener Feierlichkeit abgehaltenen lateinischen Reden sind auch im Drucke erschienen, und zwar:

a) Aloisii Klar etc. Decani, Philosophiæ in hac Carolo-Ferdinandea Auditorum Academica civitate donandorum inauguratio. Ad diem pridie Calendas Februarias Anno p. Chr. n. 1821. Pragæ 1821 pp. XIV.

b) Aloisii Klar etc. Decani, juvenum in Cæsareis Regiis Pragenæ urbis gymnasiis Humanitati studentium civitate Academica donandorum inauguratio. Ad diem pridie Calendas Februarias, anno post Christum natum 1821 ib. e. a. pp. 12, 8.

Während dieses seines Dekanats-Jahres nahm Klar, mit Kunst und Künstlern immerwährend im Verkehr, an der geschmackvollen Herstellung der beiden Disputations- und Promotions-Säle im Carolingebäude thätigen Antheil. Auch sichtete er die verworrenen Schriften der Fakultät, ordnete sie mit außerordentlicher Mühe in gegen 80 theils Quart-, theils Oktavbände und Portefeuilles, versah jedes Volumen mit einem Index und verfaßte über alle Bände ein Generalregister. — Ungeachtet der Geschäfte, welche ihm die Würde eines Dekans auferlegte, besorgte Klar noch im Winter des Jahres 1820 die zweite (34 Oktavseiten starke) Auflage seiner Abhandlung „über Deklamation und deklamatorische Uebungen" — ja er förderte gleichzeitig auch noch eine größere Schrift unter dem Titel an's Licht: „Du sollst; betrachtet als Grundlage einer beseligenden

*) Gleich im Eingange seiner damals gehaltenen Festrede (oben unter b) nimmt Klar Bezug auf diese zufällige väterliche Freude, indem er ausruft: Qua ego Vos voluntate hic suscipiam, optimi et ingenui juvenes, vel ex hoc intelligere potestis, quod, cum Vos appello, Almae hujus Carolo-Ferdinandeae Universitatis cives Vos inauguraturus, et una, qui inter Vos est, compello filium. Filiorum loco mihi omnes suscipimini etc.

Selbstständigkeit und wahrhaft weiser Erziehung" (Prag 1820 bei Kraus, VI. und 116 Seiten in groß 8.). Auf dem Titelblatte steht zwar nur die Chiffre: Vom Verfasser d. h. A. J. Chr. (die ein Jeder versteht); die Vorrede aber hat Klar mit seinem vollen Namen unterzeichnet. Es ist dies Büchlein, das an Rousseau's Emil, Jean Paul's Levana und ähnliche Schriften erinnert, eine gedrängte, beinahe aphoristisch, auch etwas sentimental gehaltene Theorie der Erziehung zum wahren Menschen und Christen, wobei wieder 24 am Schluße beigebrachte Anmerkungen theils aus gelehrten Lesefrüchten, theils aus pädagogisch-reformatorischen Winken des Verfassers bestehen. „Die in diesem Werkchen dargelegte Theorie ist nicht eine aus der Einbildungskraft geschöpfte" — sagt ein Beurtheiler *) — „nicht Spekulation, der keine Erfahrung unterläge, nein, es ist Geschichte, Darstellung der Grundsätze, welche Klar selbst bei der Erziehung seiner Kinder befolgte, und des Resultates, das sie ihm gewährt haben. Die Grundsätze, die er darin aufstellt, hatte er zuerst befolgt, den Erfolg, den er verspricht, erfahren, und zu den zarten Schilderungen, die S. 37, 38 ff. und an andern Orten vorkommen, hat ihm nicht die Phantasie, sondern seine Gattin, seine Kinder, das Leben und die Wirklichkeit, deren Schöpfer er mit war, das Material geliefert." Gleich nach der Schrift „Du sollst" lieferte Klar einen interessanten, wegen seiner Popularität natürlich von historischer Kritik absehenden, übrigens von der hohen Landesstelle belobten Aufsatz: „Die Schule zu Budecz in Böhmen — abgedruckt in dem oben citirten Schulfreunde 1821, V. Bds. 2., 3., 4. Heft **).

*) Weinolt, Denkwürd. S. 94—95.

**) Von den prosaischen und poetischen Versuchen seiner Schüler und akademischen Freunde wollte Klar (nach Art der bekannten Seibtschen Blumenlese) in den Jahren 1820—1822 zwei Bände herausgeben. Der erste Band, welcher (nach Weinolt, S. 51) Aufsätze von Bolzano, Zimmermann, Gelinek, Wenzel Swoboda, Karl Egon Ebert, Franz Schmidt, Anton Jakl, Laube, Karl Rößler, Rudolph Glaser, Niklas u. A. enthielt, war auch bereits zum Druck ganz vorbereitet. Nur Zufälligkeiten verzögerten und vereitelten endlich das Ganze.

Es waren die Sommerferien des Jahres 1822 gekommen. Klar verstattete seinem jüngern Sohne Jakob, der von Jahr zu Jahr schönere Hoffnungen anregte und eben im Begriffe war, die Universität zu betreten, eine Vergnügungsreise nach Dresden. Jakob, dort selbst in gemüthliche und gebildete Kreise gezogen, kehrte geisteserwärmt und in seinem Wissensdurste und seinen Entschließungen befestigt nach Hause zurück. In den ersten Novembertagen aber erkrankte er plötzlich am Nervenfieber — er, der unter seinen Geschwistern den stärksten Körper und die kräftigste Gesundheit zu haben schien — so ernstlich, daß man ihn am vierten Tage auf sein eigenes Verlangen mit den heiligen Sakramenten der Sterbenden versah. Ohne im mindesten zu fantasiren, sprach er von seinem herannahenden Ende und tröstete sogar die Eltern hierüber. Am 11. November 1822 nahm ihn der Herr zu sich. Im Beisein aller Mitschüler des Verblichenen warf der Vater die erste Handvoll Erde in das Grab, während er mit unerschütterlicher Haltung Worte des Glaubens an ein jenseitiges Wiedersehen laut und vernehmlich sprach. Konnte es hienieden noch größeren Schmerz für Klar geben? Es gab ihn wirklich! — und der ihn erfahren mußte, ertrug ihn mit gleicher Ergebung in Gott.

Um auf den Gefilden der Dichtkunst einige Trostesblumen zu pflücken, ging Klar an die Redaktion einer „Auswahl von Gedichten zu deklamatorischen Uebungen," welche auch noch in demselben Jahre 1822 (XXII. u. 266 Seiten stark) erschienen ist. In der Einleitung gibt der Herausgeber einen kurzen, aber authentischen Rechenschaftsbericht über die von ihm gegründeten Deklamationsübungen, welche in diesem Jahre zum erstenmal in dem Verzeichnisse der ordentlichen Vorlesungen an der k. k. Universität bekannt gemacht und hiedurch wiederum zu höheren Ehren gebracht wurden. Den Ertrag der Auswahl aber widmete Klar der schon früher berührten Unterstützungsanstalt für dürftige Hörer der Philosophie, an deren Direktion er binnen sechs Jahren überhaupt 1186 fl. 12 kr. baar abgab und derselben auch noch die Anwartschaft auf fernere 1801 fl. ertheilte, wodurch dieser Anstalt ein reiner Gesammt-

ertrag von 3324 fl. 31 kr. zugewendet wurde. Die hohe Landesstelle unterließ auch diesmal nicht, dem unermüdlichen Wohlthäter der Armen in eigenen Dekreten vom 28. April 1821, 27. Januar und 30. Juli 1823 (später auch noch mehrmal) ihr besonderes Wohlgefallen zu erkennen zu geben.

Als im Jahre 1824 die Hauptstadt Böhmens mit dem Besuche ihrer Majestäten beglückt wurde, veröffentlichte Klar ein herzliches und schwungreiches Festgedicht: „Empfindungen bei der Allerhöchsten Ankunft Ihrer k. k. Majestäten von Oesterreich, Franz und Caroline, in der k. Hauptstadt Böhmens am 13. Mai 1824" (in 4.), welches in mehreren Tausend Exemplaren circulirte, auch in der Prager Zeitung abgedruckt erschien. Er erlebte dafür die große Freude, beide k. k. Majestäten am 25. Mai im Blinden-Institute zu Besuch empfangen und in Person ehrfurchtsvollst begrüßen zu können. Klar faßte sogleich einen neuen, dem Institute ersprießlichen Gedanken. Im folgenden Jahre nämlich, als (am 5. Oktober) in einem Hörsaale des Clementinums — auch dessen Einräumung und Dekorirung war ursprünglich von Klar ausgegangen — die gewöhnliche öffentliche Jahresprüfung der armen Blinden Statt fand, verfaßte Klar einen (von dem Zöglinge Johann Lischka gesprochenen) Prolog *), der in Druck gegeben zum Besten des Instituts einen Ertrag von beinahe 100 fl. lieferte.

Inzwischen ging der seitherige hochverdiente Blindeninstituts-Direktor Ritter von Platzer mit Tode ab. Da nach §. 29 der Statuten beim Abgange des Direktors der älteste Mitvorsteher jedesmal ohne Wahl oder irgendwelche fremde Einwirkung als wirklicher Direktor einzutreten hat; so hielt es Klar für seine heiligste Verpflichtung, schon Tags darauf (20. Jul. 1825) das Institutsdirektorat zu übernehmen. Das Heil der Anstalt, die durch die lange Krankheit und Abwesenheit ihres verewigten Vorstandes mannigfach gelitten hatte, war nun Klar, wie er wenigstens glaubte, auf die Seele gebunden. Der Verlauf von sechs Jahren hatte auf manche Vervollkommnung im Innern geführt,

*) Auch abgedruckt in Klar's Denkwürd., S. 36—37.

die nicht gerade, was man so sagt „statutenmäßig", aber nichts desto weniger eine Verbesserung, mithin eine Wohlthat für die Blinden war. Der glühende Drang, in solcher Stellung das möglichste Gute zu stiften, beseelte Klar so sehr und so ganz, daß er außer seinen Collegien nur für die Blindenanstalt zu leben schien. Der Geist des Vaters war auch der des Sohnes. Paul Klar — damals schon bei dem k. k. Landesgubernium in Staatsdienst getreten — hielt aus bloßer Liebe für die blinden Zöglinge regelmäßige Vorlesestunden, deren günstiger Erfolg auf Kopf und Herz der Unglücklichen sich mit erstaunlicher Intensität geltend machte. Als Klar, der Sohn, zu Ende April 1826 seiner Dienstesobliegenheiten wegen die k. Hauptstadt verlassen mußte, ließ sich Dr. Johann Sylhawi (gegenwärtig k. k. Bibliothekar und Direktor der philosophischen Studien in Olmütz) willfährig zur Fortsetzung jener Vorlesungen herbei. Auch das Verfahren beim Unterrichte, die häusliche Zucht und Pflege, die Mehrung der Einnahmen, das Instituts-Hauptinventar, kurz Alles in Allem ließ sich Klar angelegen sein, worüber er selbst öffentlich und aktenmäßig Bericht erstattet *). Jedermann, auch unsern Leser, muß es daher befremden, daß Klar am 28. Oktober 1825 den versammelten Vorstehern des Instituts das Direktorat desselben auf einmal gekündigt habe. Aber wir müssen über diesen Punkt Klar's eigene Worte beibringen. „In jener Zusammentretung also — sagt Klar **) — wurde dem Institute von mir eigenwillig die nach §. 12 der Statuten gestattete sechswöchentliche Aufkündigung gegeben, wobei ich erklärte, nach dem Verlauf, nämlich mit dem 11. Dezb. 1825, das Direktorat niederlegen, an meinen Nachfolger im Amte ***) übertragen zu wollen, und mich von dem Institute sodann für immer mit dem Wunsche gänzlich loszusagen, daß es meinen Nachfolgern ganz gelingen

*) Denkwürd., S. 27—39, 55—59.

**) Ebendas. S. 56.

***) Dies war der damalige k. k. Gub. Rath und Brauner Kreishauptmann Joseph Ritter (später Freiherr) von Prochazka, † 1845.

möge, das zur vollen Vollendung zu bringen, was seit siebzehn Jahren der Gegenstand meines redlichsten Strebens gewesen, und der sehnlichste meiner Wünsche ist und bleiben wird, welche Erklärung in das von allen Mitvorstehern gefertigte Protokoll aufgenommen ward. — Wenn ich (fährt Klar fort) hier nicht die Ursachen und Gründe aufzählen will, die mich zu diesem Entschluße bestimmten, so halte ich es dennoch der Oeffentlichkeit und meiner Person für schuldig zu erklären, daß dieser nach reiflicher Ueberlegung erfolgte, daß er nicht aus Scheu vor vielen beschwerlichen Arbeiten, vor den vielen, theils bestandenen, theils noch zu erwartenden Beschwernissen gefaßt war; denn es war mein größtes Seelenvergnügen seit dem Jahre 1806, für diese Leidenden wirken zu können, die gewiß die innigste Theilnahme Aller haben. Aber es war die feste Ueberzeugung, daß ich bei allem Aufgebote von kraft- und rastlosem Mühen unter den damaligen nächsten Verhältnissen das Gute durchzuführen nur spärlich im Stande wäre, daß ich in dem nächsten Bereiche keine liebevolle Unterstützung fände, und daß zur Förderung des Gemeinnützigen nicht der Name, sondern nur der Wille erfordert werde, der mir für meine Lebenszeit die Bahn unverschränkt bietet, auf der ich nach diesen meinen, seit Jahren bethätigten Gesinnungen ungestört handeln könne, und daß mir diesen Schritt Rücksichten als Staatsdiener und Familienvater noch überdies geboten."

Mit diesen unumwundenen, männlichen Worten motivirt, dünkt uns, Klar seinen bedauerlichen Rücktritt vom Direktorate — welcher letztere faktisch erst am 26. Febr. 1826 erfolgt ist — mehr als genügend. In seiner edlen Seele stiegen bereits neue, große, segenverheißende Ideen und Vorsätze auf; der längere Verband mit dem, ob auch noch so liebgewonnenen Institute wäre Hemmung, Unfreiheit, Trostlosigkeit für ihn gewesen. Ahnungen von etwas Werdendem und Bleibenden durch kühnen Angriff und heldenmüthige Beharrlichkeit aus unscheinbaren Keimen zu Schaffendem durchzuckten des greisen Mannes Brust — und diese Ahnungen täuschten ihn nicht. Es gab im böhmischen Vaterlande ein Privatinstitut für blinde Kinder; eine Versorgungsan-

stalt für die dem Erziehungsinstitute entwachsenen Blinden war noch nicht da.

Allein — wir dürfen weder vorgreifen, noch auch das (in die Hand eines nicht minder würdigen Mannes und Menschenfreundes übergegangene) Institut für Blinde vorläufig aus den Augen verlieren. Denn noch glaubte Klar, dem Institute einen Stiftungsplatz für ein armes blindes Kind des Leitmeritzer Kreises*) als Vermächtniß hinterlassen zu sollen. Wo das beträchtliche Kapital hernehmen? Darüber war Klar nicht lange uneins mit sich. Er griff ganz in die Nähe. Der Nekrolog seines Vorgängers im Direktorate, welchen Klar aus dessen Papieren geschöpft, lag druckfertig da; dieser ward herausgegeben unter folgendem Titel: „Nekrolog des k. k. Gubernialraths Prokop Ritter von Platzer und Wohnsiedel, mit dessen Bildniß im Steindruck. Zum Besten der hierortigen Privat-Erziehungsanstalt für arme unmündige Blinde" (Prag 1826, 16. Seiten in 8.). Die Auflage von 600 Exemplaren gewährte einen Gesammtertrag von 1298 fl. Dies war nicht genug. Klar, dem die herkömmlichen Prager Meßlieder weder nach ihrem Geiste, noch nach ihren Worten, noch auch nach ihrer Melodie zusagen wollten, dichtete also selbst einen neuen und vollständigen Meßgesang, welchen ein Freund des Hauses, Joseph Manschinger**), nach Art der alten böhmischen Kirchen-Chorale in Musik setzte. Text und Composition hatten sich eines außerordentlichen Anklanges zu erfreuen und bald war Klar's „Meßgesang" in den Prager und Olmützer Erzdiöcesen, so wie in der Diöcese von Trient, zum Kirchengesange erhoben, in der Königgrätzer und Budweiser Diöcese sogar auch in böhmischer Sprache. Es wurden von diesem Meßgesange ***), der in in- und ausländischen Blättern

*) „Des Leitmeritzer Kreises, an welchen mich (das sind Klar's eigene Worte) so viele frohe und theuere Erinnerungen meines Lebens knüpfen, und dem ich selbst den Anfang desselben und meine erste Bildung schuldig bin." Denkwürd. S. 58.

**) Jetzt Amtsdirektor zu Böhmisch-Aicha und Consulent des Prinzen Camill Rohan.

***) Ueber den Succeß dieses Meßgesanges vergleiche Klar's

einstimmiges Lob erntete, nach und nach 80000 Exemplare abgesetzt und ein Ertrag erzielt, mittelst dessen Klar das vorerwähnte Stiftungskapital bis auf 5000 fl. ergänzen konnte. Diese Summe also wurde an die Direktion des Prager Privatinstitutes für blinde Kinder, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung abgegeben, daß — wenn es gelänge, früher oder später eine Versorgungsanstalt für dem Institute entwachsene Blinde zu Stande zu bringen — das Kapital an die letztere Anstalt zurückfallen solle. Aus dieser Zeit datirt auch ein vollendetes Manuscript Klar's: über das Geist- und Gemüth-Erhebende der heiligen Messe, welches später vielleicht dem Meßgesange vorgedruckt werden sollte.

Schon im Jahre 1826 hatten die Hörer des zweiten philosophischen Jahrganges dem Professor Klar eine große Cantate (am Vorabend seines Namensfestes, 20. Julius) veranstaltet *). Im Monat Oktober 1828 begab es sich, daß Klar mit Gemahlin und Tochter nach Rumburg reis'te und von dort einen Ausflug nach Schluckenau machte. In der Freude der Erwartung sandte Einer seiner geliebtesten Schüler, der zu Schluckenau lebte **), nach allen Seiten Eilboten aus, um so viele gewesenen Schüler Klar's, als möglich, zusammenzurufen. Priester und Laien, Rechtsgelehrte und Aerzte, Wirthschaftsbeamte und Gäste, die einander nie gesehen hatten, füllten alsbald das Haus des Festgebers; je Mehrere kamen, desto größer war der Jubel der früher Erschienenen. Klar trat ein — und ein lautes: „Vivat unser Vater Klar!" sagte ihm, wornach er fragen wollte, daß er sich im Kreise seiner Schüler und anderer Verehrer befinde. Das war ein Tag, den der Herr gemacht hatte für ihn und Alle, die an den Freuden desselben Theil genommen. Glücklich kehrten Alle heim, verjüngt

---

Denkwürdigkeiten, Seite 58 — 59. Weinolt a. a. O., Seite 137 bis 138.

*) Text von J. N. Orbal aus Zasmuk, Musik von F. Wodrhanek. Das Gedicht wurde gedruckt vertheilt, die Cantate von mehr als 60 Musikern ausgeführt.

**) Justiziär Johann Rößler in Schluckenau.

und beseligt Vater und Mutter, stolzentzückt und freudetrunken Tochter Marie.

Aber ach! wie wandelbar sind die Geschicke! Dieselbe blühende Tochter, siebzehn Sommer alt, deren Antlitz ein Abglanz des Schönen, deren Art und Sitte ein Zauber der Anmuth, deren Herz der reinste Spiegel der Natur, deren Geistes- und Kunstbildung ein Phänomen zu nennen waren; Marie Klar — Jedem, der sie kannte, unvergeßlich — sank am 18. Junius 1829 in das Grab. Mit voller Beruhigung hatte der Vater von ihr sagen können: „Sie fing hier an, wie sie dort fortfahren darf" — und in der von ihm verfaßten Todesanzeige: „Sie hatte Eltern und Bruder in ihrem Leben nie und das Erstemal durch ihr Hinscheiden betrübt." An Mariens Sterbetage wurde gegen Mittag ihr Zustand von den Aerzten für gefahrlos erklärt; Nachmittag blieb er sich gleich. Da ging der Vater voll Trost und Hoffnung in's Freie — seit mehr als acht Tagen zum erstenmal wieder. Er kehrt nach 8 Uhr zurück und findet Marie so eben verschieden. Alles weint, und auch er kann sich einige Augenblicke der Thränen nicht erwehren. Doch bald sammelt er sich, geht in sein Zimmer, nimmt die heil. Schrift, schlägt Matth. 9, 18 auf und tritt damit in das Zimmer der eben Entschlummerten. Es war mit Aerzten, Studirenden und theilnehmenden Freunden angefüllt; in ihrer Mitte lies't er laut und gesammelt: „Weichet zurück, denn das Mädchen ist nicht todt, sondern es schläft nur." Alle fühlten sich getröstet und erbaut, Alle aber waren auch hingerissen vor Staunen, denn sie wußten, wie sehr der Vater auf ihre Besserung hoffte, wie wenig er ihren Tod erwartete und wie außerordentlich lieb und theuer sie ihm war*). Das Leichenbegängniß von Marie Klar war eines der erschüt-

*) „Auch Maria" — schrieb ihr Bruder damals einem Freunde — „bekam vom Vater die erste Handvoll Erde mit einem salbungsreichen Spruch. Ich weiß, daß es geschah, daß viel darüber gesprochen und gestaunt wurde; aber mehr weiß ich nicht. Denn ich war zu schmerzlich ergriffen und darniedergebeugt, und konnte meinen Vater kaum begreifen." Vgl. Weinolt a. a. O., S. 105; ebendas. S. 57 – 58, ein schönes Gedicht auf Mariens Tod.

terndsten Schauspiele, aber auch herzerhebend für die große Menge der Anwesenden, ehrend für die selig Entschlafene, trostreich für Eltern und Bruder, die dem bekränzten Sarge gefolgt sind. Die Art, wie Klar's Zuhörer ihn nach diesem Trauerfalle ohne alle getroffene Verabredung bei seinem ersten Eintritt in's Kollegium empfingen, war, wie es die Studirenden selbst nannten, etwas Außerordentliches, Allen ewig Unvergeßliches. Wer an jener Vorlesung nicht Theil zu nehmen brauchte, fand sich am Hofe oder an den Zugängen des Hörsaales ein, um dem Kommenden seine Theilnahme zu bezeugen; und der edle Greis versicherte selbst, daß ihn diese Aufmerksamkeit von mehr als 600 jungen Leuten innig gerührt und erfreut, ihr Benehmen aber im Hörsaale so erschüttert habe, daß er nur mit Mühe seine ruhige Fassung beizubehalten im Stande war.

Wie vor sechs Jahren nach dem Tode seines jüngsten Sohnes, ebenso versenkte sich Klar auch diesmal in das Reich der Poesie, um in dem Dichtergarten Deutschlands eine abermalige Blumenlese zu halten. So entstand (als zweiter Band) Klar's Auswahl von Gedichten zu deklamatorischen Uebungen (Prag 1829, XLIV und 372 Seiten gr. 8.) — wieder mit einem interessanten, über den Verlauf seiner Deklamir-Uebungen Bericht erstattenden Nachworte. Auch diese Sammlung wurde mit großem Beifall begrüßt. Hofrath C. A. Böttiger, der gelehrte und geschmackvolle Archäolog, sagte darüber in Nr. 7 (Jahrg. 1829) des Dresdener Artistischen Notizenblattes: „Wir dürfen nach einer genauen Prüfung versichern, daß die 200 hier ausgewählten Beispiele fast durchaus wahre Mustergedichte sind, und ohne alle persönliche Vorgunst oder Lokalabsicht alle edlen Sänger unseres Bardenhaines umfassen. Es hat uns wohlgethan, am Schluße sechs Lieder aus unseres trefflichen Raphaelsängers C. Förster herrlichem Kunst-Cyklus und zu allerletzt den guten Geist des edlen Fr. Rochlitz aufgenommen zu finden. Auch ist die am Ende beigefügte Rechenschaft über den Hergang der öffentlichen deklamatorischen Uebungen auf der Prager Universität eben so lehrreich, als für den Ordner derselben wahrhaft ehrenvoll." Klar aber strebte und wußte

zu verwirklichen, was die Alten so sehr empfahlen: Das Schöne zum Guten *). Denn er, der glühende Verehrer der Kunst und feine Kenner ihrer Werke, faßte die überaus glückliche Idee, den Ertrag jenes Buches zur Begründung einer vaterländischen Künstlerstiftung zu widmen. Er selbst sagt über dieses sein Vorhaben in der Vorrede: „In der redenden schönen Kunst ist es seit Jahrtausenden entschieden und anerkannt, daß der Weg zur Vollendung mittelst der Regeln ein aufhaltender langwieriger Umweg sei, und Vorbild und Muster am kürzesten und erwünschtesten zum Ziele führen. Alles dieses ward mir noch mehr durch so manchen näheren und entfernteren Freund und Künstler aus dem nördlichen Deutschlande auf ihrer Rückkehr aus Italien und Rom bestätigt. — Dahin soll Böhmens Jünger der Kunst! Wie könnte ihn sein Vaterland gerade im entscheidendsten Momente aufgeben und außer Acht lassen? Hier schließe sich ihm das Geheimniß der Meisterschaft der Kunst auf, hier enthülle sich ihm das Höchste derselben! In diesen Wunsch stimmt gewiß Alles, was die Kunst, was das Vaterland liebt, von ganzer Seele mit mir ein. Auf diese Ueberzeugung gründet sich auch mein Vertrauen zu der Ausführbarkeit und die feste Zuversicht zu der möglichen und gewissen Verwirklichung dieses zur Aufnahme der Kunst und zu des Vaterlandes Ehre so allgemein im Stillen gehegten Wunsches. Und sonach war mein Entschluß gefaßt, ungeachtet aller Hindernisse eine Künstlerstiftung für den österreichischen Kaiserstaat und zunächst für Böhmen, mein theueres Vaterland, zu begründen — wozu der Ertrag der vorliegenden Sammlung von mir bestimmt und ganz gewidmet wird." So weit Klar. Sein Aufruf drang bis zum Kaiserthrone. Zu Ende des nämlichen Jahres schon genoß Klar die hohe Ueberraschung, einen Reinertrag von 6100 fl. als vorläufiges Stiftungskapital in die böhmische Sparkassa deponiren zu können.

Von der Zeit an, wo Professor Klar die Hebung und Belebung vaterländischer Kunst, insbesondere die

*) *Τὰ καλὰ ἐπι τοις ἀγαθοίς.* Plato im zweit. Alcib.

Förderung der Malerei, Plastik und Chalkographie, sich zum Hauptziele setzte, ging ihm sein einziger, alle Sympathieen des Vaters theilender Sohn treulich an die Hand; gleichwie er auch dieselbe liebende Theilnahme an dem Schicksale der unglücklichen Blinden von Anbeginn an den Tag legte. Ohne Klar, den Sohn, wäre auch die Künstlerstiftung kaum in's Dasein getreten. Beide Männer, von gleicher Liebe zur Kunst durchdrungen, durch und durch von Wohlthun beseelt, waren bestimmt, den Blinden und überhaupt den Armen, namentlich aus der Klasse der Studirenden in Böhmen, ersteren dauernde, letzteren wenigstens zeitweilige Hilfe zu gewähren; der vaterländischen Kunst durch Unterstützung und Beschäftigung der Künstler einen angemessenen Aufschwung zu verleihen, die Literatur für die verschiedenartigen Zwecke der Humanität zu kultiviren und auszubeuten, die Mittel der Kunst aber den Interessen der Religion weise anzuschmiegen, und so ihrem patriotischen Wirken einen tieferen innerlichen Zusammenhang oder morglischen Halt zu geben, der sich unsichtbar auch den heterogensten Strebepunkten mittheilt. Es ist diese unsere schwerfällige Definition des Klar'schen Wirkens mit einem Worte das, was man gemeinhin den Segen nennt, der von Oben kommt — der aber (nicht metaphysisch, sondern praktisch gesprochen) auch des rechten Entgegenkommens von Unten bedarf. Das wirklich Rechte, wirklich mit rechtem Willen Erfaßte und mit dem rechten Geschick Durchgeführte findet diesen Segen immer; bei jeglichem Beginnen blickt aber auch das Auge der Vorsehung in des Urhebers Herz, und wohl sodann Dem, der nur reine Absichten gehegt! Was ein Solcher baut, ist an sich schon geheiligt für die Zukunft. Klar, der Vater, Klar, der Sohn, waren dieses Geistes voll bei ihren Unternehmungen. — Letzterer ist es noch. Seit seinem dreißigsten Jahre, wenn nicht früher, hat der Sohn gemeinschaftlich mit dem Vater gewirkt, gebaut, gestiftet. Aber nur Diesen hat man auf dem Schauplatze gesehen. Der Biograph fühlt, daß hier Notizen über Klar, den Sohn, einzuschalten wären — es sind ihm aber dieselben verweigert worden. Wie sehr indeß Klar's Schöpfungen durch das günstige Schicksal bedingt waren, daß ihm ein Sohn

— und überdies ein solcher — geworden, leuchtet schon deshalb ein, weil Klar's Stiftungen alle in Sohneshand übergingen, der nun mit Leib und Seele an deren immer großartigerer Entfaltung arbeitet.

Wir gewahren übrigens mit Interesse, wie in Klar's hohem Alter dessen geistige Strebsamkeit fortwährend zunimmt, und wie sich in seine drei letzten Lebensjahre gerade die wichtigsten seiner Leistungen zusammendrängen, während Klar überdies auch seine schriftstellerische Thätigkeit steigert. In schneller Aufeinanderfolge lieferte er nachbenannte Aufsätze: „Religion; ist sie blos Mittel zur Glückseligkeit oder der Zweck und die Bestimmung des Menschen selbst, oder vielmehr beides zugleich?" (Abgedruckt blos in böhmischer Uebersetzung in: **Časopis pro katolické duchowenstwo** — woselbst auch Klar's Meßgesang, böhmisch von Chmelensky, 1828, II. 289 *) erschien). „Friedrich von Schlegel, k. k. österreichischer Legationsrath; Beiträge zu seiner Lebensgeschichte" — im 3. Jahrg. der Monatschrift des böhmischen Museums (1829). Vorrede und Dedication zu dem von der philosophischen Fakultät herausgegebenen Urkundenbuche: **Liber Decanorum facult. philos. Univers. Pragensis, Pragae 1830, 8.** „Ueber die Heiligen" (böhmisch zuerst in: **Čas. pro kat. duch.** 1830, dann deutsch) in **Dr. Benkert's** Religionsfreund 1830, Dezemberheft, S. 1533 bis 1608. In letztere Zeitschrift hat Klar auch seinen Aufsatz: „Ueber die Würde und Kraft des Christenthumes" niedergelegt, von welchem Benkert selbst rühmt, daß uns aus demselben ein wissenschaftlicher und frommer, wahrhaft apostolischer Geist anweht, wie denn Klar's sämmtliche Beiträge (auch zu Benkert's „Athanasia") nach desselben Theologen Urtheil von klassischem Werthe seien **).

Jener größere Aufsatz ***) über die Heiligen steht

*) Vgl. J. Michl, literaturní létopis, w Praze 1839, p. 90, 350.

**) Religionsfreund 1833, Maiheft S. 267, Aprilh. S. 224 des beigelegten Bemerkers.

***) Andere Kleinigkeiten und Gelegenheitsschriften aus Klar's Feder verzeichnet Benkert im Religionsfreund 1833, Bemerker S. 260

wieder in unmittelbarer Beziehung zur Kunst. Schon in dem Werke: „Die heil. Apostel Jesu Christi" schickte Klar eine kurze Abhandlung über die Darstellung von Personen aus der biblischen Geschichte voraus (S. 1—5 der 2. Aufl.). Später wandte sich Klar direkte an Künstler, Kunsthändler und Freunde der Religion, um mit ihnen der Verbreitung schlechter, d. i. artistisch mißrathener und in religiöser und historischer Hinsicht unwürdiger Heiligenbilder, wie deren leider zu viele in Böhmen kursirten, zu steuern, und an deren Statt bessere herauszugeben. In beständiger Verbindung mit Prags vorzüglichsten Künstlern — wir nennen von diesen nur einen Joseph Führich — vermochte Klar die ersten Probeblätter leicht herzustellen. Er legte drei Heiligenbilder, die bei allem echten Kunstwerth doch nur einige Kupferkreuzer kosteten, den hochw. Consistorien Böhmens vor, mit der Bitte, dieselben, und so viele deren noch nachfolgen würden, dem Kuratklerus zu empfehlen, damit sie auf diesem Wege in die Hände der Gläubigen, selbst der Aermsten unter ihnen, gelangen — welchem Ansuchen, da das ganze Unternehmen überall vollen Beifall erhielt, gern willfahrt wurde *).

Auch an der Gründung eines Armenhauses in Rumburg hatte Klar den thätigsten Antheil genommen **), indem er zu diesem Zwecke den Rest der Auflage seiner „h. Apostel Jesu Christi" widmete, deren Erlös 220 fl. 27 kr. betrug. Ganz aber nahm ihn seit dem Jahre 1830 der Gedanke in Anspruch: den erwachsenen Blinden Böhmens eine Zufluchtsstätte in Prag zu gründen. Ein im temporären Genuße des Prager Privat-

bis 267; ferner Weinolt a. a. O., S. 156. Ueber Klar's nachgelassene Manuskripte vgl. Weinolt, S. 33, 155.

*) Noch gegenwärtig, nachdem Klar, der Sohn, das Eigenthumsrecht dieser Bilderherausgabe der von ihm geleiteten Blindenversorgungsanstalt gesichert, dienen diese Heiligenbilder, von denen eine schöne und reiche Suite bereits vorräthig ist, zu einer willkommenen Einnahmsquelle für das Institut, dessen Bücher- und Kunstverlag (unter welchen bekanntlich die „Libussa" selbst gehört) von Jahr zu Jahr mehr Segen und Gedeihen findet.

**) Näheres hierüber bei Weinolt a. a. O., S. 146—147.

instituts für Blinde befindliches (wie oben gemeldet durch v. Platzer's Nekrolog und den Meßgesang durch Klar selbst erworbenes) Kapital von 5000 fl. stand zwar zu seiner diesfälligen Verfügung. Allein ein dergleichen Unternehmen erforderte weit ausgiebigere Mittel. Klar benutzte zur Vermehrung der Fonds neuerdings seine gediegene Feder. Er schrieb die „Denkwürdigkeiten des Prager Privat-Institutes für arme blinde Kinder und Augenkranke" — ein Buch, das so sehr ansprach, und namentlich durch seinen Anhang: „Ideen zur Errichtung einer Versorgungs- und Beschäftigungs-Anstalt für den Erziehungsinstituten entwachsene Blinde in Böhmen" ein so allgemeines Aufsehen erregte, daß die erste, mehrere Tausend Exemplare starke Auflage binnen vierzehn Tagen vergriffen war, und eine zweite, stärkere, sogleich veranstaltet werden mußte. Diese erschien 1831 (Prag bei Krauß, IV und 82 Seiten gr. 8.) wirklich und hatte auch wieder das Glück, Ihrer Majestät — der nunmehrigen Kaiserin-Mutter — Carolina Augusta zugeeignet werden zu dürfen. Wenn es längst bekannt ist, daß auf allen Anstalten und Unternehmungen, die unter dem näheren oder entfernteren allerhöchsten Schutze Ihrer Majestät emporkeimen, ein ganz besonderer Segen ruht: so fehlte derselbe auch diesmal um so weniger, als die erhabene Landesmutter selbst sich an die Spitze des Vereines stellte, welchen Klar's Buch in's Leben zu rufen bestimmt war, und das allererste namhafte Gnadengeschenk demselben zuzuwenden geruhte. Nach etwa zwei Jahren war durch den Absatz von Klar's Denkwürdigkeiten, was beinahe unglaublich scheint, die Summe von 9637 fl. 50 ⅔ kr. dem werdenden Institute zugeflossen — wozu J. M. die Kaiserin 1000 fl., der böhm. ständische Landesausschuß 250 fl. und Graf Ernst v. Harrach 500 fl. beigetragen hatten. Solche Erfolge krönten gleich Anfangs Klar's patriotisches, einem der wichtigsten Bedürfnisse des Landes entgegenkommendes Unternehmen. Denn es hatte sich ämtlich herausgestellt, daß damals 586 arme Gesichtslose, von denen 249 eine oder die andere Beschäftigung, 337 aber gar keine Beschäftigung kannten, in Böhmen vorhanden waren. Und doch gab es nur eine einzige Beschäftigungs- und Versorgungs-

Anstalt für Blinde in der Monarchie — jene zu Wien in der Josephstadt Nro. 184—185, deren Vorbild das Hospital der Quinze-vingt zu Paris gewesen ist.

Die Vorbereitungen zu Klar's Blinden-Versorgungsanstalt fielen zufällig in die unheilvolle Zeit, wo Böhmen von der Cholera-Epidemie zuerst bedroht, dann wirklich heimgesucht ward. Schon im September des Jahres 1831 verfaßte Klar ein Gebet um gnädige Abwendung dieses Uebels, dessen Ertrag — nicht zum Behuf seiner Lieblingsschöpfung, sondern, wegen einreißenden Nothdrangs, vielmehr — zur Unterstützung der armen Gebirgsbewohner Böhmens verwendet werden sollte. Das Gebet brachte gegen 1500 fl. ein, die auf den Grenzen des Vaterlandes manche Thräne getrocknet haben mögen. Klar konnte nun gewiß sein, daß er sie bauen werde, die Hütte, die den brodlosen Blinden zum Obdach dienen, und innerhalb deren friedlichen Pfählen die Geborgenen selber durch Gebet und Arbeit für ihr tägliches Brod und Deckung ihrer Blöße Sorge tragen könnten. Auch im Publikum und bei den Behörden waltete kein Zweifel mehr über die sofortige, Prag und Böhmen zu Heil und Ehre gereichende Entstehung eines Asyles für arme erwachsene Blinde. Klar fing an, Statuten und Denkschrift der Anstalt zu entwerfen. Im Eingange der letzteren heißt es unter Anderem:

„Durch den thätigen Antheil, den ich an der in unserer k. Hauptstadt im Jahre 1807 entstandenen Privat-Blindenerziehungsanstalt zu nehmen berufen war, wurde mir die Theilnahme an dem Schicksale der Unglücklichen dringender als je an's Herz gelegt. Ich gab mich dem beglückenden Gedanken hin, als sei durch die Errichtung dieser Anstalt das Beste gethan. Allein bald überzeugte ich mich eines andern, insbesondere im Jahre 1825, da es mir gemäß den Statuten als Direktor jenes Erziehungsinstitutes oblag, mehreren der bisherigen Pfleglinge, nach Verlauf der ihnen zur Erziehung anberaumten Aufenthaltszeit, ihre nächst bevorstehende Entlassung aus dem Institute ankündigen zu müssen — eine nothwendige, aber für mich überaus schmerzliche Verpflichtung! Mit dem Austritt aus seinem ehemaligen Wohn- und Pflegehause sind die heitersten und schönsten Lebens-

tage des Blinden auf immer unwiderruflich verschwunden. Was bleibt dem Armen in dieser trostlosen Oede für sein Mannesalter zu erwarten übrig, als Noth und Kummer? Wol hat er es gelernt, die Hände nicht müssig im Schooße ruhen zu lassen, wol hat er sich Geschicklichkeit genug erworben, um sein Leben fristen zu können, und sein Ehrgefühl wird ihn abhalten, als öffentlicher Bettler die Mildthätigkeit der Sehenden auf Straßen und besuchten Plätzen jammernd in Anspruch zu nehmen. Wird er aber auch immer Gelegenheit genug finden, die erlernten Fertigkeiten zur Erhaltung seines Lebens anwenden zu können, welches so oft dem Sehenden unmöglich ist? Gilt dieses schon von seinen gesunden und kraftvollen Jahren, wie wird es ihm erst bei Anfällen von schweren Krankheiten, wie erst im hohen Alter bei Siechthum und sich häufenden Gebrechlichkeiten des Körpers ergehen?

Meine Ueberzeugung von dem dringenden Bedürfnisse einer im Vaterlande zur Verpflegung und Beschäftigung erwachsener unheilbarer Blinden zu begründenden Anstalt wurde durch solche Betrachtungen immer mehr gesteigert, und gedieh endlich zu dem festen Entschluße, eine solche Anstalt im Vaterlande auf jede mögliche Art anzuregen und zu ihrer Verwirklichung nach meinen Kräften wenigstens den Grund zu legen. Dieser Entschluß gewann an Kraft und Ermunterung, als mir um eben diese Zeit bekannt wurde, daß in der Residenzstadt des Kaiserstaates eine solche Anstalt blos durch das vereinte Wirken hoher, edler Menschenfreunde entstanden sei und bereits die erfreulichsten Folgen erwarten lasse.

Inzwischen war meine kleine Schrift: „Denkwürdigkeiten des Prager Privat-Blindenerziehungsinstitutes" zu Stande gekommen — sie wurde zur Drucklegung bestimmt, und der reine Ertrag als Gründungsfond dieser neuen Anstalt zugedacht, weßwegen am Schluße dieser Druckschrift der Anhang: „Ideen zur Errichtung einer Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für die dem Erziehungsinstitute entwachsenen Blinden in Böhmen" — S. 49 (der 2. Aufl. S. 77—82) angereihet wurde.

Der Gedanke der Wohlthätigkeit einer solchen Anstalt und ihrer dringenden Nothwendigkeit hatte mich da-

mals so erfaßt, und der Hochsinn und mächtige Geist, der im Vaterlande seit Jahrhunderten so viel Großes und Gutes schaffend hervorrief, so zutrauensvoll begeistert, daß ich diese Blätter an dem Throne Ihrer Majestät Unserer allergnädigsten Kaiserin getrost niederzulegen wagte, und von Dieser Mutter der Armen und Leidenden für mein wohlgemeintes Vorhaben Ihren mächtigen, Alles belebenden Schutz erbat; denn es ließ sich nicht verkennen, in welcher schwierigen Zeitperiode diese Idee in's Leben treten sollte, da es den Anschein hatte, als wollten sich auf dem ganzen europäischen Continente alle politischen Verhältnisse lösen, dazu die verheerende Choleraepidemie uns furchtbar bedrohte und das Glück einzelner Familien, so wie ganzer Länder zu zerstören drohte. Wol hatte ich eine solche Gestaltung der Weltverhältnisse nicht vermuthet, als mit dem Drucke der vorerwähnten Schrift begonnen ward; allein so standen sie nach dessen Beendigung, und ich kann nicht verbergen, daß ich damals ziemlich entmuthigt mich mit dem Gedanken vertraut machte, diese meine Jahre lang gehegte Idee während meiner Lebenstage nicht mehr verwirklicht zu sehen.

Unvergeßlich bleibt mir die allerhöchste Huld und Gnade, womit Ihre Majestät die Kaiserin mich zu beglücken geruhte. Meine Bitte fand die huldreichste Aufnahme, mein wohlgemeintes Vorhaben die mütterlich-sorgfältigste Beachtung; die Druckschrift wurde der baldigsten Durchsicht gewürdigt, die Zueignung derselben allergnädigst angenommen, mir tausend Gulden als Beitrag für die neue Anstalt geschenkt, und ich von dieser großmüthigen Entschließung so schnell in Kenntniß gesetzt, daß meine Schrift sich kaum einen Tag bei Allerhöchst Ihrer Majestät befand.

Früher hatte ich mir von dem hohen Landespräsidium die Genehmigung erbeten, den Betrag der erwähnten Druckschrift zum Gründungsfonde dieser Anstalt verwenden zu können; bald wurde mir auf mein Ansuchen auch gestattet, alle zur Verwirklichung einer so wohlthätigen Anstalt nöthigen Vorbereitungen und Verfügungen zu treffen, und ich zugleich aufgefordert, den Erfolg meiner Bemühungen von Zeit zu Zeit anzuzeigen, und den

Entwurf der Statuten und die Instruktionen zur Leitung dieses Institutes, sobald sie vollendet wären, vorzulegen. Ausgezeichnet war der erhabene Schutz, womit das hohe Landespräsidium die Gemeinnützigkeit dieses wohlthätigen Unternehmens und meine Bemühung zu würdigen geruhte. Den tiefgefühltesten Dank, den die Gesichtslosen in ihren Herzen tragen und bewahren, erlaube ich mir im Namen dieser Bemitleidenswerthen hier laut mit der angelegentlichen Bitte auszusprechen: jenen liebevollen Vatersinn diesem in's Leben tretenden Institute bis in die fernste Zukunft unveränderlich wirksam zu bewahren. Unter so glorreich begünstigenden Auspicien waren die von mir zusammengestellten Denkwürdigkeiten des Prager Blindenerziehungsinstitutes an's Licht getreten.

Böhmens Edle, deren Theilnahme am Unglücke ihrer Mitbrüder sich bei der Entstehung und bei dem Fortbestande des Blindenerziehungsinstitutes so herrlich bewährt hatte, wurden nun von mir eigends eingeladen, auch zur Milderung des herben Geschickes mittelloser, unheilbarer, erwachsener Blinden in unserem Vaterlande nach Kräften beizutragen."

In dieser Stelle der Klar'schen Denkschrift*) liegt gewissermaßen die Genesis seiner ganzen Unternehmung, und es wird hiedurch jeder Leser über Idee, Nothwendigkeit, Lokalverhältniß und Zeitumstände der Gründung des Klar'schen Instituts am treffendsten und bündigsten orientirt. Die großen Mühen und Sorgen, welche ein solches Werk jedem Privatmann nothwendig verursacht, und zu denen Neid, Scheelsucht und verschiedene Zufälligkeiten auch noch das Ihrige beitragen, hätte Klar nicht zu tragen vermocht, würden sich dem oft Entmuthigten Gemahlin und Sohn nicht mit so aufrichtiger und aufrichtender Liebe, Theilnahme und Geschäftsfreudigkeit angeschlossen haben, so daß sie Beide, Rosina Klar und Paul Aloys Klar, von der Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde in Böhmen immerdar

*) Klar hat dieselbe nicht zu Ende geführt; aber nach seinem Tode wurde sie, soweit sie vorlag, durch Klar, den Sohn, in den ersten Bericht über die Anstalt, der bis zum Schluße 1833 reicht, S. 3—23 eingeschaltet.

als deren erste und größte Wohlthäter dankbar gesegnet und verehrt werden müssen*).

Professor Klar ging mit einer Umsicht zu Werke, die wahrlich bewundernswerth ist. Er wandte sich vor Allem an das k. k. niederösterreichische Regierungspräsidium, erhielt von dorther Auskunft über Verfassung und innere Einrichtung der Wiener Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für arme erwachsene Blinde, welche hier schon seit dem Jahre 1829 in segensvoller Wirksamkeit stand, und deren Entstehung und Bestand bald auch durch eine eigene Druckschrift**) allgemein bekannt geworden ist. Eben so wurde ihm durch den k. k. Botschafter am französischen Hofe, Grafen von Apponyi Exc., der neueste Bericht über das schon im Mittelalter gestiftete Spital der Quinze-vingt oder der 300 Blinden in Paris mitgetheilt***). Nach und nach wurde Klar über sein Ansuchen durch die zuvorkommende Humanität der k. k. Herren Botschafter in die Kenntniß aller der verschiedenen Beschäftigungsarten und der hiezu gehörigen eigenthümlichen Werkzeuge gesetzt, welche in den Blindenerziehungsanstalten zu Paris, Kopenhagen, Zürich, Amsterdam, Dresden, Berlin und St. Petersburg eingeführt sind.

Während Klar's Buch: „Denkwürdigkeiten des Prager Privatinstituts für Blinde" im Buchhandel fehlte und die zweite Auflage allseitig erwartet wurde, erschien in der Prager Zeitung vom 3. Julius 1830, Nr. 103, folgende, als Zeugniß für die öffentliche Meinung auch hier mittheilungswerthe Publication:

„Seit dem Jahre 1807, wo das in Prag entstandene Privaterziehungsinstitut für arme blinde Kinder sein se-

*) Klar beruft sich in seiner Denkschrift (a. a. O., S. 17) selbst und ausdrücklich auf den „unabläßigen" Beistand seiner Frau und seines Sohnes.

**) Nachricht von dem k. k. Blindeninstitute und von der Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde in Wien, von Wilhelm Klein, Direktor des k. k. Blindeninstituts. Wien 1831, 8.

***) Mémoire de l' administration des 15 – 20 à Paris, 1830, 37 pag. in 8. Gründer dieses Blindenhospitals ist K. Ludwig (IX.) der Heilige, im Jahre 1260 gewesen.

genreiches Wirken immer mehr entwickelte, ward es auch immer fühlbarer, welch' dringendes Bedürfniß die Errichtung einer Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde ist.

Böhmens großmüthiger Wohlthätigkeitssinn, durch den das Privaterziehungsinstitut für Blinde allein hervorgerufen und in seinem Dasein und Fortbestehen erhalten wurde, läßt zum Troste theilnehmender Menschlichkeit hoffen, daß dasselbe gemeinsame Walten bald die für Gesichtslose so dringend nöthige Schwesteranstalt verwirklichen werde.

Von diesen Ideen geleitet, hat Herr Doctor Aloys Klar, k. k. ö. o. Professor an der Prager Universität, die vielen denkwürdigen Begebnisse des Prager Privat-Blindenerziehungsinstitutes zusammengestellt, hiebei seine Ansichten zur Verwirklichung einer Blindenversorgungsanstalt öffentlich ausgesprochen, und den Ertrag zur ersten Begründung einer solchen Anstalt in Böhmen bestimmt.

Ihre k. k. Majestät die Kaiserin, die besorgte Mutter und mildthätige Pflegerin aller Leidenden, hat dieses Vorhaben nicht nur der huldvollsten aufmunternden Beobachtung gewürdigt, sondern die Dedication dieses Werkes auf das Allergnädigste anzunehmen geruhet, und dem Herrn Professor Aloys Klar als Beitrag zu der beabsichtigten wohlthätigen Stiftung am 8. Juni d. J. eintausend Gulden geschenkt.

Diese hohe landesmütterliche Fürsorge und die rege Theilnahme, mit der dieses Vorhaben nah' und fern im Vaterlande, so wie im ganzen Kaiserstaate aufgenommen ward, und die mit einstweiliger Bewilligung des hohen k. k. Landespräsidiums eingeleiteten Vorarbeiten zur Verwirklichung einer solchen Anstalt lassen mit voller Gewißheit hoffen, daß nach erfolgter a. h. Bestätigung der in der Bearbeitung begriffenen Statuten diese Anstalt in der k. Hauptstadt unsers Vaterlandes in einem eigends hiezu gewidmeten Hause recht bald eröffnet werden wird."

Solche Manifestationen des Beifalls aller Zeit- und Vaterlandsgenossen konnte man damals in mehreren Blättern lesen. Sie waren rechtfertigend, gemüthsstärkend, hoffnungspendend für die Familie Klar; über Alles ehrend aber erschien folgendes unverhoffte, Klar dem

Vater, gerade in sorgenschwerer Stunde zugekommene Diplom:

„Die rühmlichen, auch schon hohen Orts gewürdigten Verdienste, welche der k. k. Professor und Doctor der Philosophie an der Karl-Ferdinand's-Universität zu Prag, Herr Aloys Klar, sich um das Vaterland und die leidende Menschheit erworben, insbesondere aber sein gegenwärtiges Wirken, bethätigt durch die Unterstützung der Wohlthätigkeits-Anstalten, durch die Begründung einer Blindenstiftung, einer Stiftung für Kunstzöglinge, dann einer Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für arme Blinde, mittelst Widmung eines ansehnlichen Ertrages seiner schriftstellerischen Leistungen, verdienen auch die hierstellige dankbare Anerkennung; in deren Folge dem k. k. Herrn Professor das Ehrenbürgerrecht der k. Hauptstadt Prag taxfrei hiemit ertheilt, und dieser Akt der Würdigung in dem Stadtarchive vorgemerkt wird."

Vom Magistrate der königl. Hauptstadt Prag, den 16. Juni 1831. Peter Sporschil,

k. k. Appellazionsrath und Bürgermeister.

Wir kommen auf die bereits auch in vorstehendem Diplom erwähnte Künstlerstiftung zurück. Bei dem durch den zweiten Theil der Klar'schen „Auswahl von Gedichten zur Declamation" erzielten Kapitalbetrage von 6100 fl. waren Se. Maj. der höchstselige Kaiser Franz mit einem a. h. Geschenke von 500 fl., und Ihre Maj. die Kaiserin mit einem Geschenke von 100 fl., als Beiträgen zu der Künstlerstiftung, betheiligt. Klar veranstaltete also im Jahre 1832 eine Kunstausstellung von Gemälden ausgezeichneter Dresdener und böhmischer Künstler (Vogel v. Vogelstein, Dahl, Führich, Horčička, Manes u. v. A.), die zur Vermehrung des bisherigen Stiftungskapitals ein Erträgniß von 344 fl. 32 kr. lieferte, und überdies den Kunstfreunden Prags, da in demselben Jahre die Prager Malerakademie selbst keine Ausstellung veranstaltet hatte, einen doppelten Kunstgenuß verschaffte; worüber Klar mittelst Präsidialerlaß vom 27. Mai 1832 das besondere Wohlgefallen zu erkennen gegeben wurde. Durch ferneren Absatz des obigen Werkes und auf anderen Wegen gelang es Klar, bis zu seinem Tode das Stiftungskapital auf 12.000 fl. zu brin-

gen; so daß also zur Verwirklichung der Künstlerstiftung nur noch ein Rest von 3000 fl. abgängig war — welcher Klar, dem Sohne, zu ergänzen blieb.

Nach Klar's Absichten sollten die in der projektirten Blindenversorgungsanstalt abzuhaltenden Vorlesestunden armen Studirenden gegen zu verwilligende Kosttage zugewiesen werden; auch sollte mit der Zeit die Leitung und Verwaltung im Innern des Hauses an die barmherzigen Schwestern übergehen. „Die Wunder der Liebe" — schrieb Klar selbst — „welche dieser Orden *) am Rhein und an der Donau, insbesondere während der Cholera-Epidemie in Wien, gewirkt hat, erfüllen mich mit der tröstlichen Beruhigung, daß die Anstalt zu ihrem Frommen und Gedeihen in keine besseren Hände gelegt werden könne." (Beides hat Klar der Sohn nachmals in Vollzug gebracht.) Als der Statuten-Entwurf der Vollendung nahe war, richtete Klar sein Absehen auf eine geeignete Lokalität für die neue Anstalt. Nachdem das kassirte Kleinseitner Arbeitshaus (Nr. C. 111) sich als unzukömmlich erwies, miethete Klar eine Privatwohnung (Insel Kampa Nro. C. 490), in welche sogleich fünf erwachsene Blinde aufgenommen wurden. Noch fehlten der Anstalt ein Arzt, ein Katechet, ein Protektor. Auf des Gründers Ansuchen erklärte P. Ignaz Eugen Nowak, Weltpriester, den blinden Pfleglingen den Religionsunterricht unentgeltlich ertheilen, und Med. Dr. Franz Stelzig, k. k. Gerichtsarzt, gab die menschenfreundliche Zusicherung, den Gesichtslosen als Hausarzt, ebenfalls unentgeltlich, ärztliche Hilfe leisten zu wollen. Endlich war es Klar's inniger Wunsch, daß das Protektorat der Anstalt von dem jedesmaligen Herrn Oberstburggrafen von Böhmen verwaltet werde. Der damalige Oberstburggraf, Karl Graf von Chotek Exc., für alles Gute ohnehin begeistert, übernahm auf Klar's Bitte das Protektorat wirklich, und führt dasselbe noch jetzt, nach seinem Abtreten vom Oberstburggrafenamte, fort.

Nach solchen Einleitungen und Vorarbeiten beschloß

*) Vgl. Clemens Brentano, die Krankenpflege der barmherzigen Schwestern, Coblenz 1831, 8.

also Klar: am 1. März 1832 — als dem Jahrestage der vierzigjährigen beglückenden Regierung S. M. Kaiser Franz des Ersten — die Stiftung und Gründung, und am 4. Oktober 1832 — als an dem allerhöchsten Namensfeste des Kaisers — die Eröffnung der Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde in Böhmen feierlich zu begehen.

Die Feier des Stiftungstages, an welchem Klar auch den Statutenentwurf der a. h. Bestätigung Seiner Majestät unterlegt hatte, ging einfach und sinnig, jene des Eröffnungstages ungleich glänzender vorüber *). An beiden Tagen feierte der beinahe siebzigjährige Klar vielleicht die schönsten Triumphe seines Lebens. Bei beiden Solennitäten hielt Domherr Wenzel Waclawiček (kais. königl. Gubernialrath, nun Erzbischof zu Lemberg) das Hochamt in der Karmelitenpfarrkirche auf der Kleinseite, P. Wohanka (pens. kais. königl. Professor, selbst ein Erblindeter) die Predigt daselbst, Domherr Wenzel Pessina (der bekannte Urheber der Prager Dombau-Idee, Vorstand der Nepomucenischen Häredität ꝛc.) — einst selbst drei Jahre der Führer des erblindeten Universitäts-Professors Wydra — im Institutshause eine würdevolle, ergreifende Rede an die gesichtslosen Pensionäre **). Der Stifter erlangte sofort die von Joseph Führich herrührenden, überaus gelungenen Zeichnungsentwürfe für die Diplome des Vereins, welche von J. Döbler ausgezeichnet in Stahl gestochen wurden, und wozu der k. k. Münzgraveuradjunkt J. v. Lerch ebenfalls meisterhaft das Siegel fertigte. Man sieht, daß Klar bei jedem, auch noch so geringen Anlasse der Hoheit der Kunst zu huldigen nicht unterließ. Mittlerweile war er so glücklich, einen eigenen Gartenplatz für seine Pensionäre zu erwerben. S. M. der Kaiser geruhten ihm nämlich einen seit Jahrhunderten öde gelegenen Grund nächst dem Thurme Daliborka als em-

*) Das Ceremonielle beider Festlichkeiten wolle in dem ersten Berichte über die Anstalt (1834), S. 11—13 und 17—22, nachgelesen werden; es sind daselbst auch die deutschen und böhmischen Festgedichte von P. Stanislaus Zauper und Dr. Chmelensky abgedruckt.

**) Abgedruckt sammt der Predigt a. a. O., S. 45—56.

phiteutisches Eigenthum zu schenken, welchen Klar gleich im September 1832 in eine Gartenanlage verwandelte, die noch jetzt der friedliche Vergnügungsort der Gesichtslosen ist *). Am 28. September 1832 erfolgte zu Klar's vollster Freude und Ermunterung die a. h. Sanction der von ihm verfaßten Vereins- und Instituts-Statuten, welche sogleich auch in deutscher, böhmischer, italienischer und französischer Sprache in Druck gelegt **) und nach des Stifters Tode zum Vortheil der Anstalt verkauft worden sind (und noch verkauft werden). Am 19. Januar des folgenden Jahres endlich erhielt das Gründungswerk der Anstalt seinen Schlußstein durch nachstehendes Dekret der hohen Landesstelle:

„K. k. Herr Professor Aloys Klar! Nr. 1826.

Seine k. k. Maj. haben mit a. h. Entschließung vom 22. Dezember 1832 die von Ihnen begründete Versorgungsanstalt erwachsener Blinden in Prag zu genehmigen und zugleich anzuordnen geruht, daß Ihnen für diesen neuen Beweis Ihrer menschenfreundlichen Bemühungen das Allerhöchste Wohlgefallen zu bezeigen sei.

Es gereicht dieser Landesstelle zum besondern Vergnügen, Ihnen diese Allerhöchste mit Hofkanzleidekrete vom 29. Dezember 1832, N. 30033, anher bekannt gemachte Würdigung Ihrer diesfälligen Verdienstlichkeit eröffnen zu können.

Prag, am 19. Jänner 1833.

Graf Chotek. Joh. v. Kronenfels."

So war denn nach Aufbietung jahrelanger Fürsorge, eisernen Muthes, ungewöhnlicher geistiger und materieller Kräfte das schöne und kühne, aber auch segenverkündende Werk durch den Willen, das Gottvertrauen und seltene Talent eines Einzelnen so weit zu Stande gebracht, daß es gegen die Unbill der Gegenwart und die Wechselfälle der Zukunft gesichert dastand und dasteht

*) Prospekte dieses Gartens liegen sowol dem ersten Berichte der Anstalt (1834), als auch Weinolt's Denkwürdigkeiten (1835) in Steindruck bei.

**) Eben ist die zweite splendide Auflage davon erschienen (Prag 1847, 52 S. in 8.) und dem hohen Protektor der Anstalt, Sr. Exc. Carl Grafen v. Chotek, dedicirt.

— jetzt freilich nicht mehr als niedere Hütte, sondern als würdiges Haus Gottes und der Menschheit, als Palast, in welchem der Genius der Wohlthätigkeit seinen Thron aufgeschlagen hat und das ewige Licht, aufgehend zwar über umnachteten Augenhöhlen, desto strahlender das Innere betender Blinden durchdringt.

Mitten unter diesen Anstrengungen war auch Klar's Bruder Joseph (der Zweitgeborne) 5. Julius 1832 gestorben und Klar selbst in sein siebzigstes Lebensjahr eingerückt. In einem Alter, wo, wie das Sprüchwort lautet, „jeder Tag ein geschenkter" ist, soll man mit seinen Kräften haushalten. Klar dachte niemals daran, und jetzt um so weniger, da er so viele neuen, freilich selbst auferlegten Verantwortungen auf sich hatte. Als Klar am 6. November 1831 in Folge äußerst empfindlich kränkender Begebnisse, die ihn unmittelbar vorher getroffen und selbst Bewegungen im Collegium veranlaßt hatten, schwer erkrankte, wurde über sein Ansuchen sogleich von dem hohen Landespräsidium die Supplirung seiner Lehrfächer eingeleitet.

Gegen das Ende des Jahres 1831 schrieb Klar dem Professor Weinolt in Leitmeritz: „Beinahe drei Wochen war ich schwer krank und bin jetzt so weit, daß ich wenigstens keine größere Krankheit fürchten zu müssen hoffe. So sammle ich nun die erforderlichen Behelfe, um so bald als möglich um meine Jubilirung einzukommen." Klar zählte bereits 45 Dienstjahre.

Am 2. Januar 1833 — nachdem die Instaurirung der Blinden-Versorgungsanstalt das ganze Jahr 1832 ausgefüllt hatte — verfaßte Klar den Stiftbriefsentwurf der beabsichtigten und so glücklich gedeihenden Künstlerstiftung für Böhmen. Diese Urkunde, welche Klar noch kurz vor seinem Tode der hohen Landesstelle zur Bestätigung vorlegen wollte, ist vollständig und wörtlich im Druck vorhanden *); sie ist aber nicht mehr von dem Stifter, sondern von dessen Sohne und der Witwe unterzeichnet. Es war Klar's letztes Vermächtniß an die Seinen. Da bei gerade beginnendem Früh-

*) Weinolt, Denkwürd. S. 141—145; vgl. Libussa (1846) VI. 410.

ling die Regulirung der Gartenanlage für die Gesichtslosen beendet war, nahm der edelmüthige Stifter auch noch Gelegenheit, die drei ersten Bäumchen hier zu pflanzen. Es war am 19. März 1833.

Ueber Klar's letzte Lebenstage und Tod müssen wir uns an unseren schon öfter citirten Berichterstatter*) halten, welcher (nach eigener Versicherung) Klar 21 Jahre lang kannte, 6 Jahre hindurch in seinem Hause war, ihn unter den mannigfaltigsten Verhältnissen beobachtet und über sein Ende die nächsten Augenzeugen genau befragt hat.

„Eine akute schwere Krankheit" — berichtet Professor Dr. Weinolt — „überfiel Klar freilich nicht, aber die letzte war in eine chronische übergegangen, hatte sein ganzes Wesen angegriffen, und es gelang ihm nie mehr, in den Besitz der vorigen vollen Gesundheit zu kommen. Vorzüglich litt er von nun an heftigen Nervenübeln, denen er auch endlich unterlag. In diesem seinem Leidenszustande war er ein rührendes Muster der Geduld und Gottergebenheit. Nie hörte man die leiseste Klage aus seinem Munde und selbst seine Thätigkeit wurde nicht im Geringsten unterbrochen; vielmehr arbeitete er, wie in den Tagen der blühendsten Gesundheit, vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Damit beruhigten sich die Seinigen, und betrachteten den Umstand, daß er in den letzten drei Wochen sich durchaus keine Ruhe gönnte, um Alles oft und genau sich erkundigte, und nichts beschleunigt genug erhalten konnte, als Zeichen seines Wohlbefindens; während es doch das letzte, kräftige Auflodern seiner dem Erlöschen nahen Lebensflamme war. —

Sonntags den 24. März 1833, am Tage vor seinem Hinscheiden, arbeitete er noch mit allem Fleiße an einem größeren Aufsatze für die böhmische theologische Zeitschrift von Morgen bis gegen halb zwei Uhr: „Ueber die zu Kirchengemälden geeigneten Gegenstände, und die verschiedenen Rücksichten, die den Künstler hiebei leiten sollen." Das Skelet hiezu hatte er entworfen, und über den Zweck und Gang des Aufsatzes sich öfter ausgespro-

*) Weinolt a. a. O., S. 168—173.

chen, aber ihn zu vollenden war er nicht im Stande, auch mag er wol den leisen Tritt des nahenden Todesengels vernommen haben; denn wider Gewohnheit unterbrach er an demselben Tage die Arbeit durch Gespräche mit seiner Gemalin, dergleichen er früher nie geführt hatte.

„Nächster Tage," sagte er, „werde ich meinen letzten Willen niederschreiben." „Aber wozu das?" fragte sie überrascht, „was Du willst, wird geschehen, heilig und pünktlich geschehen, sobald Du es nur aussprichst; dafür kennst Du mich und Deinen Sohn."

„Eben diesem, erwiederte er, will ich die Verwirklichung der von mir begründeten Stiftungen und die Leitung und Ueberwachung der noch immer im Entstehen sich befindenden Blinden-Versorgungs-Anstalt für alle Zeit, die er in Prag jemals verleben wird, als meine letzte dringende Bitte und meinen sehnlichsten Wunsch recht angelegentlich an's Herz legen. „Freilich," entgegnete er auf die Einrede: das wird er ja so thun, besonders, wenn Du es ihm sagst, — „freilich habe ich das Vertrauen, er werde es thun; allein so eine Zeile wirkt wunderbar auf den zurückbleibenden Sohn nach dem Tode des Vaters und stählt ihn in Widerwärtigkeiten und waffnet ihn gegen Hindernisse, mit denen die Verwirklichung des väterlichen Willens oft im hohen Grade verbunden ist. Während das mündliche Wort durch die Zeit so viel an Kraft verliert, ist so eine geschriebene Zeile wie eine Stimme, die aus jener Welt herüber spricht und mächtig wirkt. Ich habe, was ich thun will, wohl überlegt und die Nothwendigkeit, es zu thun, im Rückblicke auf mein ganzes Leben erkannt; denn mit welchen unglaublichen, nie zu vermuthenden Schwierigkeiten hatte ich bei der Ausführung des mindesten Guten leider wahrlich zu kämpfen, und nur mein Glaube und der einmal gefaßte ernste Entschluß vermochten mich standhaft zu erhalten. Ein gleiches Loos fürchte ich auch für ihn, und daher möchte ich seinen Willen so unerschütterlich kräftigen, daß ihn nichts von der Erfüllung der billigen väterlichen Wünsche durch sein ganzes Leben abzubringen vermöge." — Auf diese Weise sprach er noch einige Zeit fort, worauf er die unterbrochene Arbeit vornahm.

Aber auf die Mutter und den heimgekehrten Sohn,

dem diese es mittheilte, machte dieses Gespräch einen so wehmüthigen Eindruck und erregte so bange Besorgnisse für sein Leben, daß sie, um eine Erschütterung, die beim Niederschreiben eines solchen letzten Willens unvermeidlich eintreten müßte, zu verhindern, sein Vorhaben ihm auszureden, oder ihn doch von der sogleichen Ausführung desselben wo möglich abzubringen, übereinkamen.

Kurz vor Tische erhielt er durch Güte seines Freundes, des k. k. Herrn Staatskanzleirathes Franz Ritter von Buchholtz, die italienische Uebersetzung der Statuten der Blinden-Versorgungs-Anstalt, die er mit sichtbarer Freude durchsah und zur sogleichen Absendung an den Buchdrucker couvertirte und siegelte. Während dem Hingehen in's Speisezimmer äußerte er: „Nun so wird bald wieder Eines zu Ende gebracht sein und das Institut endlich in die Ordnung kommen, was ich sehnlich wünsche, um dießfalls ganz beruhigt zu sein.“ Ueberhaupt äußerte er seine Freude über dieß zu Stande gebrachte Institut häufig mit den Worten: „Lange habe ich auf alle Art gespart und gesammelt und Mancher hat vielleicht gemeint: der sammelt wohl auch für wohlthätige Zwecke mit den Worten; nun sehe ich mich doch auch öffentlich noch gerechtfertigt und die Böswilligsten erkennen, daß dem besten Willen auch die gute That gefolgt sei.“

Bei Tische war er heiter, äußerst liebevoll und gütig; er sprach mit Bedauern längere Zeit darüber, daß der kürzlich erhaltene Brief des Leitmeritzer Consistorial-Archivars Herrn Ignaz Jakesch (nunmehrigen Domkapitulars und k. k. Gubernialraths), welcher Klar zur Theilnahme an einem zum Besten der Schullehrer herauszugebenden Kalender, dessen Ertrag er dem Diöcesan-Pensionsinstitute für Lehrer, Witwen und Waisen und zur Unterstützung verdienstvoller alter Lehrer (auch der Schulgehilfen) bestimmte, eingeladen hatte, noch immer nicht beantwortet, daß der Wille zwar gut sei, aber die Feder nicht mehr so leicht und unbeschwert, als in den früheren Jahren, ihre Dienste verrichten wolle.

Auf den Vorschlag des Sohnes, ihm seine Gedanken mitzutheilen, nach denen er den Brief entwerfen wolle, erwiederte er: „Nein, nein, so einen Brief muß

ich selbst beantworten." Endlich erklärte er sich bereit, ihn zu diktiren, wobei er bemerkte, er habe über einige in dieser Hinsicht vorzugsweise geeignete Gegenstände schon nachgedacht und werde sie nach der Vollendung des vorerwähnten größeren Aufsatzes alsogleich bearbeiten, und zwar über den böswilligen Zerstörungssinn der Jugend, der sich bei so vielen Anlässen traurig wahrnehmen läßt, dann über das zweckwidrige, den Gottesdienst nicht erhebende, wohl aber widerlich störende Orgelspiel der meisten Organisten *).

Auch kam er während der Mahlzeit vorübergehend auf sein Testament zurück und sprach zum Sohne: „Du kannst es Dir als ein Andenken von Deinem Vater aufbewahren, und vor der Welt wird es Dich gewiß nicht herabsetzen, wenn sie gewahrt, daß Du des Vaters Wunsch treu und fest erfüllst, was ich indeß ohnehin von Dir zuversichtlich hoffe; allein es gibt unter den vielen Förmlichkeiten des Lebens so manche, die doch wichtigerer Natur sind und deßhalb beachtet werden müssen. Ich will Dir schon noch umständlich alle die Gründe, die mich zu diesem Entschluße gebracht haben, mittheilen."

Nach Tische diktirte er einige Zeilen des erwähnten Briefes, mußte aber abbrechen, weil sein Sohn unaufschiebbarer Geschäfte wegen vom Hause sich entfernen mußte. Hierauf unterhielt er sich mit seiner Frau, bestellte die Blinden nach den Vespern zu sich und erkundigte sich mehrmal, ob denn der Sohn noch nicht zurückgekehrt sei. Als aber dieser vor 5 Uhr nach Hause kam, fand er den Vater mitten unter seinen Blinden, mit denen er sich schon beinahe eine halbe Stunde auf das liebreichste unterhalten hatte und nun Anstalt machte, ihnen ein Theaterstück vorzulesen. Vorher erkundigte er sich, welche Jause sie zu erwarten haben, und als er hörte, daß Weißbrod vorbereitet sei, sagte er: „Aber warum denn kein Kaffee? —" „Sieh", erwiederte die Gattin, „wie das sonderbar ist: Du trinkst aus eigenwilligem Abbruche während der ganzen Fastenzeit keinen Tropfen Kaffee, und Diesen willst Du ihn geben lassen?"

*) Die Skizzen beider Aufsätze erschienen in dem Schullehrerkalender für das Jahr 1834. Von Ignaz Jakisch. Leitmeritz 1834, 8.

— Hierauf sagte er: „Nun geh' nur und bereite einen, es sind ja meine Gäste." — Sodann las er gegen zwei Stunden vor, wobei man an ihm oft Thränen und die Blinden mehrmals sehr gerührt weinen sah. Welches Stück vorgelesen wurde, wußte man nicht, weil Mutter Klar anderweitig beschäftigt nur unterbrochen und minutenlang gegenwärtig sein konnte.

Nach beendigter Lesung gab er den Blinden nochmals heilsame Lehren über ihr tägliches Leben, die Art, wie sie sich seinen Wünschen gemäß im Institute betragen sollen, und ließ sich dann ein frommes Lied singen, indessen er mit seiner Frau Arm in Arm im Zimmer auf und ab ging. Als diese gewahrte, daß ihn der Gesang sehr angreife, schlug sie ihm vor, den zweiten Theil des Liedes auf den kommenden Tag zu versparen, weil ihn ja dieselben Sänger seiner Einladung gemäß wieder besuchen würden; indem sie den Auftrag hatten, jeden Tag, so lange das ungünstige nasse Wetter ihm das Ausgehen verbiete, ein- und auch zweimal zu ihm zu kommen, damit er sie sehe, sich mit ihnen besprechen und ihnen manches Gute sagen könne. Damit war er zufrieden; aber während dem, daß sie sich anschickten, nach Hause zu gehen, ermahnte er sie auf's wohlwollendste zur Liebe und zum Frieden unter einander; führte sie hierauf mit zur Thür seines Zimmers hinaus, und erinnerte sie, ja nicht zu vergessen, was der Evangelist Johannes immer und immer bei jeder Versammlung den Gläubigen an's Herz legte: „Kindlein, liebt euch unter einander." — Nach einigen Minuten hörte er sie noch im Vorzimmer sprechen, öffnete daher nochmals am Arme der Gattin die Thür, sagte ihnen wiederholt gute Nacht und ein herzliches Lebewohl; und sich zurückziehend sprach er scherzweise zu seiner treuen Lebensgefährtin: „Einmal werde ich es machen, wie der Arme in einer Erzählung Gellert's, der seinen besten Freunden Weib und Kinder vermachte; so müssen die Blinden einst von mir Theil- und Haus-Erben sein."

Hierauf aß er etwas Suppe und legte sich, zufrieden mit seinem Tagewerke, zu Bette. Als nach halb zehn Uhr der Sohn nach Hause kam, ließ er ihn zu sich rufen, bei seinem Bette nachtmahlen, was er gethan, wo er ge-

wesen, was es Neues gebe, sich erzählen, und sagte auch ihm, wie er seine Zeit hingebracht habe. Auf die Frage, wie er sich befinde, antwortete er: „Gut, bis auf den Rheumatismus, der heute im rechten Schenkel sitzt," und fügte lächelnd hinzu; „wenn das so fort geht, so haben die Aerzte und Leute am Ende doch recht, wenn sie glauben, daß ich ein alter Podagrist werden wolle." Beruhigt wünschte ihm sein Sohn, indem er ihm die Hand küßte, „gute Nacht," wobei der wahrhaft bis in den Tod treue Vater sprach: „Gott segne Dich heute und immer!" Da er ihn täglich mit einigen solchen Worten der Liebe zu Bette gehen ließ, so fiel es dem Gesegneten nicht ein, daß er den Segen eines Sterbenden, des sterbenden Vaters empfangen habe; und das um so weniger, weil er ihn noch gegen eine halbe Stunde mit seiner Mutter sprechen und selbst mitunter herzlich lachen hörte.

Nach Mitternacht gewahrte seine für ihn außerordentlich besorgte Frau, daß er wach sei; fragte ihn daher, ob er etwas wünsche, oder sich unwohl befinde? „Nein," erwiederte er, „mir ist wohl, nur kommt es mir etwas warm im Zimmer vor." Sie stand auf und machte Licht. Während dem erhob er sich selbst aus dem Bette, um auf einen nahe stehenden Sessel sich niederzusetzen. Dabei war sie ihm behilflich, bemerkte aber eine ungewöhnliche Schwäche an ihm und rief alsogleich den Sohn und Dienstboten herbei. Als dieser kam, rief er noch: „Du, mich scheint eine Ohnmacht zu befallen," und ehe dieser noch geantwortet hatte: „Nun wir haben ja Essig und kölnisches Wasser, da werden wir schon vorbeugen," änderte sich seine Physiognomie, das Auge schloß sich langsam, und indem er ruhig fortathmete, glaubte man ihn in einen wohlthätigen Schlaf verfallen. Auf das Wort seiner Frau, ob es ihm leichter wäre, den Kopf an ihre Brust zu lehnen, neigte er sein Haupt noch selbst; und nachdem er etwa sechs bis acht Minuten in diesem scheinbaren Schlummer sich zu erholen schien, — hatte er vollendet. — Was er von seinem Schön schrieb *),

*) Nach Joseph Schön's Tode (1799) richtete Klar ein langes Trostschreiben an dessen Familie, in welchem auch die allegirte und hier

kann ganz auch von ihm gesagt werden: „Eine wahre Euthanasie, wie es die Griechen nannten! Auch nicht einmal den leisesten Tritt des Genius mit der umgekehrten Lebensfackel erwarten, nicht einmal ahnen; — und vollendet, selig ist er! So wahr Jesus lebt, das ist mein Klar! deß freut sich meine Seele, und mein Geist frohlocket in Gott, meinem Heilande. Wer gab ihm diese Gattin? diesen Sohn? wer dieß Herz, diesen Sinn für's Gute, das ihn Allen zu Freunden machte, die ihn näher kannten? Wer, als Gott der Liebe? Gott sieht auf den Willen, er war engelgut. Gott rief ihn ab, ohne ihn fühlen zu lassen, was Sterben und Tod ist!"

Als man am Morgen den Blinden sagen ließ, er sei schwer krank, fingen Alle zu weinen an, und äußerten einstimmig ihre Besorgniß, er werde gewiß sterben; er habe ja von ihnen Abschied genommen, das vorgelesene Theaterstück, welches so voll von Beziehungen auf ihn war, habe den Titel: „Der Abschied" (von Weisse aus dem Kinderfreund); auch hätten sie schon gestern ihre bangen Ahnungen gegen einander geäußert. Viele Thränen vergoßen sie um ihn, aber sie hatten auch viel, sehr viel an ihm verloren; denn selbst nach seinem Tode fanden sich der sprechendsten Beweise seines unermüdeten Fleißes und steten Mühens für sie eine große Menge vor; und so manches Steinchen zur Vollendung des Gebäudes ihres allseitigen Wohles wurde erst in Folge der bedeutenden Menge von Briefen, die ihretwegen geschrieben und gesiegelt auf seinem Schreibtische zur Absendung bereit lagen, nach und nach herbeigeschafft; und das etwa noch Fehlende wird das dankbare Andenken an ihn (so vertrauen wir) gewiß noch herbeischaffen.

Seine Beerdigung fand am 28. März Statt. Sie war ein glänzendes Zeugniß, gegeben von Personen aus allen Ständen, er sei ein Mann des Vaterlandes gewesen, dem eine dankbare Thräne, bleibendes Andenken, und die allgemeine achtende Anerkennung der Mit- und Nachwelt gebührt. Dieses Zeugniß gaben ihm nicht bloß die zahllose Menge der Beerdigungsgäste, der Akademi-

---

treffend wieder auf Klar selbst angewandte Stelle zu finden ist. Vgl. Weinolt a. a. O., S. 80.

ker unserer Hochschule und der wohlthätigen Institute durch ihre Gegenwart, stille Trauer, sichtbare Rührung und innigste Theilnahme an dem beneidenswerthen Todten und seinen Angehörigen; sondern auch außer der Hauptstadt an verschiedenen Orten des dankbaren Vaterlandes beeilte man sich unaufgefordert, nach kaum eingegangener Nachricht von seinem Hinscheiden, es öffentlich und feierlich abzulegen.

Schon am 29. März veranstaltete sein ehemaliger Schüler, Hr. Dechant Johann Stelzig, eine kirchliche Trauerfeier in der k. Leibgedingstadt Polička.

In Leitmeritz, wo die Trauerpost an Klar's Beerdigung eintraf, war es rührend, in demselben Zeitmomente, ohne äußere Anregung, dieselbe Idee in Allen, die etwas dabei zu sagen hatten, aufsteigen zu sehen, nämlich Klar's Andenken durch eine besondere Feier zu ehren. Das konnte aber der Charwoche wegen erst am 18. April geschehen. An diesem Tage also wurde in der Decanalkirche in Gegenwart der k. k Kreisbeamten, sämmtlicher Gymnasialprofessoren, Schüler und Theilnehmer aus allen Klassen der Stadtbewohner ein feierlicher Trauergottesdienst abgehalten. Klar's 75jähriger Jugendfreund, Canonicus Kreibich — derselbe, der ihn 1800 zu Schüttenitz getraut hatte, hielt das Hochamt, wobei ihm der Leitmeritzer Stadtdechant P. Franz Mira, Klar's gewesener Schüler, als Paranymph zur Seite stand. Ueberdieß bezeugte der Gymnasial-Lehrkörper von Leitmeritz den Hinterbliebenen durch ein abgesandtes Mitglied aus ihrer Mitte eigends ihre Theilnahme über den Tod eines Mannes, der einst eine Zierde ihrer Lehranstalt gewesen ist.

Auch in Budweis veranstaltete man eine gleiche Solennität, wobei Hr. Seminarrektor und Professor der Theologie, Dr. Johann Körner, in der dortigen Stadtkirche (gleichfalls 18. April) das Todtenamt hielt und die bischöflichen Alumnen und Studirenden allein die Kirchenmusik ausführten. Wol glaube ich kaum — schließt unser Berichterstatter — daß es einen Priester, der Klar's Schüler gewesen ist, gibt, welcher nicht sein Andenken im Stillen feiern wird, weil ja auch Er jeden aus ihnen im Herzen trug und tragen wird bis auf den

großen Tag der Vereinigung, den weder Trennung, noch Furcht der Trennung trübt." —

Unter den Trauerblumen, welche auf Klar's Grabhügel gestreut wurden *), möchte die K. E. Ebert's die schönste sein, weßhalb sie auch hier einen Platz verdient:

Ein Mann ward eingesargt mit tiefen Klagen,
Der Alles galt den Seinen und der Welt,
Dess' fühlend Herz, den Besten zugesellt,
Hoch für der Menschheit Wohl und Heil geschlagen.

Hinan geführt, wo alle Zweifel tagen,
Ward nun vor dessen Blick er hingestellt,
Der ernst vor sich das Buch des Richters hält,
D'rin That und Sinn der Menschen eingetragen.
Da mag der Spruch gar Manchen tief erschüttern!
Doch voll von Demuth, aber ohne Zittern

Hört wol der Mann ihn, den dies Lied beklagt;
Denn, wer mit Lächeln, so wie er, geschieden,
Der trägt im Innern reinen Seelenfrieden;
Gerecht ist der, der vor dem Tod' nicht zagt.

Ja weine, Gattin, die er einst erkoren,
Ja wein' ihm bitter nach, verarmter Sohn,
Vereinet Eurer Klage lauten Ton;
Ihr habt, was unersetzlich ist, verloren.

Doch jedem Unglück' ward ein Trost geboren,
So tröst' es Euch, daß dort vor Gottes Thron
Dem Edlen ward des Edelsinnes Lohn,
Zu dem er hier auf Erden treu geschworen.

Weint Ihr auch, die nicht seh'n die eig'ne Thräne,
Ihr armen Blinden, des Geschied'nen Söhne,
Für die in Sorg' und Lieb' er viel gestrebt;
Doch denkt auch Ihr zum Trost' in bangen Schmerzen:
Daß, der gerissen ward von Euren Herzen,
Euch schützend nun als reiner Geist umschwebt.

*) Auch Prof. Karl Förster in Dresden, und Dr. Jos. Chmelensky widmeten Klar's Andenken, jener ein deutsches, dieser ein böhmisches Gedicht. Weinolt, S. 175—177.

Der plötzlich am 25. März 1833 erfolgte Tod Klar's veranlaßte viele seiner sowol in- als ausländischen Verehrer und Freunde nicht allein zu Trauergedichten, sondern zu wehmüthig herzlichen Todesanzeigen (unter denen die lateinische seiner Collegen obenan), zu nekrologischen Notizen und ganzen Brochüren *). Dr. Benkert **) machte seinen Tod mit folgenden Worten bekannt: „Herr Professor Klar war einer jener edlen und ausgezeichneten Lehrer der Hochschule Prags, der durch seine unermüdete Thätigkeit im Lehramte, durch seinen frommen, gottseligen Wandel, durch sein einfaches anspruchloses Wesen, durch die Herzlichkeit und Innigkeit seines Umganges, so wie durch besondere Beförderung und Unterstützung aller Wohlthätigkeits-Anstalten Prags die Herzen aller Edlen und Wohlgesinnten erwarb und unendlich viel Gutes wirkte. Sein Geist war unerschöpflich an edlen Unternehmungen, weil veredelt durch den Geist Gottes, und weil ruhend in dem Urborn der göttlichen Liebe, deren Wasser nie versiegen. Obgleich Laie, wohnte in ihm doch ein priesterliches Gemüth. Er heiligte seine trockenen Stunden durch Andacht und Gebet, damit sein Herz erwärmt bliebe für den heiligen Glauben. Der Edle hat reichlich gesäet, er wird auch reichlich ernten. Segen seinem Uns theueren Andenken!"

Die Summe der Opfer, die Professor Klar nur nach einer, die kleineren Gaben nicht umfassenden Berechnung auf den Altar des Vaterlandes gelegt, reicht über den Betrag von 72000 Gulden hinaus. Dieß hat seine Anregung, dieß haben seine Worte, seine Feder vermocht!

Die äußere Persönlichkeit Klar's war hervorstechender als gewöhnlich. Er war von weniger als mittlerer Größe und etwas ausgewachsen — welchen unansehnlichen Körperbau er übrigens mit vielen ausgezeichneten

*) Vgl. Fr. L. Čelakowský, krátká zpráwa o životu a blahočinném působení Aloysia Klara, Doktora a Professora etc. W Praze 1834, syn. Boh. Háze. 8.

**) Religionsfreund, April 1830, Nr. 18 des kirchenhistorischen Bemerkers, S. 224, Nr. 19, S. 260—267.

und wahrhaft großen Männern gemein hatte. Desto edler war sein Antlitz gebildet, der Kopf überhaupt in Form und Tragung interessant. Klar's hoher Geist zog gleichsam den von der Natur gebückten Körper nach Oben, gab ihm eine ernste würdevolle Haltung und jeder seiner Bewegungen einen achtunggebietenden Ausdruck. Dieser Geist aber hatte sich in der Physiognomie bis auf die feinsten Eigenthümlichkeiten seines Wesens — den durch Wohlwollen gemäßigten satyrischen Zug unvergessen — sprechend ausgeprägt. Die Stirne hoch, sanft gewölbt, frei von Runzeln, den Töchtern der Sorgen, denen der Weise niemals Raum gibt, vorzüglich aber das blaue Auge mit dem scharfen, durchdringenden, meist aufwärts gerichteten und leicht abgleitenden und in sich zurückkehrenden Blick, ließ Jedermann den christlichen Gelehrten, der hohes Denken mit tiefer Demuth, gründliches Wissen mit heiliger Liebe verbindet, auf den ersten Blick in ihm errathen. Sein Haupthaar hatte sich frühzeitig gebleicht und war endlich glänzend silberweiß geworden, was ihm, im Verein mit dem angenehmen, vollönigen Organ, ein äußerst ehrwürdiges, so zu sagen, patriarchalisches Ansehen verlieh. Vogel von Vogelstein in Dresden hat ihn durch sein Porträt, Joseph Max in Rom durch eine Büste verewigt, die jetzt Beide sein hinterbliebener Sohn besitzt. Von seinen Verehrern wurde auch für eine Medaille gesorgt, welche, nach Joseph Führich's genialer Erfindung, von Joseph Lerch von Lerchenau unübertrefflich in Metall ausgeführt worden ist.

Auf dem Averse befindet sich das Brustbild Klar's mit der Legende: **Aloys Klar Bohemus. Nat. Auschæ 25. Apr. 1763. Obiit Pragæ 25. März 1833.**

Auf dem Reverse schwebt Saturn mit Sense und Sanduhr, das Bild der eilenden Zeit. Vergebens strebt der Genius der Menschheit seinen schnellen Flug zu hemmen; umsonst blickt vom äußersten Rande eines Leichensteines der Storch, das Symbol der kindlichen Liebe und Dankbarkeit, flehend zu ihm auf; ein wehmüthiger Blick, den er vorübereilend auf das Monument unter sich wirft, ist der einzige Tribut, den auch er dem Manne, dessen umgekehrte Lebensfackel der Engel des Todes am Grabe niederlegte, nicht versagen kann. Minerva's Helm, ihr

umkränzter Vogel und aufeinander geschichtete Bücher sind Symbole seines Wirkens, so wie Pergamentrollen, die auf den letzteren ruhen, Hindeutungen auf die frommen Stiftungen, die er in's Leben rief. Er war ein Segen der Menschheit, und sein Andenken wird in Segen fortdauern, daher ein Horn mit Blumen gefüllt auf seinem Grabe. Doch hoch über Helm und Eule, Bücher, Stiftbriefe, Blumen und Blumenkranz ragt das Kreuz empor, der Fels seines Glaubens, Hoffens und Liebens, durch welches er allein Alles, was er war, Großes, Schönes und Gutes wirkte, zu sein und zu vollbringen vermochte. Das Ganze umgeben die Worte: „Opera ejus manebunt.“

Mit dem Tode Klar's schließt dessen Biographie sich nicht ab. Noch volle dreizehn Jahre nach ihm überwachte seine fromme, thätige Witwe das Heil der Blindenversorgungsanstalt, während die Hand des Sohnes das Ruder derselben, so wie das Lenkseil der Künstlerstiftung ergriff. Bei Niederschreibung dieser Zeilen sind es gerade vier Monate, daß Mutter Rosina Klar in den Armen des Sohnes entschlafen ist; — es war am 24. Januar 1847 um halb ein Uhr Nachts. Ein befreundeter Sänger widmete ihr folgenden Nachruf, den wir (aus der Prager Zeitung vom 2. Febr. 1847, Nr. 19) seines Dichterwerthes wegen — aber auch, um für den Schluß unseres Artikels eine Art Abtheilung zu gewinnen — hierhersetzen:

Mit sanft im Glauben glüh'nden Wangen
Bist Du in Frieden heimgegangen,
Dein Tod war, wie Dein Leben, hehr.
Mit schwacher Hand noch Gutes üben,
Mit weißem Haar noch hoffen, lieben,
Was gibt das Alter Werthes mehr?

Du schenktest thätiges Erbarmen
Den Kindern der verlass'nen Armen,
Du pflegtest ihrer sanft und lind;
Mag Gott vergeltend Dir begegnen
Und Deine eig'nen Enkel segnen,
Die Du geliebt, wie selbst ein Kind.

Man weih'te Dich in der Kapelle *),
Wo Du sonst immer freudenhelle
Zum Sternenhimmel aufgeschaut,
Und die, Dein Innerstes beseelend,
Zu schönem Trost für fremdes Elend
Dein eig'ner, edler Sohn erbaut.

Da steht, wie Säule dicht an Säule,
Der Blinden dunkle, starre Zeile,
Durchbebt vom düstern Grabgesang!
Sie haben nie Dein Bild gesehen:
Es war nur Deiner Liebe Wehen,
Und nicht ihr Licht, das sie durchdrang.

Und wenn auch jetzt im Trüben, Dunkeln
Nur ihre bittern Thränen funkeln,
Einst glänzen sie im gold'nen Licht.
Der Blinden Aug' wird oben brennen,
Sie Alle werden Dich erkennen,
Und leuchten wird ihr Angesicht.

Karl Viktor Hansgirg.

Wir wissen, daß der verewigte Gründer unserer Blinden-Versorgungsanstalt oftmals und mit Nachdruck, selbst auch noch am Vortage seines Todes gegen seine geliebte Gattin äußerte, er wünsche sehnlichst, daß sein Sohn nach seinem Absterben die Leitung der Anstalt übernehmen und das von ihm Begonnene zur weiteren Ausführung bringen möchte **). Eingedenk des väterlichen Wunsches und Willens, und zugleich durch innere Neigung auf die Bahn des Vaters hingewiesen, nahm Klar, der Sohn, in Gemeinschaft mit seiner Mutter, das verwaiste Institut unter die treueste und gewissenhafteste Obhut, brachte die Künst-

*) Wurde am 26. Jänner 1847 nach ihrem eigenen Verlangen in der St. Raphaels-Kapelle beigesetzt, und am 27. Jänner von dort auf dem Kleinseitner Friedhofe beerdigt.

**) S. die Gründung und ersten Begegnisse der Versorg. u. B. A. f. erw. Bl. (Prag 1834, 8. — oder erster, bis Ende 1833 reichender Bericht), S. 23.

lerstiftung zur Verwirklichung, faßte die Vereinigung der Blindenanstalt mit einem Kinderhospitale in's Auge, und führt nun Alles seit beinahe achtzehn Jahren der größtmöglichen Vollendung entgegen — obgleich selbst in einer Categorie des Staatsdienstes wirksam, der ehrenvoll und gemeinnützig, aber auch kraftanstrengend und besonders zeitraubend ist *).

Mit dem Ableben Klar's, des Vaters, übernahm also Klar, der Sohn (damals k. k. Gubernial-Präsidial-Concipist, mithin glücklicherweise in der Hauptstadt Prag stabil), die Gesammtleitung und Verwaltung des Vereines und der Anstalt zur Versorgung und Beschäftigung erwachsener Blinden in Böhmen; so daß die Fortführung aller begonnenen oder angeregten Stiftungen und die Pflege und Hausordnung der Pensionäre gar keine Unterbrechung erlitt. Die Anstalt befand sich noch immer in der gemietheten Wohnung Nr. 490—III, versorgte sechs arme Blinde, hatte ein Vermögen von 18,221 fl. 45 kr. Conv. Mze. und siebzehn beitragende Vereinsmitglieder, welche 204 fl. C. M. an jährlichen Gebühren erlegt haben. Der Druck der a. h. bestätigten Vereins- und Institutus-Statuten hatte sich bis jetzt verzögert, wo derselbe jedoch alsbald beendigt, der Absatz auf die möglichst vortheilhafteste Art eingeleitet ward (er trug bis Dezember 1833 volle 517 fl. 18 kr. C. M. ein), ferner die Diplome ausgefertigt und die Stiftsbriefe zu den bisherigen Pensionsplätzen der h. Landesstelle unterbreitet, die aufgelaufenen Schriften registraturmäßig geordnet, endlich die Gartenanlagen nächst der Daliborka vollendet wurden. Die Verhandlungen wegen Erwerbung eines eigenen Institutsgebäudes stellten sich freilich als das Dringendste dar. Da ereignete es sich, daß im August 1833 beide allerhöchsten Majestäten Prag mit einem Besuche (es sollte der letzte des höchstseligen Kaisers sein) beglückt haben. Die erhabene Landesmutter — der bisherige Schutzgeist der Klar'schen Anstalt — befand sich schon am ersten

*) Paul Aloys Klar, k. k. Kreiskommissär, ist seit 1835 vermählt mit Caroline Marie, geb. Gräfin Wratislaw von Mitrowitz und Schönfeld, welche zugleich Mitvorsteherin der obigen Anstalt ist. Drei Kinder, Paul, Carl und Rudolph, sind der Segen dieser Ehe.

Tage nach Allerhöchstihrer Ankunft in Prag (am 17. August um 4½ Uhr) im Kreise der Blinden. Welch' ein Fest für die Armen und deren Pfleger! Ihre Majestät drückten gegen Klar, den Sohn, das innige Bedauern aus, seinen Vater nicht mehr am Leben zu treffen, und schrieben sich, nach allseitiger Orientirung im Institute, mit dem huldvollen Versprechen, wieder zu kommen, in das Denkbuch ein*). Vierzehn Tage nachher kam der innigst geliebte Monarch. „Am 2. September" — verzeichnete damals die Witwe Klar in ihr Tagebuch — „wurde ich früh schnell in's Institut gerufen, und um 12 Uhr kam der hohe, mit unaussprechlicher Liebe ersehnte Gast, unser liebster, bester Kaiser, im Hofe unseres armseligen Institutes an. Als Hausmutter wurde mir bei'm Aussteigen aus dem Wagen die verklärteste Begrüßung, ich bekam die — vierzig Millionen Unterthanen segnende Hand zum Kuße und hörte die Worte, die, so lange Gott auch immer mein Leben fristen mag, in meiner Seele wiedertönen und mich mit Freude erfüllen werden: „Es ist mir sehr leid, daß ich Ihren guten Mann nicht mehr treffe; er hat viel Gutes gethan." Unter anderen Huldbeweisen**) beider Majestäten gründete die Kaiserin einen eigenen Blindenstiftungsplatz mit 2000 fl. C. M., der Kaiser betheilte die Anstalt mit einem Gnadengeschenke von 400 fl. (S. M. der jüngere König von Ungarn gleich auch mit 200 fl.) und der Vorstand schöpfte die sichere Hoffnung, das Se. Majestät der Anstalt ein eigenes Haus allergnädigst zuzuwenden geruhen werden. Letzteres ging auch bald in Erfüllung, indem der Anstalt von Sr. Maj. mittelst a. h. Entschließung vom 2. Februar 1834 das sogenannte, von jeher zur kaiserl. Hofburg gehörige Holzschreiberhaus (Nr. C. 131 auf der Kleinseite) sammt dem angrenzenden Holzgarten geschenkt wurde***). Nach vollbrachter Adaptirung des Gebäudes (31. Oktober 1834) bezogen

*) Umständlich ist dieser Besuch geschildert in dem ersten Berichte über die Anstalt (1834), S. 28—35.

**) Erster Bericht, S. 35—42.

***) Einige lokalhistorische Notizen darüber stehen im zweiten Berichte der Anstalt (1835), S. 7—9.

die Pensionäre dasselbe, und befanden sich von nun an in der Nähe ihres Erholungsortes, für dessen Annehmlichkeit ebenfalls mittlerweile vorgesorgt worden war*). Die Wohlthaten für die Anstalt mehrten sich auf alle mögliche Weise durch Errichtung neuer Stiftungsplätze, Geschenke und Legate in Baarem oder in Naturalien, Bücher- und Bilderverlag, theatralische Vorstellungen, musikalisch-deklamatorische Akademieen, Diplomsgebühren u. dgl. Es war aber noch gar Viel von der Theilnahme der Menschenfreunde zu erflehen, da auch eine weibliche Abtheilung für Blinde eröffnet werden sollte. Am 10. Oktober 1835 hatte die Anstalt das hohe Glück, von J. M. der regierenden Kaiserin Maria Anna besucht zu werden. Das folgende Jahr konnte bereits zu dem Baue eines neuen großen Institutsgebäudes zur Unterbringung von wenigstens 300 Blinden, sammt einer eigenen Hauskapelle, geschritten werden. Dieser Bau wurde dem gefeierten Architekten Kraner akkordmäßig übertragen und zur Beaufsichtigung von der k. k. Oberbaudirektion einer ihrer praktischesten Beamten, Amtsingenieur Kulhanek, ausersehen. Als man zu Pfingsten 1836 die Gründe zu graben begann, stieß man auf große Terrainhinderniße, die aber muthig überwunden wurden **). Der Bau sollte einfach, dauerhaft, seiner heiligen Bestimmung gemäß, würdig und geschmackvoll durchgeführt werden. Am 15. Junius 1836 legte man zu dem Neubaue den Grund, wobei der Enkel des edlen Gründers des Instituts (Paul Zdenko Klar, damals 1 Jahr alt) den ersten Schlag des Hammers führte. Dieser Stein liegt in der Ecke, wo auf der Evangelienseite der Bogen des Presbyteriums mit dem Schiffe zusammengreift. Der feierliche Akt der Grundsteinlegung ***) aber fand während

*) Erster Bericht, S. 17 d. Note. Dem zweiten Berichte sind auf drei lithograph. Tafeln die Situationspläne des ursprünglichen und des adaptirten Lokalbestandes beigegeben.

**) Die bei dieser Gelegenheit ausgegrabenen Alterthümer sind abgebildet auf 2 Blättern und von Alois Jelen sachkundig beschrieben im vierten Bericht (1837), S. 2 — 5; auch im Panorama des Universums (Prag bei Haase Söhne) 1836, Nr. 41.

***) Beschreibung dieses Aktes, vierter Bericht, S. 6—10. Die

der Krönungszeit unter den Auspicien Sr. kais. Hoheit des Durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Franz Karl, im Namen Seiner Majestät Unseres allergnädigsten Königs und Herrn, Ferdinand V., am 18. Sept. 1836 Statt. Unmittelbar darauf wurde der Bau selbst in Angriff genommen, und es sind aus dem Hauptplane Grundriß, Aufriß und Durchsicht der Kapelle dem vierten Institutsberichte (1837) lithographirt beigegeben. Seit dieser Zeit stiftete der Direktor bei der Anstalt zur intellektuellen Pflege der Blinden eine sich als immer heilsamer bewährende, geistliche Hausadministratur. Se. Majestät der Kaiser geruhten damals der Anstalt ein Geschenk von 300 fl., und J. M. die Kaiserin eines von 400 fl. C. M. — nebst der Stiftung eines eigenen Blindenstiftungsplatzes — allergnädigst zuzuwenden. Im Jahre 1837 konnte in Folge zweckmäßiger Einleitungen und Ersparnisse die Eröffnung der weiblichen Blindenabtheilung (es war am 19. April, dem Namenstage Sr. Maj. des Kaisers) vor sich gehen. Mit unendlichen Mühen und Opfern war jedoch des Stifters Wunsch ausführbar, nämlich die barmherzigen Schwestern von der Regel des heil. Karl Boromäus nach Prag und Böhmen und in das Institut zu bringen, um den Blinden bleibend eine recht mütterliche Wartung und Pflege zu sichern. Nachdem der Direktor der Anstalt die Hospitäler der barmherzigen Schwestern in Deutschland und Frankreich, zumal deren Mutterhaus zu Nancy, besucht, brachte er endlich am 28. September 1837 aus weiter Ferne sechs Schwestern jenes Ordens zu allgemeinem Jubel in sein Institut. Ihr seitheriges gesegnetes Wirken, so wie ihre Verpflanzung in andere Städte des Königreichs — nach der unter'm 2. November 1839 erfolgten allerhöchsten Stabilirung derselben — mag theils an andern Orten*) nachgelesen, theils und hauptsächlich erst von einer

---

Legende der bei dieser Gelegenheit in den Grund versenkten großen Denkmünze auf den verstorbenen Stifter (gravirt von Joseph Lerch v. Lerchenau) ebendas., S. 8 — 9.

*) Fünfter Bericht (1838), S. 10 — 14; sechster Bericht (1839), S. 11 — 13, 20; siebenter Bericht (1840), S. 18 — 19; vgl. Libussa 1846, S. 405 — 406.

berufenen Feder erwartet werden. Der Erweiterungsbau des Institutes wurde im Jahre 1838 begonnen, und es liegen Pläne und Prospekte desselben ebenfalls dem Publikum vor *). Die Hauskapelle unter dem Titel des h. Erzengels Raphael gedieh — da bei derselben bereits mehrere fromme Messenstiftungen bestanden — am frühesten zur Vollendung. Sie ist mit Skulpturen von Emanuel Max und mit Fresken (nach Joseph Führich's Entwürfen) von Wilhelm Kandler und J. Lhotta geziert **), und wurde am 9. Oktober 1844 als öffentliche Kapelle eröffnet und eingeweiht. Schon in einem früheren Jahrgange der Libussa (1846, V. S. 398 bis 406) findet sich ein bündiger und treuer Bericht über den neuesten Zustand der Klar'schen Anstalt vor. Wir haben hiezu blos nachzutragen, daß der gegenwärtige Direktor auch eine eigene Spinnschule bei der Anstalt eingeführt, den großen Hofraum in eine freundliche Gartenanlage umgestaltet, und bei der St. Raphaelskapelle bereits an 24 bleibende Messenstiftungen bewirkt habe. Die Blindenstiftungsplätze und die Zahl der Vereinsmitglieder vermehrte derselbe dermaßen, daß mit Ende 1846 bereits 22 förmliche Blindenstiftungen bleibend in Wirksamkeit stehen und 53 in der Errichtung begriffen sind. Vereinsmitglieder gibt es 142, und zwar 133 beitragende und 9 wirkende. Das Gesammtvermögen der Anstalt besteht in einem sicheren Kapital von 62,503 fl. 17 kr. und einer sicheren Jahresrente von 300 fl. C. M. Der Bau des neuen Institutsgebäudes hat sammt Kapelle und Einrichtung über 80,000 fl. C. M. gekostet.

Die Klar'sche Künstlerstiftung, d. i, ein Reisestipendium für Studien zu Rom, genoß zuerst (1839 und die folgenden Jahre) der Bildhauer Emanuel Max; nach ihm der Maler Wilhelm Kandler — Beide zu ihrem Ruhme und Glück. Vgl. Libussa (1846) V. S. 410—412.

Das Kinderhospital, welches Direktor Klar an die Blinden-Versorgungsanstalt anzulehnen gedenkt, nä-

*) Sechster Bericht (1839), S. 3, 5 und d. Beilagen.

**) Beschrieben sind diese Kunstwerke im sechsten Jahresbericht (1839), S 5—8, und in der Libussa (1846) V., 409—412.

hert sich immer mehr seiner so höchst wünschenswerthen Realisirung. Diese letztere Anstalt in's Dasein rufen zu helfen, ist bekanntlich mit ein Nebenzweck unserer „Libussa."

Und hiemit scheiden wir von den Schöpfungen Klar's, des Vaters sowol, als auch des sie treu pflegenden Sohnes; sie sind Menschenwerk, ihre Urheber waren nur Privatmänner — desto mehr Geltung aber erlangt hier der Spruch: Opera eorum manebunt! Und kein fühlendes Herz möchte es geben, in welchem der nachfolgende Dichtergruß unseres hochbegabten Uffo Horn — von Diesem den Manen Klar's zur ersten Decennalfeier seines Instituts (4 Okt. 1842) dargebracht*) — nicht den tiefinnigsten Anklang, die gemüthswärmste Erwiederung fände.

Dem Garten Weh'! deß treuer Pfleger stirbt —
Dein Garten blüht! von Sohneshand gepflegt;
Die Saat verdorrt, der junge Keim verdirbt —
Er hat den Blüthensaamen neu gelegt;
Der Spaten ruht, die Sichel rostet braun —
Er nahm ihn auf, und schliff die Klinge neu;
Wer wird das Land im neuen Lenze bau'n?
Er hat's gethan, daß grün die Erde sei!

Dem Blinden Weh'! deß treuer Führer fehlt —
Er bot die Hand dem Blinden milde hin;
Wer ist, der sorgsam ihm die Schritte zählt?
Getrost! Getrost, Dein Sohn, er leitet ihn —
Der blinde Mann weiß nichts von dieser Erd'.
Er sagt ihm: Draußen glüht der Sonnenschein!
Stumm kauern muß er an dem fremden Herd!
Er sagt: Komm, Armer! komm zu mir herein!

Du edler Greis im lichten Geisterland,
Dein Kindlein lebt und lacht den Vater an;
Dein Werk gedeiht im lieben Vaterland,
Zehn Jahr' vorbei — das Schwerste ist gethan!
Dir Stern verbleicht: die Eiche rauscht im Hag,
Aus Bergesnebeln klingt ein Harfenton —:
Zwei Kränze flecht' ich zwischen Nacht und Tag,
Aus Sternen Dir, aus Eichen Deinem Sohn!

*) S. N. Glaser's Lokalblatt „Prag" 1842, Nr. 159.

Uffo Horn,

geboren zu Trautenau in Böhmen den 18. Mai 1817.

Die nachfolgenden Spalten sollten die Biographie dieses vaterländischen Schriftstellers bringen, wozu auch alle Materialien bereits gesammelt waren; mehrfache Hindernisse verzögerten aber das Erscheinen derselben dergestalt, daß die Biographie für das nächste Jahr zurückgelegt werden mußte.

Der Herausgeber.

Der alte Krönungsbecher der k. Stadt Melnik.

Beilage zu Klar's Taschenbuche Libussa 1848.

Der alte Becher
der königlichen Leibgedingstadt Melnik.

Von

Paul Aloys Klar.

(Mit einer gestochenen Ansicht.)

Die vielen Städte Böhmens besitzen noch itzt einen reichen Schatz von mannigfaltigen Kunstdenkmalen, die in der theuern Heimath — der Wiege von Kunst und Wissenschaft — in frühern Jahrhunderten sinnig und edel geschaffen wurden, und es wäre für die Geschichte der Kunst und Kultur gewiß von unberechenbarem Vortheile, wenn ein guter Genius erstehen und diese in einer getreuen Sammlung zusammenstellen und recht umständlich schildern wollte, damit sie so kommenden Tagen wenigstens bildlich erhalten würden; denn leider gehen sie sonst für uns und die nächste Nachkommenschaft spurlos verloren, sie werden vernichtet, verunstaltet, entfremdet, und das Vaterland weiß nicht einmal, was es besaß und was von seinen Söhnen einst hervorgebracht wurde! —

In die Reihe solcher heimathlichen Kunstdenkmale gehört der alte Becher oder Pokal der k. Leibgedingstadt Melnik, Bunzlauer Kreises, der seit undenklichen Zeiten als ein Eigenthum der Stadtgemeinde auf dem Rathhause verwahrt wird.

Dieser Becher ist aus einer edlen Holzart, die Einige für Mandel- und Andere für Cedernholz halten, auf's mühevollste geschnitten, erhaben verziert, und besteht aus drei Theilen, nämlich dem Untersatze, der zwei Theile enthält, und dem Aufsatze oder Deckel.

Die innere Wand des Bechers ist mit einer zarten, braunen Harzmasse überzogen, und die Außenseite mit den Hauptmomenten des alten und neuen Testamentes, in gedrängter Verkettung, mit halberhaben geschnittenen Darstellungen geschmückt, die aus Nischen sicht-

bar werden, welche von kleinen Säulen getragen werden, die ober den Capitälern wieder mit Engelgestalten geschmückt sind. Das Schnitzwerk ist noch gut erhalten, und nur die äußersten, am meisten hervorragenden Kanten haben stellenweise, im Verlaufe der Zeit, einige Beschädigungen erlitten.

Leider konnte bis jetzt nicht verlässig erforscht werden, wann und unter welchen Verhältnissen dieser Becher entstand, — was der schaffende Künstler für einen Namen führte, — in was die erste, ursprüngliche Bestimmung dieses Bechers bestand, — wozu dieser bis zuletzt verwendet wurde, und wann er auf das Melniker Rathhaus gelangte.

Da sich ein so kleines, gedrängtes Schnitzwerk durch eine Beschreibung nicht wohl entsprechend veranschaulichen läßt, und mir der vormalige Bürgermeister der k. Stadt Melnik, Herr Friedrich, die längere Besichtigung dieses Alterthums auf das bereitwilligste gestattete, und die Durchführung meines Vorhabens auf alle Art zu unterstützen und zu erleichtern suchte, wofür ich ihm nur den empfundensten Dank hier öffentlich darbringen kann, so habe ich diesen schönen Becher durch den von Prag nach Melnik eigends abgesandten Maler Habel aufnehmen lassen, der seine Aufgabe mit außerordentlicher Treue und unermüdlichem Fleiße löste, wie die vorliegende, von Joseph Skala bestens ausgeführte, gestochene Darstellung treulich bekundet.

Wenn man den Becher von oben an zu betrachten beginnt, so werden an der Wand des Deckels, von der rechten zur linken Seite, folgende Darstellungen sichtbar:

Die Schöpfung des Thierreiches.
Die Schöpfung des Menschen.
Die Verführung im Paradiese.
Abraham opfert den Isak.
Joseph im Brunnen mit seinen Brüdern.
David im Kriege.
Absolon.
Salomon's Urtheil.
Judith und Holofernes.
Esther und Hamann.

Am unteren Rande des Deckels ist ober der Einfassung folgende Umschrift aus Horn mit Lapidarschrift:

Menschen. hoert. myn. vertraen. ist. Got. ja. is. op. ons. gecomen. deresonden. dan. Christus. heet. ons. onbonden. (Menschen! hört, mein Vertrauen ist Gott Jehova. — Es ist über uns gekommen die Sünde, davon Christus uns hat entbunden.)

Am Untertheile erscheint von der linken zur rechten Seite, in der obersten, schmälern Reihenfolge:

Joseph's Flucht nach Aegypten mit Maria und dem Kinde Jesus.
Jesus lehrt im Tempel.
Jesus vertreibt die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel.
Jesus am Oelberge; — und

in der zweiten, breitern Reihenfolge:

Die Geburt Christi — obenher Maria Verkündigung.
Die opfernden drei Könige — obenher die Könige auf der Reise aus dem Morgenlande.
Jesu Einzug in Jerusalem — obenher zwei Jünger auf dem Wege zum Dorfe.
Das letzte Abendmahl — obenher die Fußwaschung; und

in der dritten, anstoßenden Reihenfolge:

Jesus wird durch Judas verrathen — obenher Jesus vor Pilatus.
Jesus wird dem Volke gezeigt — obenher die Geißelung.
Jesus auf dem Wege nach Golgatha.
Jesus am Kreuze; und

in der vierten, letzten Reihenfolge:

Jesu Grablegung — obenher seine Auferstehung.
Die drei Frauen am Grabe — obenher die Himmelfahrt.
Die Sendung des heil. Geistes.
Die Auferstehung der Todten.

In der Mitte des Bechers werden ober den Säulen, zwischen den leeren Räumen der Bögen, viermal von vier Engeln gehalten, die Worte: Ecce Homo — sichtbar.

An den vier Säulen des Piedestales erscheint in der untersten Reihenfolge, jedoch in verkehrter Ordnung, aufwärts zu lesen:

1582.
ini
Dom
Anno

Dieser Becher wird von Thierköpfen und kleinen Säulen getragen. An den vier Seiten des Piedestales ruhen vier, mit einer Tatze Schildchen und mit der andern Tatze einen Todtenkopf haltende Löwen, von denen drei Schilder ganz leer sind, und auf dem vierten Schilde befindet sich ein sichtlich erst später hinzugemaltes, zartes Wappen, mit den Buchstaben links: C. C. V. T. und rechts: P. V. E. T.

Dieses Wappen ist ein quadrirtes Schild mit einem goldenen Mittelschilde, in welch' letzterem ein schwarzer Adler erscheint.

Das erste schwarze Quartier des Hauptschildes enthält einen silbernen Stern; — das zweite und dritte Quartier ist schräge links, weiß und blau getheilt, und in jeder Hälfte ist ein Stern in abwechselnden Farben. Das vierte schwarze Quartier enthält einen goldenen Greif, welcher ein blankes Schwert emporhält. Auf dem Hauptrande des Schildes ruht ein offener, gekrönter Turnierhelm, welcher rechts eine schwarze und goldene — links aber eine blaue und silberne Decke, und als Kleinod den vorbeschriebenen Greif trägt.

Das ganze Schnitzwerk wird von vier gedrehten kleinen Untersätzen getragen.

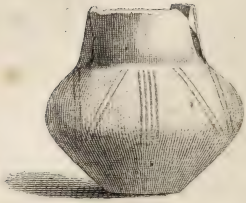
Der verstorbene Dr. Maximilian Müllauer, Professor der Prager Universität, hielt dieses Wappen dem Wappenschilde des am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in den Adelstand erhobenen und am 5. August 1722 verstorbenen Graf Gallas'schen Oberhauptmanns der Herrschaften Friedland und Reichenberg, Christian Karl Ritter von Platz und Ehrenthal, für sehr ähnlich.

In Jaroslaw Schaller's topographischer Beschreibung des Bunzlauer Kreises heißt es bei der Stadt Melnik, Seite 173:

„In dem hiesigen Stadtarchive ist ein von Lindenholz geschnitzter und inwendig ausgepichter Becher vorhanden; — er hält $\frac{3}{4}$ Ellen in der Länge und vier Zoll im Durchschnitte. Auswendig ringsherum ist das Leben Christi vorgestellt." —

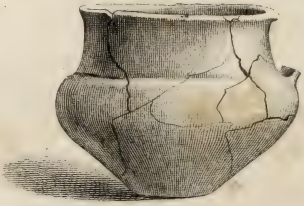
Einige wollen wissen, daß dieser Becher vor Alters in dem Sakramentshause der Melniker Stadtkirche die zum Gottesdienste gewidmeten Hostien verwahrte — Andere, daß das landesübliche Krönungsgeschenk der Königin von Böhmen in diesem Becher dargebracht, und wieder Andere, daß das übliche Witthum der verwitweten Königin in diesem Becher jedesmal überreicht wurde. —

Diese Zeilen sollen auf das alte Kunstdenkmal der historisch denkwürdigen Stadt Melnik mit dem Wunsche blos aufmerksam machen, Alles, was über diesen Becher nah oder fern bekannt ist, in diesen Blättern zur Veröffentlichung bringen und sich versichert halten zu wollen, daß jede noch so unbedeutende Mittheilung auf das dankbarste entgegengenommen werden wird.

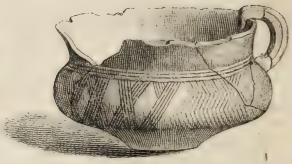


5.

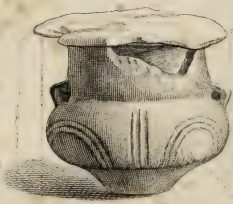
1.



4.



3.



2.

URNEN,

gefunden in Böhmen.

Befinden sich in der Sammlung des Herrn Joseph Pachl.

Beilage zu Klar's Libussa. 1848. Steindr. v. E. Kutschera in Prag.

Einige in neuester Zeit in Böhmen aufgefundene alte Aschenkrüge, Geräthe und Kunstgegenstände.

Von

Paul Aloys Klar.

(Mit drei lithographirten Ansichten.)

Die ausgezeichnete Sammlung vaterländischer Alterthümer und Kunstgegenstände, die sich bei dem unermüdeten Eifer des Herrn Joseph Pachel immer reicher und großartiger gestaltet, wurde seit Kurzem aus Tabor, wo sie sich seit dem Jahre 1846 befand, wieder nach Prag gebracht, und die seltene Bereitwilligkeit und Güte dieses kunstbefreundeten Besitzers macht es möglich, so wie in den frühern Jahren *), wieder einige heimatliche Alterthümer dieser herrlichen Sammlung in diesen Blättern bildlich vorzuführen, wofür ich Herrn Joseph Pachel nur den innigsten Dank äußern und den sehnlichen Wunsch, für heimatliche Kunst- und Alterthümer in Prag und Böhmen endlich eine eigene Kunst- und Alterthumskammer erstehen zu sehen, mit aller Liebe und Wärme erneut aussprechen kann.

Von den vielen, durch das am 29. März 1845 stattgehabte außerordentliche Hochwasser unterhalb Außig, in der Nähe der Dörfer Wesseln und Mosern, Leitmeritzer Kreises, am linken Elbeufer in der Flußgegend, im Sande zum Vorschein gekommenen alten Gefäßen, die aus Unkenntniß der Finder gleich bei ihrer Entdeckung zum größten Theile vernichtet wurden, hat der rastlose Pfleger vaterländischer Alterthümer, Herr Joseph Pachel, neuerlich an zwanzig sehr schätzbare Stücke erhalten, von denen die interessantesten durch seine besondere Güte hier vorgeführt werden.

Eine Urne (Fig. 1) aus grauem Thone, deren obere Oeffnung $4\frac{1}{2}$ Wiener Zoll, die größte Ausbauchung $5\frac{3}{4}$ Zoll und die Höhe von $3\frac{1}{2}$ Zoll beträgt.

*) Siehe Libussa 1846, S. 419, und 1847, S. 501.

In diesem zierlich gearbeiteten Gefäße ist noch der ganze Inhalt vorhanden, mit welchem es ursprünglich in die Erde vergraben wurde — und nach der beigelegt gewesenen broncenen, spiralförmig gewundenen Spange dürften die Ueberreste eines weiblichen Körpers hier aufbewahrt gewesen sein. Diese Urne ist sehr gut erhalten, und enthält an ihrem obern schiefen Rande zu drei Seiten pyramidenförmige Verzierungen, womit vielleicht schon damals, wo diese Urne der Erde anvertraut wurde, das Abzeichen eines dreieinigen Wesens angedeutet werden wollte.

Eine Urne (Fig. 2) von sehr interessanter Gestalt, zierlich gearbeitet, aus röthlich grauem Thone, in der der Inhalt auch noch unberührt so vorhanden ist, wie er sich ursprünglich bei dessen Beisetzung in die Erde befand; — über der Oeffnung befindet sich ein platter Stein von dem sogenannten Ziegenberge bei Wesseln, mit welchem diese Urne bei ihrer Entdeckung bedeckt war.

Den Dimensionen zufolge gehört diese Urne unter die kleinere Gattung, denn der Durchmesser der obern Oeffnung beträgt nur 3½ Zoll, jener der größten Ausbauchung 4 Zoll und ihre Höhe 3½ Zoll.

Eine Urne (Fig. 3), die bei ihrer Auffindung zerbrochen wurde; allein die einzelnen Theile wurden wieder so gut zusammengesetzt, daß ihre besondere, nicht leicht vorkommende Gestalt genau und deutlich zu erkennen ist. Die Verzierungen sind rings an ihrer Ausbauchung angebracht, und der Durchmesser der obern Oeffnung beträgt 4½ Zoll, die größte Ausbauchung 5½ Zoll und die Höhe 3 Zoll. Der Inhalt ist bei ihrer Entdeckung in Verlust gerathen.

Eine Urne (Fig. 4) von ganz ungewöhnlicher Gestalt, aus röthlich braunem Thone, in welcher sich der ursprüngliche Inhalt noch ganz unversehrt vorfindet. Der Durchmesser der obern Oeffnung beträgt 2½ Zoll, der größten Ausbauchung 5½ Zoll und die Höhe auch 5½ Zoll.

Da sich die sämmtlichen, in der bezeichneten Gegend zu Tage gekommenen Gefäße kaum 15 bis 18 Zoll tief unter dem Erdhorizonte befanden, so scheint diese Urne durch einen äußern Druck, wahrscheinlich durch das Ackern des über derselben bestandenen Feldes, zerdrückt worden zu sein; aber die einzelnen Theile haben noch ihren vollen Zusammenhang, und ihre Gestalt ist nicht verändert worden.

Ein heidnischer Aschenkrug (Fig. 5) mit dem ursprünglichen, noch ganz unangetasteten Inhalte, von bräunlichem Thone und an der Außenseite sehr glatt anzufühlen. Die obere Oeffnung hält im Durchmesser 5¼ Zoll, die größte Ausbauchung 5¾ Zoll und die Höhe 5 Zoll.

Bei diesem Gefäße befand sich, nach der Angabe des Finders, eine eiserne, sehr wohl erhaltene, 4 Zoll lange Pfeilspitze und ein Theil

6.

URNE,

gefunden in Böhmen.

efindet sich in der Sammlung des Herrn Joseph Pachl.

ntussa 1848. Steindr. v. E. Kutschera in Prag. Fetters lith.

des Geweihes, wahrscheinlich eines Rehbockes, von 5½ Zoll Länge, an dessen Außenseite 42, beiläufig eine Linie im Durchmesser haltende Vertiefungen bestehen.

Diese beiden hier angedeuteten Gegenstände besitzt ebenfalls Herr Joseph Pachel, was das Interesse dieser Urne ungemein erhöht.

Ein Gefäß (Fig. 6) von schwarzem Thon, welches im Jahre 1842 von dem Chaluppenbesitzer Johann Lis in der ehemaligen, durch die Hussiten zerstörten Stadt Sezimowo Austě (gegenwärtig fälschlich Alt-Tabor genannt) bei dem Baue einer Scheuer, eine Klafter tief, in lockerer Erde entdeckt wurde.

Wenn schon die besondere Größe diesem antiken Gefäße ein besonderes Interesse gibt, so wird dieses noch durch den Umstand bedeutend erhöht, weil sich unter dem Rande desselben drei Zeilen Buchstaben von größerer, und drei Reihen von kleinerer Gattung befinden, welche rings um das ganze Gefäß angebracht sind.

Die größern Buchstaben haben eine Höhe von beinahe ¾, die kleinern hingegen blos von ¼ Zoll, und wenn die je zwischen zwei großen Buchstaben befindlichen einfachen, mitunter auch doppelten Punkte nicht berücksichtigt werden, so dürfte man versucht sein, die Wörter B. P. H. I. L. I. P. E. — welche in den 3 Reihen 15mal vorkommen — zu lesen. Die kleinere Schrift ist etwas stark unkenntlich, weßhalb es dem rastlos forschenden Herrn Besitzer bis jetzt noch nicht gelungen ist, dieselbe zu entziffern.

Der Durchmesser der obern Oeffnung hat 6 Zoll, jener der größten Ausbauchung 15 Zoll und die Höhe 19 Zoll, wobei nur noch bemerkt werden muß, daß dieses Gefäß mit einem broncenen Deckel von 12 Zoll Länge und eben so viel Breite zugedeckt war, und daß sich bei dessen Entdeckung, nach der Aussage des Finders, im Innern eine graue feuchte Masse befunden habe, die aber von ihm beseitigt wurde, weil er dasselbe zum Aufbewahren von Leinsamen bestimmte, zu welchem Zwecke er es bis zum Monate Mai 1846 verwendete, wo es Herr J. Pachel erwarb.

Da sich über die Zeit, in der dieses Gefäß verfertigt wurde, nur schwer und problematisch absprechen läßt, so werden die P. T. Herren Alterthumsforscher angegangen, ihre begründeten Ansichten in diesen Blättern gütigst auszusprechen, und so zur genauen Bestimmung eines Fundes beizutragen, der sich in Böhmen bis jetzt noch nicht ergeben hat und für die vaterländische Alterthumsgeschichte jedenfalls von der größten Wichtigkeit ist.

Ein broncenes Schwert (Fig. 7), welches unweit Prag, in der sogenannten Podbaba, mit einigen Urnen gelegenheitlich des Baues

der k. k. Staatseisenbahn entdeckt wurde und für die Urgeschichte des Landes äußerst wichtig ist.

Derlei Erscheinungen gehören jedenfalls in die Reihe der allermerkwürdigsten, weil dieses Schwert, nach der Versicherung des Herrn Pachel, das zweite ist, welches in Böhmen gefunden wurde; dasselbe hat eine Länge von 19¾ Zoll, der mit einigen Zierrathen versehene Griff ist nur 3¾ Zoll lang, und die Breite der eigentlichen, an den Griff mit 2 Nieten befestigten Klinge nächst dem Griffe beträgt ⅝ Zoll. Den an demselben befindlichen Spuren zufolge ist dieses Schwert gegossen worden, und gehört so zu den wichtigsten vaterländischen Dokumenten.

Eben so merkwürdig ist auch der in diesem Jahre stattgehabte Fund einer 5½ Zoll langen broncenen Fiebel (Schmucknadel) (Fig. 8). Diese Nadel wurde bei dem Baue der im Prachiner Kreise über die Moldau hergestellt werdenden Kettenbrücke bei Podolsko in einer 6 Fuß tiefen, einem Grabe ähnlichen Grube, nebst mehreren Menschenknochen entdeckt, und dem gegenwärtigen Besitzer derselben von dem, diesen Bau leitenden Prachiner k. Kreisingenieur, Herrn Gaßner, aus Freundschaft verehrt. Aus der, über derselben befindlichen äußerst schönen, bräunlichen Patina läßt sich auf ein sehr hohes Alter dieses Fundes schließen, der ohne diesem Bau wahrscheinlich niemals zu Tage gekommen und für die Landesgeschichte auf immer verloren gewesen wäre.

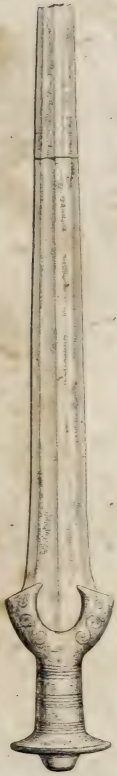
Ein 7½ Zoll langer und 1½ Zoll breiter steinerner Streithammer (Fig. 9), der sehr zierlich gearbeitet und besonders deßhalb höchst merkwürdig ist, weil an demselben erst versucht wurde, an seinem obern stärkern Ende eine Oeffnung für einen Stiel durchzubohren, denn es ist aus der auf demselben vorhandenen Spur deutlich zu entnehmen, daß dies mit einem hohlen Instrumente (vielleicht mit einem Knochen) bewerkstelligt werden wollte. Das Gewicht dieses antiken Hammers beträgt 1¾ Pfund.

Ein sehr kleines irdenes Gefäß (Fig. 10) aus röthlich grauem Thone, welches wahrscheinlich ein heidnisches, sogenanntes Thränennäpfchen ist und ebenfalls unterhalb Außig mit den vorbezeichneten Urnen vorgefunden wurde, und im Durchmesser der obern Oeffnung 1½ Zoll, in der größten Ausbauchung 1¾ Zoll und in der Höhe 1¼ Zoll enthält.

9.

8.

10.



7.

ALTE GERÄTHE,

gefunden in Böhmen.

Befinden sich in der Sammlung des Herrn Joseph Pachl.

Beilage zu Klars Libussa 1846. Steindr. v. H. Kutschera in Prag. Peters

Die Reihenfolge

der sämmtlichen Bischöfe und Erzbischöfe Prags, vom ersten Beginne des Bisthums bis auf die neueste Zeit.

Von

Adolph Joh. Fischer,

Bibliothekar des k. Prämonstratenserstiftes am Strahof in Prag.

Der böhmische Herzog Boleslaw II. (der Fromme), der im J. 967 die Regierung Böhmens antrat, nahm sich vor, zu Prag in Böhmen ein Bisthum zu errichten, wozu der damalige Regensburger Bischof (St. Wolfgang), zu dessen Kirchensprengel in jenen Zeiten Böhmen gehörte, sogleich gern seine Einwilligung gab. Herzog Boleslaw richtete hierauf durch eine Gesandtschaft an Papst Johann XIII. in Rom die Bitte, die Kirche des h. Veit zu Prag, welche der fromme Herzog Wenzel erbaut hatte, zu einer bischöflichen Kathedral-Kirche zu erheben. Diese Bitte unterstützte persönlich Milada, die Schwester Boleslaw's II., welche sich damals wegen einem in Prag zu errichtenden Kloster der Benediktinerinnen zu Rom aufhielt. Der Papst gewährte diese Bitte, und so ward in Prag im J. 971, wie es gewöhnlich angenommen wird, ein Bisthum errichtet *) **).

I. Dithmar, aus Magdeburg in Sachsen, ein Benediktiner, wurde vom Herzog Boleslaw II. nach Zustimmung des Klerus und anderer Vornehmen als erster Prager Bischof erwählt. Dieser war der slavischen Sprache vollkommen mächtig, und war um jene Zeit eben nach Prag zu den Gräbern des h. Veit und Wenzel wallfahrten gekommen. Er wurde vom Mainzer Erzbischof Rupert, als nun gewordenen Metropoliten von Böhmen, zum Bischofe consecrirt, und zwar,

---

*) Die Herrschaft Bischof-Teinitz hatte muthmaßlich schon Herzog Boleslaw der Fromme dem damal neu gestifteten Prager Bisthume geschenkt, bei dem sie bis zu den hussitischen Unruhen verblieb.

**) Pessina in Phosph. S. 19, 167 und 168.

wie Rohn berichtet *), am 31. Jänner 972. Dithmar hatte vom Papste die Weisung erhalten, den Gottesdienst in seiner Diöcese in lateinischer Sprache abzuhalten. Dieser Bischof starb am 2. Jänner 979.

II. Hl. Adalbert. Sein Vater war Slawik, Gf. zu Libitz in Böhmen, und seine Mutter die Schwester Heinrich's des Vogelstellers, Herzogs von Sachsen. Der heilige Adalbert trat zu Rom in den Benediktiner-Orden ein, und stiftete mit dem Herzoge Boleslaw dem Frommen im J. 993 das noch jetzt bestehende Benediktinerkloster zu Brewnow (St. Margareth) — das erste männliche Kloster in Böhmen. Er starb in Preußen als Märtyrer im J. 997.

III. Theadag (Deodat), ein Sachse, Benediktiner aus Korbeyen, starb als Prager Bischof im Jahre 1017.

IV. Helicard, ein Mährer, und gewesener Benediktinerabt im Kloster zu Merseburg, starb 1023.

V. Hizzo (Jso), aus dem Stamme Hasenburg, ein Benediktiner, führte als Bischof die Tauf- und Sterbmatriken ein, und starb 1030.

VI. Severus brachte unter dem Herzoge Bretislaw I. den Leib des h. Adalberts aus Polen (Gnesen) nach Prag. — Unter ihm entstand die Kollegiatkirche zu Altbunzlau, die er am 18. Mai 1046 conferirte **). Er starb im Jahre 1067, und wurde nach der Chronik des Benes von Weitmühl in der gemeinschaftlichen Gruft bei St. Veit zu Prag, welche sich zwischen dem Veitsaltare und der h. Dreifaltigkeitskapelle befindet, beigesetzt.

VII. Gebhard (Jaromir), Bruder Wratislaw's II., Königs von Böhmen. Unter ihm wurde die Kollegiatkirche am Wyssehrad gestiftet. Er starb 1090.

VIII. Cosmas (nicht der Historiker) — war vor seiner Wahl zum Bischofe Domdechant zu Prag. Er führte in Böhmen die Kolleda ein, und starb 1098.

IX. Herrmann wurde 1099 zu Ungarn vom Graner Erzbischofe Seraphin zum Priester geweiht, und im nemlichen Jahre zum Prager Bischofe gewählt. Unter diesem schrieb der Prager Domdechant Cosmas, Böhmens erster Geschichtschreiber, der 1125 starb, seine Chronik. Bischof Herrmann starb 1122 ***).

---

*) Rohn, Antiquitas Ecclesiarum District. Curim. pag. 74, Berghauer in Protomart., p. 9.

**) Rohn. District. Bolesl. p. 4.

***) Rokyzan gehörte schon zu Anfang des 12. Jahrhundertes

X. Meinhard, früher gewesener Probst zu Altbunzlau, starb 1134.

XI. Johann I. war Probst am Wyssehrad, als er zum Prager Bischofe erwählt wurde; er vermachte mehrere Besitzungen zur Gründung des Stiftes Strahof, und starb am 8. August 1139.

XII. Otto, aus dem Geschlechte der Herren von Swabenitz, war vorher Domprobst zu Prag, starb 1148 und wurde in seiner Familiengruft bei St. Peter und Paul am Zdaras beigesetzt.

XIII. Daniel I., aus dem Geschlechte der Herren von Lippa, Domherr bei St. Veit, starb als Prager Bischof 1167 vor Rom in Ancona im Lager des Kaisers Friedrich, des Rothbarts, an der Pest.

XIV. Friedrich, ein Sachse und Anverwandter Judith's, der zweiten Gemahlin des böhmischen Königs Wladislaw II., starb am 31. Jänner 1179.

XV. Valentin, ein Sachse, Elisabeth's, der Gemalin des böhmischen Herzogs Friedrich, Gewissensrath, starb 1182.

XVI. Heinrich Bretislaw, aus böhmisch-herzoglichem Geblüte, war Probst am Wyssehrad, wurde 1183 Bischof zu Prag, und 1191 zugleich regierender Herzog in Böhmen. Er baute die bischöfliche Residenz auf der Kleinseite Prags in der Brückengasse, und starb 1197 zu Eger, begraben wurde er aber zu Doxan an der Seite seiner Mutter.

XVII. Daniel II., Milik, gewesener Hofkaplan Herzogs Wladislaw's III. Unter ihm wurde Böhmen, während der Regierung Přemysl Ottokar I., für immerwährende Zeiten, zu einem Königreiche erklärt; — er starb 1214.

XVIII. Andreas, Domprobst zu Prag, belegte Böhmen wegen des Königs Přemysl Ottokar I., der die Geistlichkeit zu sehr drückte, mit einem Kirchenbanne, und starb gleichsam im Exile zu Rom im Jahre 1224.

XIX. Peregrin, Domherr zu Prag und Probst zu Melnik, wurde willkürlich vom Könige Přemysl Ottokar I. zum Bischofe ernannt *). Da er gegen die drückenden Anforderungen des Königs Přemysl zu nachgiebig war, mußte er 1226 auf Einrathen des Papstes Honorius III. das Bisthum resigniren. Er lebte dann zurückgezogen

---

(1110) dem Prager Bisthume und blieb bei demselben bis zu den hussitischen Unruhen.

*) Die Anlegung der Stadt Pilgram wird dem Bischofe Peregrin (Pelhřim) zugeschrieben, und diese blieb sammt den hiezu gehörigen Dörfern bis auf die Zeiten des Erzbischofs Konrad (Anfang des 15. Jahrh.) ein Eigenthum des Prager Bisthums.

unter den Dominikanern bei St. Clemens auf der Altstadt bei der Brücke, und baute da eine schöne Kapelle zu Ehren des h. Bartholomäus (das jetzige Presbyterium der St. Salvatorskirche). Er starb in einem hohen Alter, und wurde auch bei St. Clemens begraben.

XX. Budislaw (Budiwog), aus dem Geschlechte der Herren von Swabenitz, wurde von den Prager Domherren 1227 einstimmig zum Bischofe gewählt, starb aber in 3 Monaten darauf, und wurde am Zdaras in seiner Familiengruft begraben.

XXI. Johann II., war zuvor Scholastikus am Prager Dome, und starb 1236.

XXII. Bernhard (Burchard), aus dem Geschlechte der Herren Kaplirz von Sulewitz, gewesener Domscholastikus, starb als Prager Bischof 1239.

XXIII. Niklas Heinrich, aus dem Geschlechte der Rosenberge, verordnete, bei jeder Kirche, selbst an den größten Feiertagen nur mit den 2 kleinsten Glocken zu läuten, vermuthlich deßhalb, weil der König Wenzel I. (der Einaugige) kein Glockengeläute vertragen konnte. Er starb am 17. Jänner 1258.

XXIV. Johann III., Freiherr von Draczitz, gewesener Scholastikus an der Prager Domkirche, starb am 21. Oktober 1278.

XXV. Tobias, Freiherr von Bechinie, war Domprobst zu Prag, aber noch nicht Priester, und wurde erst nach seiner Wahl zum Bischofe 1279 zu Brünn zum Priester ordinirt, und den folgenden Tag eben daselbst, mit Cedirung des Mainzer Metropoliten, vom Olmützer Bischof Bruno zum Prager Bischof consecrirt. Er hielt nach seiner Rückkehr aus Mähren 1279 am Tage Mariens Verkündigung seine Primiz am Strahofe, weil das Prager Schloß damals wegen dem Kriege mit Rudolph von Habsburg gesperrt war; — er starb 1296 *).

XXVI. Gregor, aus dem Geschlechte der Herren von Hasenburg, wurde erst als gewesener Domdechant zu Prag vom Bischofe Tobias im Jahre 1281 zum Priester geweiht, und starb 1301.

XXVII. Johann IV., Freiherr von Draczitz, Domherr bei St. Veit, war der letzte Prager Bischof. Er ließ die auf der Kleinseite größtentheils von Holz erbaut gewesene bischöfliche Residenz ganz neu von Stein mit einer Kapelle und einem Thurm aufführen,

*) Die Herrschaft Raudnitz gehörte zuverlässig schon zu den Zeiten des Prager Bischofs Tobias dem Prager Bisthume, und dieses blieb im Besitz dieser Herrschaft bis auf den Erzbischof Konrad, der sie dem Herrn Johann von Smiřicky veräußerte.

stiftete 1335 zu Raudnitz ein Lateranenser-Kloster, das erste dieser Art in Böhmen, und gründete auch im Jahre 1339 ein Collegialkapitel, somit die Kirche zu St. Aegid auf der Altstadt, die jetzige Dominikanerkirche. Dieser Bischof starb am 5. Jänner 1343, und wurde bei St. Veit in der cassirten Sylvesterkapelle, wo nun die Stiegen auf die Oratorien führen, begraben. Sein prächtiges Grabmal, welches er für sich selbst allda gebaut hatte, wurde 1541 durch die stattgehabte, große Feuersbrunst zerstört.

Erzbischöfe zu Prag.

Im Jahre 1344 wurde das Prager Bisthum auf Verwendung Kaiser Karl IV. — damals noch Markgrafen von Mähren — durch eine Bulle Papst Klemens VI. zu einem Erzbisthum erhoben, diesem das Bisthum zu Olmütz, und das eben damals neu errichtete Bisthum zu Leitomischel zugewiesen, und so hörte das Metropolitenrecht des Mainzer Erzbischofes über Böhmen und Mähren gänzlich auf *).

I. Arnest von Pardubitz, aus dem Geschlechte der Malowetze, gebürtig von Chotaun bei Planian, wurde 1343 durch die Prager Domherren bei St. Veit — jedoch nicht ganz einstimmig — vom Domdechante zum Bischofe gewählt. Seiner bischöflichen Wahl widersetzte sich damals, jedoch umsonst, besonders der Prager Domprobst Heinrich von Lippa.

Nachdem im Jahre 1344 die päpstliche Bulle Klemens VI. das Prager Bisthum zu einem Erzbisthume erklärt hatte, wurde Arnest von Pardubitz im nemlichen Jahre den 23. November in der St. Veitskirche, in Gegenwart des Königs Johann und seines Sohnes Karl IV., vom Breslauer Bischofe Predslaus mit dem erzbischöflichen Pallium angethan und installirt. Bei dieser Gelegenheit legte König Johann und sein Sohn Karl den Grundstein zur neuen (der dermaligen) Metropolitankirche bei St. Veit **).

Arnest von Pardubitz wurde als Erzbischof sammt seinen Nachfolgern auch zum Kanzler der damals (1348) errichteten Universität zu Prag ernannt — bekam durch eine eigene päpstliche Bulle das Recht, den König von Böhmen zu krönen, was sonst der Mainzer Metropolit verrichtete, und erhielt vom Kaiser Karl IV. das Recht, Notarien zu creiren ***).

---

*) Cornel. Kayser de praerogativis Ecclesiae Prag. pag. 26.
**) Pessina in Phosph., pag. 186, 187.
***) Cornel. Kayser loc. cit., pag. 27, 29, 71 — 73.

Dieser Erzbischof 1) krönte am 2. September 1347 Karl IV. zum Könige von Böhmen, wie auch seine Gemahlin Blanca;

2) krönte am 15. Juni 1363 Wenzel IV. zum Könige von Böhmen;

3) hielt 1355 eine Provinzialsynode;

4) consecrirte 1357 in Gegenwart Kaisers Karl IV. und der Vornehmsten des Reichs die Kirche (Kapelle) des h. Kreuzes, der Mutter Gottes und des h. Nikolaus in Karlstein;

5) führte 1359 das tägliche Geläute zum Ave Maria ein; starb am 30. Juni 1364 zu Raudnitz, und wurde, nach seinem Willen, zu Glatz in der Marienkirche, bei welcher er 1350 ein Lateranenser-Kloster gestiftet hatte, beigesetzt *).

II. Johann I. Dczko von Wlassym wurde (wie Pubitschka schreibt) am 12. Juli 1364 als Bischof von Olmütz von den Domherren bei St. Veit einstimmig zum Erzbischofe in Prag gewählt und den 16. Oktober d. J. in die St. Veitskirche und den Besitz des Erzbisthums eingeführt. — Im Jahre 1365 am 28. Mai bekam Dczko vom Papste Urban V. den Titel eines Legatus natus für sich und seine Nachfolger, womit die Bisthümer in Regensburg, Bamberg und Meißen seiner Aufsicht untergeordnet wurden. — Kaiser Karl IV. nennt den Dczko in einem Diplome vom Jahre 1365 Primas Bohemiae. — Endlich war dieser Erzbischof vom Papst Urban VI. am 17. Sept. 1378 zum Cardinal-Priester creirt, und erhielt am 6. März 1379 den Kardinalshut. Er starb am 14. Jänner 1380, und wurde in der Prager Schloßkirche in der St. Erhard- und Ottiliakapelle, gegenüber dem Grabmal des h. Johann von Nepomuk, beigesetzt.

Unter ihm wurde das Prager Domkapitel, auf Zuthun Kaiser Karl IV., durch eine eigene Bulle Papst Urbans V. vom 28. Nov. 1364 mit dem Gebrauche der Inseln **) für immer begnadigt.

Erzbischof Dczko

1) consecrirte 1367 am Feste der h. Katharina die Kirche der h. Katharina auf der Neustadt (Hagek's Chronik vom Jahre 1367);

---

*) Böhmisch-Brod gehörte mit einigen umliegenden Ortschaften zu Anfang des 14. Jahrhunderts dem Arnest von Pardubitz, und blieb beim Prager Erzbisthume bis zu den hussitischen Unruhen. — Přibram mit 45 Dörfern schenkte Kaiser Karl IV. 1348 dem neu gestifteten Erzbisthume zu Prag. — Auch die Herrschaft Rožmital, Roth-Rzeczitz, Neu-Reichenau und Cheynow gehörten schon im 14. Jahrhunderte diesem Erzbisthume. (Schallers Topographie, Taborer Kreis, S. 36.)

**) Pessina Phosph., pag. 66, 192, 193.

2) conſecrirte 1367 am Feſte des h. Andreas die St. Wenzelskapelle in der Prager Metropolitankirche (Haget);

3) conſecrirte 1372 am Oſtermontage die Kirche der vom Kaiſer Karl IV. geſtifteten, ſlaviſchen Benediktiner in Emaus, zu Ehren des h. Hieronym;

4.) conſecrirte 1377 die Kirche am Karlshofe in der Neuſtadt unter dem Titel: Mariä Himmelfahrt, bei welcher Gelegenheit Kaiſer Karl IV. ein glänzendes Gaſtmahl gab *).

III. Johann II. von Jenzenſtein war Biſchof zu Meißen, und wurde hierauf Erzbiſchof in Prag.

Dieſer Erzbiſchof conſecrirte am 1 Oktober 1385 am Feſte des h. Remigius die dermalige, vom Kaiſer Karl IV. aufgeführte Prager Metropolitankirche zu Ehren Mariens und des h. Veit **).

Im Jahre 1393 begab ſich Erzbiſchof Jenzenſtein nach Rom und brachte bei dem Papſte eine Klagſchrift gegen König Wenzel IV. an. — Im Jahre 1396 reſignirte Jenzenſtein das Prager Erzbisthum ***), und ging heimlich nach Rom, wo er vom Papſte Bonifaz IX. den Titel eines Patriarchen von Alexandrien erhielt, zu Rom am 17. Juni 1400 verſtarb, und im Kloſter des h. Praedis begraben wurde.

IV. Wolfram, Sohn der Schweſter des Erzbiſchofs Johann von Jenzenſtein, Probſt bei der Kollegialkirche zu St. Appollinar in Prag, wurde am 23. April 1396 auf Empfehlung und Vorbitte des reſignirten Erzbiſchofs Jenzenſtein vom Prager Domkapitel zum Erzbiſchofe gewählt, und den 2. Juli 1396 von dem vormaligen Erzbiſchof Jenzenſtein conſecrirt.

Erzbiſchof Wolfram

1) krönte Sophia, die zweite Gemahlin Königs Wenzel IV. (des Faulen);

2) ordnete 1399 an, daß in den ſämmtlichen Pfarrkirchen alle

---

*) S. Hammerſchmid Prodr. Gl. Pr., p. 323.

**) S. Pelzel's Geſchichte des Königs Wenzel IV., 1. Band, Urkundenbuch, S. 145.

***) Die Herrſchaft Moldauthein gelangte um das Jahr 1390 an das Prager Erzbisthum, wurde aber zur Zeit der huſſitiſchen Unruhen dieſem wieder entriſſen. — Auch der Maierhof Koſtirz gehörte um das Jahr 1387 dem Prager Erzbisthume. S. LL. Erect., S. 78.

Freitage zur frommen Erinnerung des Verscheidens Christi eine große Glocke geläutet werden solle; — er starb am 1. Mai 1402, und wurde bei St. Veit in der Hasenburgischen Kapelle begraben.

V. Niklas von Puchnik, gewesener Domherr zu Prag und General-Vikär des Erzbischofs Wolfram, starb noch vor seiner Consecration am 19. September 1402 auf einem Schloße bei Netolitz in Folge einer Vergiftung.

VI. Zbinko Zagic von Hasenburg, Probst zu Melnik vom Jahre 1390, wurde 1403 zum Prager Erzbischofe gewählt, — berief am 17. Juli 1408, um die damals eingerissene Wikleff'sche Lehre zu unterdrücken, eine Provinzialsynode — ließ am 14. Juli 1410 über 200 geschriebene und großentheils mit Gold und Silber gezierte Bücher, darin die Lehre Wikleff's enthalten war, mitten auf dem Platze in seiner Residenz verbrennen, und starb am 28. September 1411 zu Preßburg in Ungarn, wo ihn sein eigener Koch vergiftet hatte. Seine Leiche wurde nach Prag übertragen und in die Hasenburgische Kapelle bei St. Veit beigesetzt.

VII. Sigmund Albicus, gebürtig zu Unczow in Mähren, Sanitätsrath des Königs Wenzel IV., wurde durch die Auctorität eben dieses Königs zum Erzbisthume eingedrungen. Dieser ließ sich noch in gesunden Tagen ein prächtiges Mausoläum in der Kirche Maria an der Wiege auf der Altstadt neben dem Grabe seiner Eltern errichten, welches die Hussiten nachher zerstörten. — Im Jahre 1413 cedirte Albicus das Prager Erzbisthum dem Olmützer Bischofe Konrad von Westphalen, und nahm dafür die Probstei am Wyssehrad an. — Im Anfange der hussitischen Unruhen flüchtete sich Albicus nach Ungarn, wo er durch Zuthun des Kaisers Sigismund vom Papste den Titel eines Erzbischofes von Cäsarea erhielt, und 1427 starb. Seine Leiche wurde späterhin aus Ungarn nach Unczow in Mähren in seine Vaterstadt übertragen.

VII. Konrad von Wechta (aus Westphalen) krönte als Prager Erzbischof im Jahre 1420 am 28. Juli den Kaiser Sigismund zum Könige von Böhmen. Um das Jahr 1421 nahm dieser Erzbischof die hussitische Lehre aber selbst an, weßwegen er über Anklage des Prager Domkapitels vom Papst Martin V. excommunicirt und abgesetzt wurde. Er starb zu Raudnitz gegen das Jahr 1422.

Administratoren des Prager Erzbisthums.

Nach Absetzung des Konrad v. Wechta blieb das Prager Erzbisthum gegen 140 Jahre erledigt, und wurde blos durch Administratoren, die

das Prager Domkapitel erwählte, verwaltet. — Den königlichen böhmischen Krönungsakt verrichteten während der Vacanzie des Erzbisthums in der Regel die Bischöfe von Olmütz *), die Consecration neuer Kirchen oder Altäre ꝛc., verschiedene fremde durchreisende und erbetene Bischöfe oder Weihbischöfe. Durch Verschwendung und Veräußerungen des letzten Prager Erzbischofes Konrad und durch die damals ausgebrochenen hussitischen Unruhen gingen alle Güter des Erzbisthums verloren, und geriethen in fremde Hände, nämlich: Bischofteinitz, Rokitzan, Pilgram, Raudnitz, Böhmischbrod, Přibram, Chrynow, Rožmital, Rothrjetzitz, Neureichenau, Moldauthein, Kojetin (in Mähren) ꝛc.**).

Das Prager Erzbisthum nach der Restauration.

Kaiser Ferdinand I. stellte endlich im J. 1561 das Prager Erzbisthum mit wahrer Munificenz wieder her, wobei er sich und seinen Nachfolgern das Recht, einen Erzbischof zu ernennen, vorbehielt. Dieser wies dem neuen Erzbisthume zur Sustentation 6000 Thaler jährlich an, und die Güter der zwei damals fast ganz eingegangenen Klöster Ossegg und Schwaz, an welch letzterem Orte Chorfrauen des h. Grabes waren. Die Uebergabe dieser zwei Klostergüter an das Erzbisthum erfolgte aber erst gegen das Jahr 1580.

I. Anton Bruß, geboren zu Müglitz in Mähren, General-Großmeister der Kreuzherren mit dem rothen Stern; gewesener Bischof zu Wien, wurde von Kaiser Ferdinand I. 1562 zum Erzbischof in Prag ernannt. Dieser wohnte dem Tridentinischen Concilium bei, und bewirkte für Böhmen die Bewilligung zum Genuße des h. Abendmahls unter beiden Gestalten, was bis zur Regierung K. Ferdinand II. dauerte. Anton Bruß

1) krönte am 20. Sept. 1562 Maximilian II. zum König von Böhmen, und darauf den 21. Sept. dessen Gemahlin Marie;

2) krönte am 16. Sept. 1575 Rudolph II. zum König v. Böhmen;

3) consecrirte 1580 die Kirche zu aller Heiligen am Prager Schlosse, die 1541 abgebrannt war.

---

*) Georg von Podiebrad wurde am 7. Mai 1458 von 2 ungarischen Bischöfen, und Wladislaw II. am 22. Aug. 1471 von 3 polnischen Bischöfen zu Prag gekrönt.

**) Cornel. Kayser l. c., pag. 30, Note, und Balbin Miscell. Dec. 1. Lib. 6, Pars II.

Starb am 27. Aug. 1580 im Alter von 54 Jahren, und wurde in der Prager Domkirche in der St. Antoni- (itzt Joh. d. Täufers-) Kapelle begraben.

II. Martin Medek, geboren zu Mügliz in Mähren, General-Großmeister der Kreuzherren seit dem Monate Sept. 1580 (nach dem Tode des Anton Bruß), wurde am 15. Jänner 1581 in seinem 33. Jahre vom Kaiser Rudolph II. zum Prager Erzbischof ernannt — den 2. Juni d. J. vom Papst bestätigt, und den 8. Okt. von dem ungarischen Kanzler-Erzbischof Georg Drascovitius in Gegenwart K. Rudolph II. bei St. Veit am Prager Schlosse consecrirt. Erzbischof Medek

1) consecrirte 1581 die St. Salvatorskirche der Jesuiten auf der Altstadt (s. Schaller's Beschreib. Prags);

2) bewirkte 1584 die Uebertragung des h. Prokop's aus dem damals zerstörten und verlassenen Kloster bei Sazawa in die Prager Allerheiligen-Kirche.

Starb am 2. Febr. 1590 und wurde neben seinem Vorgänger begraben.

III. Zbinko Frhr. von Berka, Probst in Leitmeritz, wurde vom Kaiser Rudolph II. 1592 zum Prager Erzbischof ernannt — am 22. Mai 1593 vom Papst Klemens VIII. confirmirt, und darauf den 10. Okt. vom päpstl. Nuntius Cäsar Speciano zu Prag consecrirt. Bald nach seiner erzbischöfl. Ernennung wurde er von den Kreuzherren auch zum Generalgroßmeister gewählt. Im J. 1603 erhielt er vom K. Rudolph II. wieder das alte Recht, sich sammt seinen Nachfolgern Fürst nennen zu dürfen.

Erzbischof Berka verherrlichte die am Hradschin liegende erzbisch. Residenz, die schon K. Ferdinand I. dem Anton Bruß geschenkt hatte, wozu Berka noch ein daranstossendes Haus erkaufte, und 1599 die schöne Kapelle des h. Johann Täuf. in dieser seiner Residenz erbaute. Derselbe

1) consecrirte 1599 am Feste der Enthauptung Johannis die hier bezeichnete Residenzkapelle;

2) consecrirte 1602 die Kirche der Kapuziner am Hradschin unter dem Titel: Mariae Angelorum;

3) hielt 1605 zu Ende des Monates Sept. eine Provinzialsynode wegen den damaligen, in Böhmen herrschenden Religionswirren, und starb am 6. März 1606 im 55. Jahre, und wurde bei St. Veit in der Berka'schen Familiengruft in der h. Dreifaltigkeitskapelle begraben.

IV. Karl Frhr. von Lamberg, gebürtig aus Steiermark, vormaliger Domherr zu Salzburg, wurde vom K. Rudolph II. am 14. Oktober 1606 zum Prager Erzbischof ernannt — am 14. Mai 1607

vom Papste Paul V. bestätigt, und darauf den 7. Oktober in der Prager Metropolitankirche vom päpstlichen Nuntius Anton Kajetan zum Erzbischofe consecrirt, worauf dieser von den Kreuzherren auch zum Generalgroßmeister gewählt wurde.

Dieser Erzbischof war immer kränklich, und vermochte den Kaiser Mathias am 24. Mai 1611 weder zum Könige von Böhmen zu krönen, sondern diesen Krönungsakt mußte der Kardinal-Bischof von Olmütz, Franz v. Dittrichstein, verrichten.

Er starb am 18. Sept. 1612 im 42. Jahre, und wurde in der Stiftskirche zu Osseg, als damaliger erzbischöflicher Herrschaft, begraben.

V. Johann Lohel, geboren zu Eger, wurde als Strahöfer Abt und Weihbischof im Monate Oktober 1612 vom Kaiser Mathias zum Prager Erzbischof ernannt, worauf ihm den 8. Dezember 1612 Franz v. Dittrichstein, Kardinal-Bischof von Olmütz, das von Rom zugeschickte Pallium überreichte. Die Kreuzherren erwählten dann Johann Lohel auch zu ihrem Generalgroßmeister, und am Strahofe wurde Caspar Freiherr von Questenberg zum Abte erwählt.

Lohel wurde von Kaiser Ferdinand II. dahin begnadigt, daß der jedesmalige Prager Erzbischof den alten Titel: Primas Regni wieder führen darf. Auch erlangte er durch die Gnade eben dieses Kaisers, daß der geistliche Stand wieder Sitz und Stimme auf den Landtägen erhielt, was ihm durch Georg v. Podiebrad benommen worden war*).

Lohel war auch die erste veranlassende Ursache, daß auf seine Vorstellungen das Stift Osseg wieder resuscitirt wurde und seine Herrschaft zurückerhielt, obgleich dieses erst unter dem nachfolgenden Erzbischofe, Grafen Harrach, gänzlich zu Stande kam**).

Endlich verschaffte Lohel dem Prager Domkapitel die freie Wahl eines Domprobsten.

---

*) Die Herrschaft Roth-Rzeczitz wurde nach der Schlacht am weißen Berge dem Joh. Rziczan confiscirt, und als ehemalige erzbischöfliche Herrschaft dem Joh. Lohel auf k. k. Befehl wieder eingeräumt (s. Schaller, Taborer Kreis).

**) Im J. 1626 wurde das Stift Osseg wieder resuscitirt, nachdem mit dem Erzbischofe Grafen Harrach wegen Zurückgabe der Osseger Herrschaft ein Aequivalent dahin getroffen worden war, daß ihm die nach den böhm. Unruhen confiscirten Herrschaften Rožmital und Moldauthein dafür eingeräumt wurden. Auch die Herrschaft Neu-Reichenau im Taborer Kreise kam wieder an das Prager Erzbisthum (s. Schaller, Taborer Kreis).

Erzbischof Lobel

1) krönte am 10. Jänner 1616 zu Prag Anna, Gemahlin des Kaisers Mathias, als Königin von Böhmen;

2) krönte am 29. Juni 1617 Ferdinand II. zum Könige von Böhmen;

3) infulirte 1612 den Strahöfer Abten, Freiherrn von Questenberg, in der Sioner Stiftskirche *);

4) consecrirte 1617 die Wälsche Spitalkirche auf der Kleinseite unter dem Titel des h. Karl Boromäus;

5) consecrirte am 28. Febr. 1621 (nach der Schlacht am weißen Berge und Abzuge Friedrich's von der Pfalz, den die böhm. Stände 1619 zu ihrem Könige gewählt hatten) die von den Calvinern damals verwüstete Prager Metropolitankirche ꝛc. ꝛc.

Lobel starb am 2. Novemb. 1622 im 73. Altersjahre, und wurde in der Strahöfer Stiftskirche an der Evangeliumseite des hohen Altars begraben.

VI. Ernest Graf von Harrach, geboren zu Wien am 4. Nov. 1598, wurde, als er sich noch zu Rom aufhielt, in seinem 25. Jahr vom Kaiser Ferdinand II. im J. 1623 zum Prager Erzbischof ernannt, und im selben Jahre den 6. August vom Papste Urban VIII. bestätigt, der ihm auch selbst die bischöfliche Weihe ertheilte. Er wurde als Erzbischof von den Kreuzherren auch zum Generalgroßmeister gewählt.

Am 19. Jänner 1626 wurde Graf Harrach vom Papste Urban VIII. zum Kardinal unter dem Titel: S. Laurentii in Lucina creirt.

Am 17. Nov. 1653 ertheilte Kaiser Ferdinand III. die Würde eines Universitäts-Kanzlers dem Erzbischofe Grafen Harrach und seinen Nachfolgern von Neuem **).

Harrach legte zu Prag im Königshofe ein Seminar oder Alumnat für Zöglinge des weltgeistlichen Standes an, und baute nach dem Abzuge der Schweden aus Prag das jetzige Generalatsgebäude der Kreuzherren, weßhalb auch sein Wappen hierauf mit angebracht ist ***). Unter ihm hat Kaiser Ferdinand III. im J. 1656 das Leitmeritzer, und Kaiser Leopold I. im J. 1659 das Königgrätzer Bisthum gestiftet und dem Prager Erzbisthume untergeordnet †).

---

*) S. Dlabacz, Geschichte Strahofs.

**) S. Cornel. Kayser, pag. 76.

***) Wurde im Jahre 1846 bei der Aufsetzung des dermaligen dritten Stockwerkes und dem weiteren Umbaue beseitigt.

†) S. Cornel. Kayser, p. 40.

Erzbischof-Kardinal Graf Harrach

1) krönte zu Prag am 21. Nov. 1627 Eleonora, Ferdinand's II. Gemahlin, zur Königin von Böhmen;

2) krönte am 25. Nov. 1627 Ferdinand III. zum K. von Böhmen;

3) krönte am 4. August 1646 Ferdinand IV., welcher aber noch bei Lebzeiten seines Vaters Ferdinand III. am 9. Juli 1654 gestorben ist, zum Könige von Böhmen;

4) krönte am 11. Sept. 1656 Eleonora, Gemahlin Ferdinand's III., zur Königin von Böhmen;

5) krönte am 14. Sept. 1656 Leopold I. zum Könige v. Böhmen;

6) consecrirte 1625 die Franziskaner-Kirche bei Maria Schnee in der Neustadt, welche 1611 bei dem Einfalle der Passauer Soldaten, die damals an den Franziskanern bei Maria Schnee grausame Morde begangen hatten, profanirt worden war;

7) consecrirte am 2. Juli 1625 am Feste Mariä Heimsuchung die Lauretanische Kapelle im Waldl;

8) consecrirte am 25. März 1631 die kleine dunkle Loretto-Kapelle am Hradschin;

9) consecrirte am 1. Juli 1646 die St. Wenzelskirche der Barfüsser-Augustiner auf der Neustadt, welche diese Ordensmänner kurz bevor hatten renoviren lassen;

10) consecrirte 1653 die Prager neustädter Kapuzinerkirche zu Ehren des h. Josephs;

11) consecrirte 1662 die h. Dreifaltigkeitskirche der Franziskaner zu Schlan, welche Ordensleute der Oberstburggraf Bernard Ignaz Graf v. Martinitz allda fundirt hatte;

12) consecrirte am 1. Mai 1664 den hohen Altar in der größern Lorettokirche am Hradschin zu Ehren der Geburt Christi;

13) consecrirte am 15. März 1665 den schon am 1. Mai 1660 als Königgrätzer Proto-Bischof ernannten Matthäus v. Bilenberg, worauf Bilenberg den 29. Juli in Königgrätz introduzirt wurde &c. &c.

Erzbischof Graf Harrach starb am 25. Okt. 1667 zufällig in Wien, und wurde in der dortigen Hofkirche der Barfüßer-Augustiner in der Harrach'schen Familiengruft beigesetzt.

VII. Joh. Wilhelm Graf v. Kolowrat-Liebsteinsky wurde als Scholastikus zu Olmütz vom Kaiser Leopold I. im November 1667 zum Prager Erzbischofe ernannt und vom Papst Klemens IX. confirmirt. Auch er wurde nach seiner Ernennung zum Erzbischofe von den Kreuzherren zum General-Großmeister erwählt; starb aber noch vor seiner erzbischöflichen Consecration am 31. Mai 1668 im 44. Altersjahre zu Brünn am Schlage.

Sein Herz wurde in Brünn bei St. Peter, das Eingeweide in der Familiengruft zu Reichenau, und die Leiche in der Domkirche zu Olmütz beigelegt.

VIII. Matthäus Ferdinand Zaubek von Bilenberg, geboren zu Raygern in Mähren, war ursprünglich ein Benediktiner-Profeß zu Braunau, dann Benediktiner-Abt bei St. Niklas auf der Altstadt und zugleich bei St. Joan unter'm Felsen; darauf wurde er erster Bischof in Königgrätz, und als solcher endlich am 10. Juni 1668 vom Kaiser Leopold I. zum Prager Erzbischofe ernannt, und im Februar 1669 vom Papste Klemens IX. confirmirt, worauf er am 4. Mai Nachmittags vom Wyssehrad aus seinen feierlichen Einzug in die erzbischöfliche Residenz hielt, und den folgenden Tag in der Metropolitankirche inthronisirt wurde.

Diesen Erzbischof erwählten die Kreuzherren weiter nicht zu ihrem Generalgroßmeister, sondern anstatt seiner 1668 den Breslauer Domdechant Joh. Friedr. Grafen v. Waldstein, welcher alsdann am 27. Nov. 1673 zum zweiten Bischofe in Königgrätz ernannt worden war.

Bilenberg vindicirte für sich und seine erzbischöflichen Nachfolger den Titel eines Reichsfürsten (s. Balbin. Miscell.). — Er legte als Erzbischof in Gegenwart K. Leopold I. den Grundstein zur neuen Kapelle über das Grab des h. Adalbert — führte die Grundmauern und Pfeiler zum Schiffe der Metropolitandomkirche, die man außer der noch jetzt bestehenden St. Veitskirche bis auf das Jahr 1842 (Juli) gesehen hat, mit dem hochherzigen Entschluße auf, den großartigen Dombau aus eigenen Mitteln zu vollenden — ließ den St. Wenzelsaltar in der Prager Schloßkirche von Marmor bauen, und auch die dort befindliche silberne Statue des h. Wenzel mit 2 silbernen Engeln und 6 silbernen Leuchtern anfertigen *).

Erzbischof Bilenberg

1) insulirte am 14. April 1670 in der Strahöf. Stiftskirche den am 14. Jän. 1670 erwählten Strahöfer Abt Hieronym. v. Hirnhaim;

*) Im J. 1670 wurde das ehemalige erzbischöfliche Schloß in Přibram, welches Arnest, der erste Erzbischof, bauen ließ, und welches nach Balbin's Zeugniß 1668 im Schutte lag, vom K. Leopold I. dem Erzbischofe Bilenberg mit dem Bedinge abermals eingeräumt, daß die Prager Erzbischöfe dieses Schloß unter dem Namen Marienburg wieder herstellen und den Pilgrimen zu Zeiten die heil. Firmung ertheilen sollen (s. Schaller, Beraun. Kr.). — Im J. 1672 bekam Bilenberg für sich und seine Nachfolger von Karl Rziczan testamentarisch das Gut Launiowitz (s. Rohn).

2) weihte 1673 den Grundstein zur jetzigen neuen Kleinseitner St. Nikolaikirche, welchen Kaiser Leopold I. selbst zu legen geruhte;

3) consecrirte am 4. März 1674 in der Prager Domkirche den als Königgrätzer Bischof ernannten Joh. Friedrich Grafen v. Waldstein, der dann nach dem Tode des Bilenberg 1675 selbst Prager Erzbischof wurde (s. Rohn, District. Reginae-Gradec., p. 10.);

4) weihte 1674 in Gegenwart des Oberstburggrafen Bernard Grafen v. Martinitz und einer großen Anzahl des hohen Adels den Grundstein zum Kloster der Neustädter Ursulinerinnen. (S. Schaller, Beschreibung Prags.)

Erzbischof Bilenberg starb am 29. April 1675 im 57. Altersjahre am Brande des rechten Armes. Sein Herz wurde mit besonderer Hofbewilligung in der Prager Domkapelle St. Wenzeslai auf der letzten Stufe vor dem St. Wenzelsaltar beerdigt, seine Leiche aber zu Braunau und die Eingeweide bei St. Niklas auf der Altstadt beigesetzt.

IX. Joh. Friedrich Graf von Waldstein, Königgrätzer Bischof, wurde im Mai 1675 vom K. Leopold I. zum Prager Erzbischofe ernannt und am 2. Dezember 1675 vom Papste bestätigt. — Am 14. März 1676 hielt er seinen feierlichen Einzug nach Prag in das Waldstein'sche Haus, und am 15. März (vom Barnabiten-Kloster aus) in die Metropolitankirche.

Dieser Erzbischof war außerordentlich gutmüthig und fromm, baute viel vom Grunde aus an der erzbischöflichen Residenz zu Prag, baute auch die St. Adalberts- oder dermalige Garnisonskirche neben dem Pulverthurm, und verehrte zur Domkirche bei St. Veit 6 silberne vergoldete Leuchter nebst einem schweren goldenen Kelche. Derselbe

1) consecrirte am 31. Juli 1678 die Neustädter St. Ignazkirche der Jesuiten auf dem Viehmarkte in Prag;

2) segnete 1683 das Profeßhaus der Jesuiten auf der Kleinseite ein, welches aber erst einige Jahre darauf vollendet wurde;

3) legte am 6. Juni 1685 den Grundstein zur neuen St. Wenzelskirche auf der Kleinseite;

4) consecrirte am 15. Juni 1688 die jetzige Kirche der Kreuzherren an der Prager Brücke, welche der damalige Kreuzherren-Prior Georg Pospichal, der nach dem Tode des Erzbischofs Grafen Waldstein Großmeister geworden ist, erbaut hatte;

5) infulirte am 29. Juni 1690 den Strahöfer Abt Veit Seipel;

6) benedicirte am 22. Novemb. 1691 den Grundstein zur Kajetaner Kirche auf der Kleinseite zu Ehren des h. Leopold, den der Oberstburggraf Adolph Graf Sternberg im Namen des Kaisers Leopold I. legte. — Die Kajetanerkirche wurde aber erst gegen das J. 1715 ganz

ausgebaut, und im J. 1717 vom damaligen Prager Domprobsten-Weihbischof Daniel Mayer consecrirt.

Erzbischof Graf Waldstein starb am 3. Juni 1694 an Petetschen im 50. Altersjahre auf seinem Schlosse zu Dux, und wurde in der Prager Domkirche in der St. Magdalena- (Waldstein'schen) Kapelle unter dem königl. Oratorium beigesetzt *).

X. Johann Joseph Graf von Breuner, Domdechant und Weihbischof zu Olmütz, wurde 1694 vom K. Leopold I. zum Erzbischof in Prag ernannt und am 4. Juli 1695 vom Papste bestätigt, worauf er den 5. Novemb. seinen Einzug von St. Pankraz aus nach Prag hielt und den 6. Novemb. in die Metropolitankirche introduzirt wurde. Acht Tage darauf erhielt er durch den Leitmeritzer Bischof Jaroslaw Grafen v. Sternberg, als päpstl. Deputirten, in der erzbischöflichen Residenzkapelle das Pallium.

Graf Breuner ernannte zu seinem Weihbischof den Generalgroßmeister der Kreuzherren, Georg Posvichal. Allein dieser starb, ehe noch diese Angelegenheit in Rom bestätigt worden war, am 26. August 1699, worauf der Strahöfer Abt Veit Seipel Suffraganbischof wurde.

Erzbischof Graf Breuner ließ in Rožmital Eisenhämmer anlegen, und für die Prager Domkirche großmüthig die großen silbernen Brust-statuetten der böhm. Landespatrone auf den Hochaltar der Domkirche, und einen Pontifikalapparat für sich, die Domherren und Vikariſten um 25,000 fl. anfertigen. Derselbe

1) consecrirte 1997 die St. Adalbertkirche neben dem Pulverthurme in Prag, welche der frühere Erzbischof, Joh. Friedr. Graf v. Waldstein, 1676 angelegt hatte;

2) consecrirte am 24. Febr. 1701 in der Prager Metropolitankirche den Strahöfer Abten Veit Seipel zum Prager Weihbischofe, mit dem Titel: Eppus. Hieropolitanus.

Dieser Erzbischof, der das durch 180 Jahre verpfändete Gut Kogetin in Mähren rekuperirte, starb am 20. März 1710 im 69. Jahre seines Alters, und wurde bei St. Veit unter den Stufen des Presbyteriums begraben.

XI. Ferdinand Graf von Khüenburg, geboren zu Grätz 1649, war Domherr zu Salzburg, dann Bischof zu Laibach, und wurde

*) Nach dem Tode dieses Erzbischofs wählten die Kreuzherren schon immerhin die General-Großmeister blos aus ihrer Mitte, welche aber als solche erst im J. 1701 vom Papste Klemens XI. den Gebrauch der Infel bekamen. Der erste infulirte General-Großmeister war Joh. Franchimont v. Frankenfeld, welcher im J. 1707 gestorben ist.

als solcher 1710 vom Kaiser Joseph I. dem römischen Hofe als Prager Erzbischof präsentirt. Graf Khüenburg hielt aber, theils wegen seinem Geschäftsaufenthalte in Lissabon und theils wegen der 1713 in Prag gewütheten Pest, seinen Einzug erst am 14. April 1714, und wurde darauf den 15. April (2ten Sonntag nach Ostern, Evangelium Pastor bonus) inthronisirt. Das Pallium hatte er schon 1713 erhalten.

Unter dem Erzbischofe Grafen Khüenburg erfolgte zu Rom am 19. März 1729 durch den Papst Benedikt XIII. die Heiligsprechung unseres hochgeehrten Landes-Patrons Johann von Nepomuk, die sodann vom 9. bis 16. Oktob. zu Prag feierlich begangen wurde. — Graf Khüenburg verehrte der Prager Domkirche ein großes silbernes Antipendium zum Hochaltar für die Feiertage, und ein silbernes, künstlich gearbeitetes Perum; ferner einen reichen Meßapparat mit einem Antipendium von Goldstoff.

Dieser Erzbischof

1) krönte zu Prag am 5. Sept 1723 den Kaiser Karl VI., und darauf den 8. Sept. dessen Gemahlin Christina Elisabeth;

2) weihte am 16. Juni 1715 am Feste der h. Dreifaltigkeit die Statue der h. Dreifaltigkeit am Wälschen Platz zu Prag;

3) consecrirte 1720 den Grundstein von der St. Joh. Nep. Kirche der Ursulinerinnen am Hradschin in Prag.

Dieser Erzbischof, der vom Grafen Trautmannsdorff die Herrschaft Unterbrzezan, Kaurzimer Kreises, für das Prager Erzbisthum erkauft hatte, starb am 7. August 1731 im 83. Lebensjahre, und wurde neben seinem Vorgänger beigesetzt.

XII Daniel Jos. Mayer von Mayern, geboren 1656 zu Wartenberg in Böhmen, wurde als Prager Domprobst, Weihbischof und Generalvikär am 4. Nov. 1731 vom Kaiser Karl VI. zum Prager Erzbischofe ernannt und 1732 vom Papst Klemens XII. confirmirt. Den 3. August 1732 bekam er in der Prager Domkirche in Gegenwart des Kaisers Karl VI. durch den Königgrätzer Bischof Mauriz Adolph Herzog von Sachsen das Pallium.

Den 6. September Nachmittags von ½4 Uhr bis Abends 7 Uhr hielt Daniel Mayer mit 49 größtentheils sechsspännigen prächtigen Wägen und der Reiterei von allen 3 Prager Städten seinen feierlichen Einzug in Prag durch das Kornthor, und wurde den 7. Sept. inthronisirt, an welchem Tage er die königl. Statthalterei (Landesgubernium) und den vornehmsten Adel — den Tag darauf das Domkapitel und die Prälaten — endlich den 3. Tag die Prager Pfarrer und die Deputirten von den 3 Prag. Städten mit einem glänzenden Gastmahle

empfing. — Erzbischof Mayer machte sich besonders um die Errichtung des Weltpriester-Emeritenhauses bei St. Karl am Viehmarkte verdient.

Er starb schon am 10. April 1733 im 77. Lebensjahre, und wurde an der Seite seiner 2 Vorgänger beigesetzt. — Am 12. April, bei seinem feierlichen Leichenzuge, wurden allein 636 Welt- und Klostergeistliche gezählt.

XIII. Joh. Adam Graf Wratislaw von Mitrowitz, Leitmeritzer Bischof und Probst am Vyssehrad, wurde am 5. Mai 1733 vom Kaiser Karl VI. zum Prager Erzbischofe ernannt; allein er starb plötzlich am Schlage auf seiner Reise nach Wien, wo er für seine Ernennung den schuldigen Dank abstatten wollte, am 2. Juni 1733 im 60. Jahre zu Medling ohnweit Larenburg.

XIV. Mauriz Gustav Graf von Manderscheid-Blankenheim, Probst zu Köln und Straßburg, Bischof zu Wienerisch-Neustadt, wurde am 22. Juni 1733 vom Kaiser Karl VI. zum Prager Erzbischofe ernannt und den 17. Dezemb. 1733 von Rom aus confirmirt, worauf er den 16. April 1734 in Prag angekommen, aber erst den 11. Sept. seinen feierlichen Einzug gehalten, und den 12. Sept. in der St. Veitskirche inthronisirt wurde.

Da Erzbischof Manderscheid bei dem zu Ende November 1741 geschehenen feindlichen Einfalle der Bayern und Franzosen nach Prag sich nicht frühzeitig mit aller Vorsicht aus der Hauptstadt entfernt hatte, und hernach dem eine Zeit lang in Prag gewesenen feindlichen Churfürsten von Bayern, Karl, in so manchem willfahren mußte, so verfiel er bei der Kaiserin Maria Theresia eine Zeit lang in Ungnade, welche sich beim Abzuge der Feinde aus Böhmen nicht durch ihn, sondern durch den Olmützer Bischof Jakob Ernest Grafen von Lichtenstein am 12. Mai 1743 zu Prag krönen ließ.

Erzbischof Graf Manderscheid verehrte der Prager Domkirche einen prächtigen, zu Paris verfertigten Meßapparat von Goldstoff für 10,000 Stück Dukaten*). — Auf seine Veranlassung (eigentlich auf

*) Das silberne Grabmal des h. Joh. v. Nep., zu welchem das Prager Domkapitel und das adeliche Wunschwizische Geschlecht Vieles beigetragen hat, wurde in Wien 1736 vom Joh. Jos. Wirth, Hofsilberarbeiter, verfertigt. Den 28. Sept. 1736 ist das erstemal bei diesem Grabmal Messe gelesen worden. — Die 6 silbernen Vasen und die 4 figürlichen Darstellungen der Haupttugenden, gleichfalls von Silber, um das Grab herum, verehrte der Prager Domprobst Zdenko Georg Chřepiczky im J. 1746. — Die 4 silbernen Engel aber, welche den

den Antrieb seines Coadjutors G. Přichowsky) wurde 1758 vom Papste Klemens XIII. die prätendirte Exemption der böhm. Benediktinerklöster St. Margareth, St. Ivan, Sazawa, Kladrau, St. Niklas auf der Altst. — und darauf am 8. März die Exemption des Wyssehrader Kapitels aufgehoben.

Erzbischof Graf Manderscheid

1) installirte am 4. Febr. 1748 den alten Franz Grafen von Pötting (ehemal gewesenen Oberstmünzmeister, dann gewordenen Priester) zum Probsten bei Allerheiligen;

2) ordinirte am 21. Jän. 1751 den jungen Fürsten Ferdinand v. Lobkowitz zum Priester, welcher den 23. Jän. in Loretto in Gegenwart seiner Eltern und hohen Anverwandten seine Primiz ganz in der Stille hielt, und Domherr zu Salzburg und Augsburg, dann Bischof zu Gent wurde;

3) consecrirte am 19. Nov. 1752 in der Metropolitankirche den zu seinem Coadjutor ernannten und vom römischen Hofe bestätigten Anton Grafen v. Přichowsky, mit dem Titel: Erzbischof von Emessa. Graf Přichowsky gab darnach den 20. und 22. November eine glänzende Tafel und dem Erzbischof Manderscheid ein Porzellängeschenk im Werthe von 1000 fl.

Erzbischof Manderscheid machte sich für das Prager Erzbisthum durch seine edle Handlungsweise ewig unvergeßlich *), starb am 26. Okt. 1763 im 88. Lebensjahre, und ist bei St. Veit unter den Stufen des Presbyteriums begraben.

XV. Anton Peter Graf Přichowsky, geboren auf dem Familiengute Schweising in Böhmen am 27. August 1707, wurde als Prager Domprobst und zugleich Bischof in Königgrätz und Coadjutor des Prager Erzbisthums nach dem Ableben des Erzbischofs Mander-

---

Baldachin halten, ließ erst im Jahre 1779 zur 50jähr. Jubelfeier der Heiligsprechung des Joh. v. Nep. der damalige Domprobst Franz Strachowsky vom Kleinseitner Silberarbeiter Ignaz Nowak mit einem Aufwande von 20,000 fl. C. M. verfertigen.

*) Das Gut Wonschow im Taborer Kreise wurde 1761 an das Prager Erzbisthum käuflich abgetreten (s. Schaller). — Die Herrschaft Manderscheid (ehemal Dobrgowitz genannt) kaufte der hochherzige Erzbischof Manderscheid am 19. Juli 1763 von der Familie Sternegg und schenkte sie dem Erzbisthume, seit welcher Zeit diese Herrschaft dem Prager Erzbisthume gehört, auf der das Schloß Kamenic mit einer Kirche des h. Franz Seraph. liegt (s. Schaller, Kaurimer Kreis, S. 159).

scheid von der Kaiserin Königin Maria Theresia zum Prager Erzbischofe ernannt. — Er hielt am 12. Mai 1764 Nachmittags aus einem Gartenhause vor dem Kornthore seinen feierlichen Einzug in Prag — der Letzte mit dieser Feierlichkeit — und wurde darauf den 13. Mai in der Domkirche inthronisirt.

Erzbischof Příchowsky assistirte zu Rom (als noch nicht Priester) 1729 bei der Canonisation des h. Joh. v. Nep. — stellte die erzbischöfliche Residenz zu Prag, wie man sie noch jetzt sieht, im J. 1767 her — feierte 1779 den 16., 17., 18. Mai das 50jährige Jubiläum der Canonisation des h. Johann von Nepomuk — ließ 1772 in der Kinsky'schen Kapelle der Prager Domkirche den marmorenen Altar des h. Philippus Nerius errichten, und feierte in der Domkirche am 10. Juni 1781 das 50jähr. Jubiläum seines Priesterthums.

Dieser Erzbischof hatte das Großkreuz des königl. St. Stephanordens von Maria Theresia und Joseph II. im J. 1775 verliehen erhalten. Derselbe

1) krönte am 6. Sept. 1791 den K. Leopold II., und den 12. September seine Gemahlin zu Prag;

2) krönte am 9. Aug. 1792 den K. Franz II., und den 11. Aug. seine Gemahlin;

3) infulirte (vermög den Strahöfer Annalen, in der Metropolitankirche) am 16. Aug. 1767 den im nämlichen Jahre am 4. Juni erwählten Tepler Abten Christophor Grafen von Trautmannsdorff;

4) consecrirte am 13. Nov. 1775 in seiner erzbischöfl. Residenzkapelle den Joh. Paul v. Seddeler zum Prager Weihbischof. Seddeler starb am 5. Sept. 1776;

5) consecrirte am 14. Jän. 1777 in der erzbischöfl. Residenzkapelle den Franz Xav. Twrdy zum Prager Weihbischof. — Twrdy starb am 22. März 1779;

6) consecrirte am 15. Aug. 1779 in der Domkirche den Johann Matthäus Schweiberer zum Prager Weihbischofe. Schweiberer starb als Domdechant-Weihbischof am 27. Juni 1781;

7) consecrirte am 28. Okob. 1781 den Erasmus Dionys Krieger zum Prager Weihbischof. — Krieger starb als Domprobst-Weihbischof am 27. Dezember 1792;

8) inthronisirte am 3. Febr. 1782 die letzte Aebtissin von St. Georg, Maria Theresia v. Harrach, welche am 3. Dezemb. 1803 auf der Neustadt in der Gerstergasse gestorben ist;

9) consecrirte Příchowsky am 11. Dez. 1785 im Beisein der zwei Weihbischöfe von Prag und Olmütz den Grafen Prokop v. Schaffgotsch zum ersten Bischof von Budweis, welches Bisthum Kaiser

Joseph II. errichtet hatte, da bis dahin außer dem Leitmeritzer und Königgrätzer Kreise alle übrigen Kreise Böhmens zur Prager Erzdiözese gehörten;

10) consecrirte Přichowsky am 4. Juli 1790 in seiner Residenzkapelle Ferdinand Ritter von Schulstein zum Bischofe in Leitmeritz.

Erzbischof Přichowsky starb am 14. April 1793 im 86. Jahre, und wurde bei St. Veit in der Kinsky'schen Kapelle, wo er für sich schon einige Jahre vorher eine Gruft hatte erbauen lassen, beigesetzt.

XVI. Guilielm Florentin Joh. Felix Fürst v. Salm-Salm, Herzog zu Hoogstraten, Domkapitular zu Köln und Straßburg, Bischof zu Tourné, wurde am 3. Mai 1793 von Wailand Kaiser Franz zum Prager Erzbischofe ernannt, und kam im selben Jahre am 2. August nach Prag. Dieser

1) consecrirte am 28. Sept. 1795 in der Metropolitankirche zu St. Veit Wenzel Leopold von Chlumczansky *) zum Prager Weihbischofe mit dem Titel: Eppus. Caneensis, wobei Wenzel Moyer, Strahöfer Abt, und Raimund Hubl, Tepler Abt, assistirten (paranymphirten);

2) insulirte am 5. Okt. 1800 in der Strahöfer Stiftskirche den Strahöfer Abten Adolph Schramek, welcher am 16. Dez. 1803 starb;

3) weihte am 26. Dezember 1800 Vormittags in der Teinkirche die Fahnen für die 2 Bataillone Landwehr und das eine Bataillon der Studenten-Legion, wobei der Oberstburggraf Stampach, General Staray und andere vornehme Personen zugegen waren;

4) insulirte am 22. November 1801 in der Emautiner-Kirche den Emautiner Abt Prokop Škoda, wobei Adolph Schramek, Strahöfer Abt, und Benedikt Venusi, Ossegger Abt, assistirten. Prokop Škoda starb am 28. Mai 1803;

5) insulirte am 22. August 1802 in der Tepler Stiftskirche den damals neu erwählten Abt und zugleich gewesenen Rector magnificus Laurenz Chrysostom Pfrogner;

6) verrichtete die kirchlichen Ceremonien bei dem Begräbnisse der Erzherzogin von Oesterreich, Maria Amalia, verwitweten Herzogin von Parma, welche den 18. Juni 1804 in ihrem 58. Jahre zu Prag starb und in der k. k. Gruft der Metropolitankirche bei St. Veit beigesetzt wurde;

7) insulirte am 15. April 1805 in seiner erzbischöflichen Residenz-

*) Nach dem Tode des Leitmeritzer Bischofs Ferdinand v. Schulstein wurde Chlumczansky am 16. Oktober 1801 Allerhöchsten Orts zum Bischofe in Leitmeritz ernannt, und daselbst am 30. Juni 1802 installirt.

kapelle den Strahöfer Abten Milo Grün und den Emautiner Abten Leopold Zalda, wobei Sigismund Czemerka, Abt von Seelau, und Vulgisius de Vigneron, emigrirter Benediktiner-Abt von Leoben, der bei St. Margareth wohnte, assistirten;

8) infulirte am 28. Dezemb. 1806 in seiner erzbisch. Residenzkapelle den Braunauer Abten Fortunat Böhm, wobei der Emautiner Abt Zalda und der vorbenannte emigrirte Abt Vulgisius assistirten;

9) consecrirte am 19. Juni 1808 in der Kirche der Karmeliterinnen am Hradschin den Prager Domherrn und Dechant zu St. Apollinar, Johann Richlowsky zum Prager Weihbischof mit dem Titel: Eppus. Thermiensis, wobei die 2 vorbenannten Benediktiner-Aebte, Leopold Zalda und Vulgisius de Vigneron, assistirten.

Fürst Salm-Salm war einer der edelsten Erzbischöfe, der seine Geistlichkeit väterlich liebte. Die arme Klasse der Menschen hatte an ihm den größten und dabei den stillsten, uneigennützigsten Wohlthäter.

Er starb am 14. Sept. 1810 im 65. Jahre seines Alters zu Hampach, unweit Sulzbach und Amberg, in der obern Pfalz an der Brustwassersucht, und wurde auf der Herrschaft Manderscheid in Kamenitz, Kaurimer Kreises in Böhmen, wo er für sich eine Gruft hatte errichten lassen, begraben. Ruhe seiner Asche! *)

XVII. Wenzel Leopold Chlumczansky Ritter von Přestawlk und Chlumczan, geboren 1749 auf dem Familiengute Hoschtitz im Prachiner Kreise, wurde 1814 als Bischof zu Leitmeritz von Wailand Kaiser Franz zum Prager Erzbischofe ernannt, und nachdem er von Sr. Heiligkeit Pius VII. die apostolische Bestätigung und das erzbischöfliche Pallium erhalten hatte, am 14. Mai 1815 am Pfingstsonntage in der Domkirche zu St. Veit inthronisirt, wobei der Domprobst Wenzel Adalbert Freiherr v. Herites an ihn eine lateinische Rede hielt.

Chlumczansky bekam um das J. 1819 von Sr. Majestät Kaiser Franz das Großkreuz des kais. österr. Leopold-Ordens. — Im Dezember 1822 am Feste der h. Lucie feierte er (doch nur in der Stille) sein 50jähr. Priesterthum. — Im J. 1829 wurde unter ihm das 100jähr. Jubiläum der Canonisation des h. Johann v. Nep. vom 15. Mai bis 15. Juni feierlich begangen, wozu er mit Beiträgen des Prager Domkapitels einen reichen, mit seidenen großen Blumen besetzten Goldstoff

*) Seit dem Monate Juli 1809, wo Papst Pius VII. in die französische Gefangenschaft kam, wurden bis zum Mai 1814, wo dieser Papst wieder nach Rom zurück gelangte, keine Bischöfe präconisirt.

aus Lion verschaffte, woraus er für sich einen Pontifikalapparat und ein Pluviale für die sämmtlichen Domherren machen ließ, und von diesem Stoffe überdies noch einen Pontifikalapparat für die Altbunzlauer Kollegialkirche schenkte. Dieser

1) infulirte in der Tepler Stiftskirche am 15. Aug. 1815 den Tepler Abten Karl Reitenberger, wobei Milo Grün, Strahöfer, und Adalbert Fähndrich, Seelauer Abt, assistirten. — Der nachfolgende Tepler Abt Adolph Koppmann wurde vom Prager Weihbischofe Franz Pisstěk am 26. Oktober 1828 infulirt;

2) consecrirte 1816 in der Kirche der Ursulinerinnen auf der Neustadt in Prag den Ernest Constantin Ružiczka zum Bischofe in Budweis, wobei der Leitmeritzer Bischof Joseph Hurdalek und der Prager Domprobst Wenzel v. Herites assistirten. — Ružiczka wurde am 22. Sept. 1816 in der St. Niklas-Kathedralkirche zu Budweis als dortiger Bischof installirt;

3) infulirte am 16. Febr. 1817 in der Strahöfer Stiftskirche den Strahöfer Abten Benedikt Pfeiffer, wobei Adalbert Fähndrich, Abt von Seelau, und Karl Reitenberger, Abt von Tepel, assistirten;

4) consecrirte im Nov. 1817 die damal neu eröffnete St. Pankrazkirche vor dem Wyssehrader Thore;

5) infulirte am 17. Jänner 1819 in der Kirche zu St. Margareth bei Prag den Braunauer Abten Placidus Benesch, wobei Benedikt Pfeiffer, Strahöfer Abt, und der französische erilirte Benediktinerabt Vulgisius de Vigneron, assistirten;

6) weihte am 26. Sept. 1819 das damal neu eingerichtete Krankenzimmer bei den Barmherzigen Brüdern auf der Altstadt Prag;

7) copulirte im Mai 1820 in der Prager Metropolitankirche, im Beisein Weiland Kaisers Franz, Se. kaiserliche Hoheit den Erzherzog Rainer mit der Herzogin v. Carignan;

8) consecrirte am 13. Nov. 1824 in der Kirche der Ursulinerinnen auf der Neustadt den Prager Domherrn Franz de Paula Pisstěk zum Prager Weihbischof mit dem Titel: Bischof von Azot, wobei Franz Karoli, Domprobst, und Karl Fischer, Domdechant, assistirten;

9) hielt 1827 bei dem 200jähr. Jubiläum der Uebertragung des h. Norberts aus Magdeburg nach Prag am Strahofe den feierlichen Umgang und das Hochamt.

Erzbischof Chlumczansky starb am 14. Juni 1830 im 81. Jahre, und wurde bei St. Veit in der Kinsky'schen Kapelle begraben.

XVIII. Aloys Jos. Graf von Kolowrat-Krakowsky, wurde als Königgrätzer Bischof am 31. August 1830 von Weiland Kaiser Franz zum Prager Erzbischofe ernannt, und am 17. April

1831 am zweiten Sonntage nach Ostern, Evangelium „Pastor bonus," in der Prager Domkirche inthronisirt, wobei der Domprobst Franz Karoli an ihn eine lateinische Rede hielt.

Dieser

1) consecrirte am 6. Mai 1832 am 2. Sonntage nach Ostern in der Kirche Allerheiligen am Prager Schlosse den Prager Domherrn Karl Hanl zum Bischofe in Königgrätz, wobei Paranymphen waren: Franz Pisstěk als schon confirmirter Bischof von Tarnow, und der Domarchidiakon Johann Medlin;

2) verrichtete 1832 bei der durch eine volle Oktav begangenen hundertjährigen Jubelfeier der Krönung Marien's am heil. Berg in Böhmen, unter dem dortgewesenen Probsten Jos. Faschang, den 1. Tag (1. Juli) den Marianischen Krönungsakt sammt Procession, wobei Domherr Jos. Werner eine deutsche Predigt, die in Groß 4. gedruckt herauskam, und Domherr Joseph Rauch eine böhmische Predigt hielt;

3) consecrirte am 16. September 1832 in der Kirche Allerheiligen am Prager Schlosse den am 31. Dezemb. 1831 neu ernannten Leitmeritzer Bischof Augustin Bartholomäus Hille, wobei der Königgrätzer Bischof Karl Hanl und der Strahöfer Abt Benedikt Pfeiffer paranymphirten;

4) präsidirte am 3. März 1833 in der Altstädter St. Salvatorskirche bei der Consecration des jetzigen Prager Weihbischofs Franz Tippman. Die Consecration verrichtete der Königgrätzer Bischof Karl Hanl, weil der Fürst-Erzbischof damal augenkrank war. Paranymphen waren die 2 Metropolitandomherren Joh. Medlin, Domarchidiakon, und Franz Pöllner, Domscholastikus.

Bald darauf, nämlich den 28. März 1833, starb der äußerst gutmüthige Fürst-Erzbischof Kolowrat im 75. Jahre seines Alters am Schlagflusse, und wurde bei St. Veit, in der Kinsky'schen Kapelle, beigesetzt.

XIX. Andreas Aloys Graf Ankwicz von Poslawicze-Scarbek, wurde als Erzbischof zu Lemberg in Galizien und zugleich Großkreuz des kais. österr. Leopold-Ordens am 31. Mai 1833 von Weiland Kaiser Franz zum Prager Erzbischofe ernannt — vom päpstlichen Hofe im Quirinal-Palast am 30. Sept. confirmirt, und am 16. Febr. 1834 in der Domkirche zu St. Veit inthronisirt. Das Pallium überreichte ihm Weihbischof Tippmann, und die Inthronisationsrede hielt Domprobst Medlin.

Dieser

1) hat am 3. April 1834 Nachmittags die feierliche Begräbniß des den 31. März verstorbenen Strahöfer Abten Benedikt Pfeiffer ge-

führt, wie auch für ihn den 4. April in der Strahöfer Kirche das solenne Requiem, welches choraliter gesungen wurde, abgehalten, wobei Se. Excellenz der damalige Oberstburggraf Karl Graf Chotek und andere vornehme Personen zugegen waren;

2) weihte am 5. Okt. 1834 die neue eingerichtet fürstlich Metternich'sche Kapelle in Königswart zu Ehren des h. Anton und Bonifacius puer ein, dessen Leichnam Papst Gregor XVI. in einem marmorenen Sarge, der des Kaisers Adrian Sarg soll gewesen sein, dem Minister Fürsten Metternich geschenkt hatte;

3) infulirte am 25. März 1835 in der Strahöfer Kirche den jetzigen Strahöfer Abten Hieronymus Zeidler, wobei Paranymphen waren: Franz Pöllner, Prager Domdechant, und Ignaz Sekauschek, Seelauer Abt;

4) infulirte am 31. Juli 1836 in der Tepler Stiftskirche den im selben Jahre kurz vorher am 7. Juli neu gewählten Tepler Abten Melchior Mahr, wobei der Strahöfer Prälat Hieronymus Zeidler, und der Seelauer Abt Ignaz Sekauschek, paranymphirten;

5) krönte am 7. Sept. 1836 Seine Majestät Unsern Allergnädigsten Landesherrn Ferdinand V. zum Könige von Böhmen;

6) hielt am 10. Sept. 1836 bei der Installirung der österreichisch. Prinzessin Therese, Tochter Weiland Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Karl, jetzigen Königin von Neapel, zur Aebtissin des Hradschiner k. k. Damenstiftes in der Kirche zu Allerheiligen das Hochamt und die bei dieser Inthronisirung üblichen Ceremonien;

7) krönte am 12. Sept. 1836 Maria Anna Pia, die Allerdurchlauchtigste Gemahlin Seiner Majestät Ferdinand V., zur Königin von Böhmen;

8) benedicirte am 18. Sept. 1836 den Grundstein zu der St. Raphaelskirche *) und dem großen, ganz neuen Institutsgebäude der von

*) Am 28. Sept. 1837 am Feste des h. Wenzel wurden sechs barmherzige Schwestern (aus Nancy und Trier) zur Besorgung der mütterlichen Wartung und Pflege der Blinden in die, bei St. Raphael bestehende Anstalt von dem k. k. Kaurimer Kreiskommissär Paul Aloys Klar, als Institutsdirektor, gastlich introduzirt, die er zu diesem Behufe persönlich aus Frankreich geholt hatte. — Am 28. Dezemb. 1843 um 10 Uhr Vormittags benedicirte Domdechant Wenzel Waclawiczek das auf die Thurmspitze der St. Raphaelskirche bestimmte eiserne, 120 Pfund schwere Kreuz, worauf dasselbe in der Höhe, in Gegenwart einer außerordentlichen Volksmenge, aufgerichtet wurde. — Am 9. Okt. 1844 um 10 Uhr Vormittags benedicirte Domdechant Waclawiczek die

Dr. Professor Aloys Klar gestifteten Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde in Böhmen in der Bruska, welchen Grundstein am selben Tage Seine Majestät König Ferdinand V. durch Se. kais. Hoheit den Erzherzog Franz Karl in Anwesenheit einer großen Volksmenge und vieler Vereinsmitglieder auf's feierlichste allergnädigst zu legen geruhte;

9) weihte am 30. Mai 1837, am Namensfeste Sr. Majest. Ferdinand V., den Grundstein zu dem neuen Normal- und Gymnasialgebäude in der Karmelitergasse auf der Kleinseite, welchen der damalige Oberstburggraf Karl Graf v. Chotek bei dieser Gelegenheit legte.

Erzbischof Ankwicz starb am 26. März 1838 im 61. Jahre am Schlagflusse, und wurde bei St. Veit in der Kinsky'schen Kapelle den 3. April Abends um 6 Uhr beigesetzt.

XX. Aloys Joseph Freiherr von Schrenk und Notzing, geboren am 24. März 1802 auf dem Familiengute Zbenitz, Prachiner Kreises in Böhmen, wurde als Olmützer Weihbischof am 20. Juni 1838 im 36. Jahre seines Alters von Sr. Majestät Ferdinand V. zum Prager Erzbischofe ernannt, am 17. Sept. in Rom präconisirt und am 4. Novemb. in der St. Veitskirche inthronisirt.

Dieser

1) führte am 18. Juli 1839 Nachmittags die solenne Begräbniß des am 16. Juli verstorbenen Kreuzherren-Generalgroßmeisters Jos. Köhler, und zwar durch die Plattnergasse um das ganze ehemalige Jesuitenkollegium;

2) benedicirte am 21. April 1840, dem Geburtsfeste Sr. Majestät Ferdinand V., um ½ 2 Uhr Nachmittags den Grundstein zur Prager Kettenbrücke;

3) inaugurirte am 25. März 1841 in der Emautiner Kirche den Emautiner Abten Xav. Czastka, wobei der Prager Domdechant Wenzel Waclawiczek und der Strahöf. Abt Hieron. Zeidler paranymphirten;

4) hielt am 4. Novemb. 1841 früh um 10 Uhr, bei Eröffnung der Prager Kettenbrücke, in Gegenwart des damals in Prag zu Besuche gewesenen Durchlauchtigsten Erzherzogs Stephan, dann des vormaligen Oberstburggrafen Grafen Chotek und einer großen Volksmenge in der Kirche der Ursulinerinnen auf der Neustadt ein Hochamt, nach

---

damals schon ganz vollendete und eingerichtete St. Raphaelskirche, bei welcher glänzenden Feierlichkeit Se. kais. Hoheit der Durchlauchtigste Erzherzog Stephan, Unser geliebte Landeschef, und Se. kais. Hoheit Erzherzog Karl Ferdinand beizuwohnen geruhten.

dessen Beendigung er ein Gebet wegen Erhaltung und Segnung der Kettenbrücke verrichtete;

5) weihte am 2. August 1842 bei einer großen, beim Invalidenhause stattgehabten Militär-Parade zwei neue Fahnen für das k. k. Infanterie-Regiment Latour;

6) infulirte am 2. April 1843 in der Teyler Stiftskirche den am 30. März erwählten Teyler Abten Marian Heinl, wobei der Strahöfer Prälat Hieronym. Zeidler und der Kreuzherren-Generalgroßmeister Jakob Beer paranymphirten;

7) inthronisirte am 20. März 1844 früh um 10 Uhr in der Kirche zu Allerheiligen die dermalige Aebtissin des Hradschiner k. k. Damenstiftes, die Durchlauchtigste Erzherzogin Marie, Tochter Wailand Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Karl;

8) infulirte am 8. Dezemb. 1844 in der Kirche zu St. Margareth den am 7. Novemb. erwählten Braunauer Abten Joh. Nep. Rotter, wobei die Prälaten von Strahof Hieronymus Zeidler, und von Emaus Xav. Czaska paranymphirten;

9) segnete am 21. August 1845 früh um 9 Uhr den Grundstein zum Eisenbahnhofe in Prag, worauf der Durchlauchtigste Erzherzog Franz Karl diesen Grundstein legte;

10) segnete am 22. August 1845 früh gegen 9 Uhr den Grundstein zu dem am Quai errichtet werdenden Monumente für Wailand Kaiser Franz I., welchen am selben Tage Se. kais. Hoheit Erzherzog Franz Karl zu legen geruhte;

11) consecrirte am 18. Jänner 1846 früh um 9 Uhr in der Altstädter St. Salvatorskirche den Prager Domherrn und k. k. Gubernialrath Jos. Lindauer zum Bischofe in Budweis, wobei Franz Pöllner, Prager Domprobst, und Franz Tippmann, Prager Weihbischof, paranymphirten;

12) consecrirte am 10. Mai 1846 in der Kleinseitner St. Nikolai-Kirche den Bautzner Domdechant Jos. Dittrich zum Bischof in partibus, Titel: zu Korykos, als geistlichen Administrator des Meisner Bisthums, wobei der Leitmeritzer Bischof Hille und der Prager Weihbischof Tippmann paranymphirten.

Die böhmischen Edelsteine.

Ein Beitrag zur Vaterlandskunde

von

F. X. M. Zippe.

Die Produkte des Mineralreiches scheinen im Allgemeinen die Aufmerksamkeit des Menschen weniger zu fesseln, als die des Thier- und Pflanzenreiches; denn es gibt bei Weitem mehr Liebhaber für Betrachtungen und Forschungen in den beiden Gebieten der organischen Natur, als in dem des Mineralreiches. Die Begriffe, welche sich über Pflanzen und Thiere aus der Sphäre der strengen Wissenschaft in die des gewöhnlichen Lebens verbreitet haben, sind bei Weitem den Anforderungen des gebildeten Verstandes, der Stufe der Ausbildung, auf welche diese Zweige der Naturgeschichte gelangt sind, entsprechender, als die fast allgemein über die Produkte des Mineralreiches herrschenden. Die Ursache dieses Mißverhältnisses ist wol nicht schwer aufzufinden, denn ohne Zweifel haben die lebenden Wesen als diejenigen, welche theils ihrer Organisation nach dem Menschen nahe stehen, theils ihrer Schönheit und Mannigfaltigkeit wegen seine Phantasie mächtig anregen, theils auch als diejenigen, welche ihm unmittelbar die unentbehrlichsten Bedürfnisse zur Erhaltung seines Lebens liefern, einen größeren Reiz, und laden ihn im höheren Grade ein, seine Geistesthätigkeit auf sie zu richten, als die todten Massen des Mineralreiches, bei deren oberflächlicher Betrachtung wol die Meisten sich kaum überreden können, daß auch diese nicht nur ein reiches Feld für streng wissenschaftliche Untersuchungen, sondern auch reichen Stoff für Beschäftigung des Verstandes und der Einbildungskraft zugleich darbieten. Deshalb ist selbst die Mineralogie als Wissenschaft viel später ausgebildet worden, als die Naturgeschichte des Thierreiches und des Pflanzenreiches, und erst in verhältnißmäßig sehr neuer Zeit ist der menschliche Geist dahin gelangt, eine Ordnung in dem scheinbaren Chaos der todten Massen, aus welchen unser Planet gebildet ist, aufzusuchen.

Wenn nun auch im Allgemeinen die mannigfaltigen Gesteine, aus denen die feste Rinde unseres Planeten zusammengesetzt ist, nur wenig und fast ausschließlich blos denen näher bekannt sind, welche sich die Forschungen in diesem Naturgebiete zu ihrer besondern Aufgabe, zur Hauptbeschäftigung ihres Lebens gemacht haben: so gibt es doch einige Produkte in diesem Naturreiche, welche von jeher, ehe noch an eine wissenschaftliche Betrachtung desselben in seinem ganzen Zusammenhange gedacht werden konnte, als Einzelwesen die Aufmerksamkeit in hohem Grade erregten, welche der Sinnenlust einen reichen Spielraum gewährten, und vermöge ihrer schätzbaren Eigenschaften, wodurch sie sich vor den übrigen Produkten der sogenannten todten Natur auszeichnen, stets einen Gegenstand der Wünsche nach ihrem Besitze bildeten.

Es sind dies die kostbaren Metalle und die sogenannten Edelsteine, die irdischen Schätze, welche als mobile Massen des Reichthums leider nicht immer blos als Mittel zum zeitlichen Glück, sehr oft vielmehr als das Glück selbst betrachtet werden. Die Edelsteine, insoweit sie Eigenthum unseres Vaterlandes sind, etwas näher und auf eine von den Formen einer wissenschaftlichen Untersuchung möglichst entkleideten Weise zu betrachten, ist der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes.

Böhmen hat unter allen Ländern Europa's im Verhältnisse zu seiner Ausdehnung, welche bekanntlich nur etwas über 900 Quadratmeilen Flächenraum beträgt, die größte Mannigfaltigkeit des Mineralreiches aufzuweisen; es besitzt fast ein Viertheil der bis jetzt bekannten Gattungen, und unter diesen mehrere, welche bisher in anderen Ländern noch nicht aufgefunden worden sind. Der mittelalterliche Luxus, von dessen Solidität in unserem Vaterlande einige treffliche Denkmale übrig sind, liebte die Verwendung edlen Gesteines in der Baukunst in bei weitem höheren Grade, als es dem Geschmack des gegenwärtigen Zeitalters zusagt. Karl der IV. ließ die Kirche und die Kapellen in Karlstein und die Wenzelskapelle im Prager Dome mit kostbaren, geschliffenen Steinen ausschmücken, welche sämmtlich in den Ländern, die als böhmische Kronländer unter seinem Szepter vereinigt waren, namentlich in Böhmen und Schlesien, gefunden wurden. Seit jener Zeit hat Böhmen den Ruf eines an Edelsteinen reichen Landes erhalten und ihn bis auf die gegenwärtige Zeit, in welcher diese Dinge mit wissenschaftlichem Auge betrachtet werden, behalten. Die großen Massen von Steinen, welche, zu Platten geschliffen, in den Wänden und stellenweise in der Decke der genannten Baudenkmale eingekittet sind, gehören sämmtlich zu einer einzigen mineralogischen Gattung, obwol deren zahlreiche Abänderungen mit verschiedenen Namen bezeichnet wurden und in der gewöhnlichen Umgangssprache auch noch gegenwärtig so

bezeichnet werden. Auf diese große Mannigfaltigkeit an Abänderungen der gemeinsten Gattung aus dem Geschlechte der Edelsteine gründet sich der Ruf von dem Reichthum Böhmens an diesen Produkten; vielleicht auch darauf, weil in dem Vaterlande derselben, welches bekanntlich allen Nachbarländern zur Zeit des genannten, nach einem halben Jahrtausende noch unvergeßlichen, glorreichen Regenten der angeführte, dem Geschmack jenes Zeitalters angemessene Gebrauch davon gemacht wurde. In viel späterer Zeit, vor beiläufig einem Jahrhunderte, nachdem innere Stürme und Kriege von Außen mächtig an den Säulen der Tempel des Reichthums und der Bildung, der Künste und Wissenschaften, welche unser Vaterland schmückten, gerüttelt hatten, kamen Fremdlinge, angelockt von den Schätzen, von welchen man im Lande bei dem tiefen Verfalle des Wohlstandes und der Künste keinen Gebrauch machen konnte, um sie für die Kunstwerkstätten ihres Vaterlandes auszubeuten. Noch sind beim Volke in den Gegenden, wo sie sich aufzuhalten pflegten, die italienischen Steinsucher, oder die Welschen, wie sie allgemein genannt wurden, im Andenken geblieben, deren Hauptgeschäft es war, edles Gestein zu sammeln und nach Italien, namentlich nach Florenz zu schicken, wo es zur Ausführung der höchst kostbaren, unter dem Namen: Florentiner Mosaik bekannten Steingemälde, und auch sonst noch zur Darstellung von Produkten der Steinschneidekunst verbraucht wurde.

Hauptsächlich waren es die Gegenden des Riesen- und des Isergebirges, welche von diesen welschen Steinsammlern durchsucht wurden, und kistenweise wurden die mannigfaltigen Achate, Carneole, Jaspis und Krystalle von ihnen nach Italien geschickt *).

Bekanntlich besitzt die Mosaikfabrik in Florenz ungeheuere Vorräthe von Steinmaterial für ihre Kunstwerke; dieser Umstand sowol, weil das Bedürfniß auf lange Zeit gedeckt ist, als auch wol die durch die französische Revolution herbeigeführten Kriege haben diesem Geschäfte des Steinsuchens in Böhmen ein Ende gemacht. Von diesen Italienern rührte auch die eigenthümliche Bezeichnung des Werthes der

*) Einer der letzten dieser Steinsucher starb als ein hochbejahrter Greis in dem Geburtsorte des Verfassers dieses Aufsatzes, zu Falkenau in Böhmen, vor ungefähr 45 Jahren; er war ein Venetianer, ein kenntnißreicher Mann, welcher die Gegend liebgewonnen hatte, und sie vielleicht deshalb, vielleicht auch aus dem Grunde nicht verlassen wollte, weil seine sämmtlichen Verwandten in seinem Vaterlande gestorben waren; er war in der ganzen Gegend unter dem Namen des welschen Daniel's bekannt.

böhmischen Steine her, welche sich im Volke erhalten hat, nach welcher man zu sagen pflegt, daß in Böhmen der Hirte oft mit einem Steine nach der weidenden Kuh wirft, welcher mehr werth sei, als diese. Mag es auch sein, daß mancher dieser Steine seiner besonderen Farbenzeichnung wegen, nach welcher er sich zum Kunstgebrauche, besonders zur Verwendung bei den erwähnten Steingemälden, oder zur Ausführung eines edlen plastischen Kunstwerkes der Steinschneiderei vorzüglich eignete, einen besonderen Werth erhielt; so ist diese Schätzung im Allgemeinen jedenfalls eine Hyperbel. Gerade diese Art von Steinen, welche von einer Größe und oberflächlich auf der Erde vorzukommen pflegen, daß ein Hirte allenfalls leicht den angegebenen Gebrauch davon machen könnte, welche sich auch noch gegenwärtig häufig in einigen Gegenden des Landes finden, haben ihren Werth verloren; sie besitzen keinen größeren, als den, welchen ihnen der Künstler durch die geschickte Bearbeitung zu geben vermag. Leider sind aber Kunstprodukte aus Stein gegenwärtig nicht eben sehr gesuchte Artikel, und der Arbeitslohn, welcher dabei zu gewinnen ist, nährt den Künstler auf eine so kärgliche Weise, daß die Kunst selbst immer seltener wird, und sich Niemand, insbesondere mit Darstellung von plastischen Kunstwerken aus hartem Gestein, mehr befaßt.

Die böhmischen Steine, Naturprodukte des Mineralreiches, welche auf die angegebene Weise in früherer Zeit verwendet wurden, haben ihre Benennung im Allgemeinen auf ein Kunstprodukt übertragen, welches in unserm Vaterlande in solcher Menge und Vortrefflichkeit erzeugt wird, daß es einen Handelsartikel für die ganze Welt bildet. Man bezeichnet damit gegenwärtig die aus gefärbtem Glas (sogenannten Glasflüßen oder Composition) verfertigten unechten Schmucksteine, welche den echten Edelsteinen in Farbe und Glanz so vollkommen ähnlich sind, daß nur die Härte und die eigenthümliche Schwere als Merkmale übrig bleiben, um sie von den echten Naturprodukten zu unterscheiden. Es braucht hier kaum erinnert zu werden, daß es nicht diese Kunstprodukte sind, denen der gegenwärtige Aufsatz gewidmet ist, und daß hier jedenfalls nur die in Böhmen vorkommenden, mit der Benennung Edelsteine bezeichneten echten Naturprodukte verstanden sein wollen.

Hätte das böhmische Mineralreich inressen keine anderen Gattungen aus dem zahlreichen Geschlechte der Edelsteine aufzuweisen, als eben die erwähnten Abänderungen des Quarzes, welche schon im Mittelalter bekannt und berühmt waren, so dürfte es gegenwärtig kaum der Mühe werth sein, sie zum Gegenstande einer besonderen Betrachtung zu machen. Die naturhistorischen und die geognostischen Forschun-

gen haben uns jedoch die Ueberzeugung verschafft, daß auch von diesem Geschlechte der Steine unser Vaterland mehr Gattungen aufzuweisen hat, als irgend ein Land Europas, selbst wenn die Größe der Länder dabei nicht in Anschlag gebracht wird; ja Böhmen hat sogar eine eigenthümliche Gattung, eine ausgezeichnete Gemme aufzuweisen, welche zur Zeit in keinem andern Lande als brauchbarer Schmuckstein aufgefunden wurde. Diese Mannigfaltigkeit an Produkten des Mineralreiches, welche des auf ihre schätzbaren Eigenschaften gegründeten Gebrauches wegen, den man von ihnen macht, zu den reizendsten und interessantesten der gesammten Natur gehören, mag den Versuch rechtfertigen, richtige, den Forderungen des gegenwärtigen Standes der Wissenschaften entsprechende Begriffe bei dem gebildeten, und insbesondere bei dem weiblichen Kreise, zu dessen Wünschen der Besitz von Schmucksteinen vorzugsweise gehört, für welche sie auch die Natur hauptsächlich hervorgebracht zu haben scheint, zu verbreiten.

Bevor jedoch die Betrachtung des Gegenstandes selbst beginnt, möge die Auseinandersetzung einiger Begriffe verstattet sein, welche zum Verständniß des über die Edelsteine hier Angeführten nothwendig erscheinen; es ist dies die Erläuterung der Ausdrücke, deren man sich zur Bezeichnung der Eigenschaften und Merkmale dieser Naturprodukte bedient, und Einiges über die Verhältnisse, unter denen sie sich im Mineralreiche finden.

Ein Mineral ist im Vergleich zu einem Thiere oder einer Pflanze ein in seinen Eigenschaften höchst veränderliches Wesen, ein wahrer Proteus, dessen Natur man oft erst nach sehr sorgfältigen Untersuchungen erkennt. Ein Thier, eine Pflanze als Einzelwesen ist der Repräsentant aller übrigen Wesen seiner Art, welche auf der Erde vorkommen; hat man eines dieser Einzelwesen einmal mit Sicherheit so weit erkannt, daß man es von allen übrigen, ihm ähnlichen, mit welchen es verwechselt werden könnte, unterscheiden kann, so wird man alle Wesen derselben Gattung unter allen Verhältnissen wieder erkennen. Wer den Zeisig, die Gartennelke kennt, das heißt, wer einen Zeisig von allen übrigen Arten von Vögeln, eine Gartennelke von allen anderen Pflanzengattungen und allen übrigen Arten der Nelke unterscheiden kann, der kennt alle Zeisige und alle Gartennelken der Welt. Nicht so verhält es sich mit einem Mineral. Unter den zahlreichen Merkmalen, welche in ihrem Vereine das eigenthümliche Wesen desselben bilden, gibt es nur sehr wenig unveränderliche, welche sich unter allen Verhältnissen wieder finden, und diese wenigen sind noch dazu nicht so leicht in die Augen fallend; sie erfordern häufig zu ihrer Auffindung ein Experiment, wobei nicht selten das Mineral selbst zerstört wird, was nicht

bei allen Untersuchungen gestattet werden kann. Diese Veränderlichkeit in den Eigenschaften ist die Ursache, weshalb im Mineralreiche so häufig Dinge als verschieden von einander betrachtet und mit verschiedenen Namen belegt werden, welche sich in ihren wesentlichen, in den eigenthümlichen materiellen Eigenschaften nicht unterscheiden. Bei den einfachen Materien, wie z. B. bei den Metallen, sind die Unterscheidungsmerkmale sehr leicht aufzufinden, ihre Erkennung hat daher keine Schwierigkeiten. Gold, Silber u. s. w. in ihrem reinen, nicht mit andern Metallen oder anderen materiellen Stoffen gemischten Zustande sind als solche jedenfalls leicht zu erkennen, mögen sie was immer für Gestalten bei ihrer ursprünglichen Bildung angenommen oder durch die kunstreiche Hand des Menschen erhalten haben. Anders verhält es sich mit der großen Mehrzahl der Produkte des Mineralreiches, z. B. mit den meisten sogenannten Erzen, aus welchen durch einen oft verwickelten chemischen Prozeß das reine Metall erst ausgeschieden wird; hauptsächlich aber mit den schlechtweg sogenannten Steinen, der Hauptmasse des Mineralreiches, aus welchem unser Planet, soweit wir seine starre Masse zu untersuchen vermögen, zusammengesetzt ist. Ein Mineral erscheint uns ferner nicht immer, ja die meisten erscheinen selten in der Gestalt eines Einzelwesens von bestimmter ursprünglicher Form, daß es sich in solcher mit einem Individuum des Thierreiches oder des Pflanzenreiches vergleichen läßt, und selbst diese Formen zeigen eine solche Mannigfaltigkeit, daß die meisten derselben gar keine Aehnlichkeit in ihrer Gestaltung verrathen. Diese Formen sind unter der Benennung Krystalle bekannt, sie stellen Körper von verschiedener Größe dar, welche von mehr oder weniger glatten und ebenen Flächen von verschiedener Anzahl, Figur und Ausdehnung auf eine regelmäßige oder systematische Weise, d. h. entweder von lauter, unter sich gleichen oder unter sich verschiedenen, aber nach einer bestimmten Regel mit einander abwechselnden Flächen eingeschlossen oder begrenzt sind. Mögen nun diese Gestalten, welche bei einer und der nämlichen Gattung des Mineralreiches ausgebildet sind, noch so zahlreich und mannigfaltig sein, so hängen sie doch unter einander auf solche Weise zusammen, daß sie nach fest bestimmten geometrischen Gesetzen alle auf eine gemeinschaftliche Grundform zurückgeführt werden können. Diese Grundform nun ist eine von den unveränderlichen Eigenschaften einer Mineralgattung, sie läßt sich sehr oft auch an solchen Abänderungen auffinden, welche nach ihrer äußeren Gestaltung nicht zu den Krystallen gehören.

Nebst den Krystallen, welche entweder in einer von ihnen verschiedenen Gesteinmasse eingewachsen, oder in Klüften, Spalten, Höhlungen verschiedener Art in den Gebirgsmassen aufgewachsen sind, finden

sich auch Abänderungen eines Minerales, welche als Vereinigungen oder gleichsam Verschmelzungen von Einzelwesen von verschiedener, oft nicht mehr wahrnehmbarer Größe zu einer Masse zu betrachten sind. Um diese Massen zu erklären, d. h. ihr Verhältniß zu einem Krystalle nachzuweisen, geht man von der Erfahrung aus, welche man so häufig bei den Krystallbildungen verschiedener Salze in chemischen Laboratorien, oder des Zuckers in Zuckersiedereien zu machen Gelegenheit hat. Man sieht hier, daß sich Krystalle von großer Schönheit und Regelmäßigkeit bilden, wenn die Flüssigkeit, in welcher die krystallisirende Substanz aufgelöst enthalten ist, kein Uebermaß davon enthält, wenn sie in ruhigem Zustande erhalten wird, und wenn der zu dem Anschießen der Krystalle hinreichende Raum vorhanden ist. So erhält man bekanntlich in Zuckersiedereien den krystallisirten oder sogenannten Kandiszucker, indem man eine Auflösung des Zuckers von nicht allzugroßer Stärke ruhig in Gefäßen stehen läßt, welche mit Fäden durchzogen sind, um den sich bildenden Krystallen einen Ansetzpunkt zu bieten. Ist aber die Menge des Zuckers in der Flüssigkeit größer, d. h. ist die Auflösung stärker, so bleibt bei dem Vorgange der Krystallisation kein freier Raum übrig, in welchem sich Krystalle bilden könnten; das Ganze erstarrt zu einer aus Körnchen zusammengesetzten Masse, zu körnigem oder sogenannten raffinirten Zucker. In einer solchen Masse sind die kleinen Körnchen, die wegen wechselseitiger Berührung oder im Gedränge nicht zur Ausbildung gelangten, Krystalle. Auf ähnliche Weise bilden sich auch in Salzauflösungen keine Krystalle, sondern Körner, welche in der Flüssigkeit zu Boden fallen, wenn man während dem Krystallisationsprozesse die Ruhe durch Umrühren oder Erschütterung stört. Auch diese Körnchen verschmelzen oder verwachsen mit einander zu einer körnigen Salzmasse, in welcher man keine Krystallform erkennt. Man hat es mithin in seiner Gewalt, Krystalle in körnige Massen und umgekehrt umzubilden, und dies erklärt hinreichend den Zusammenhang solcher Massen, welche sehr häufig im Mineralreiche vorkommen, mit Krystallen, an welchen man das Einzelwesen erkennt. Sehr häufig finden sich Krystalle, besonders solche, welche an den Wänden eines hohlen Raumes in den Felsmassen festsitzen, da, wo sie mit einander in Berührung kommen, zu solchen zusammengesetzten Massen verwachsen, in denen die verwachsenen Stücke eine längliche Gestalt haben; sie werden dann Stängel genannt, und Massen, welche aus solchen Stängeln als Einzelwesen zusammengesetzt sind, nennt man stängliche Massen. Zuweilen zeigen die Zusammensetzungsstücke in Mineralmassen auch eine nach Breite und Länge mehr als nach der Dicke ausgedehnte Gestalt, man nennt sie dann Schalen; sie sind oft gekrümmt,

wellenförmig oder im Zickzack hin und her gebogen, und zeichnen sich oft in der nämlichen Masse durch verschiedene Färbung aus.

Nicht selten sind in solchen zusammengesetzten Massen die Zusammensetzungstheilchen, seien sie nun Körner oder Stängel, oder Schalen, so klein und dabei so fest mit einander verwachsen, daß man sie mit bloßem Auge und oft auch durch Vergrößerung nicht mehr zu erkennen vermag. Diesen Zustand der Massen nennt man den dichten. Dieses sind die wesentlichsten Verschiedenheiten, welche bei Krystallen und Massen von Mineralien obwalten, und welche auch bei der Betrachtung der Edelsteine von Wichtigkeit sind. Andere Verschiedenheiten ergeben sich aus den Verhältnissen der Durchsichtigkeit und der Farbe.

Es gibt Krystalle von einer Mineralgattung von vollkommener Durchsichtigkeit, und andere von derselben Gattung, welche fast undurchsichtig sind; zwischen beiden Extremen finden sich viele Abstufungen in der Durchsichtigkeit. Nicht selten findet man Krystalle, welche an einem Ende vollkommen klar und durchsichtig, am andern trübe und fast undurchsichtig sind; daraus geht hervor, daß zwischen den durchsichtigen und undurchsichtigen Krystallen, wenn sie sonst in den wesentlichsten Merkmalen, als in der Krystallgestalt, in der Härte, dem Glanze, dem eigenthümlichen Gewichte, übereinstimmen, kein solcher Unterschied vorhanden ist, daß man berechtigt wäre, solche Krystalle als Wesen verschiedener Gattungen zu betrachten, denn sonst müßte man einen und denselben Krystall, welcher als Einzelwesen auf die angegebene Weise die verschiedenen Grade der Durchsichtigkeit in sich vereinigt, als zu verschiedenen Gattungen gehörig betrachten, was ein logischer Unsinn wäre. Man pflegt besonders bei Edelsteinen solche Abänderungen, welche ganz oder stellenweise mehr oder weniger trübe sind, mit dem Ausdrucke unreif zu bezeichnen. Dieser hat in seiner Anwendung auf Mineralien überhaupt nur eine figürliche, niemals aber eine wörtliche Bedeutung; denn ein Mineral ist ein in seinen an die Masse gebundenen Eigenschaften beharrliches Wesen, in welchem nicht, so wie bei Thieren und Pflanzen, durch das Wachsthum oder den durch die Lebenskraft in Thätigkeit erhaltenen Organismus eine Veränderung möglich ist. Die sogenannten unreifen Steine bleiben unreif, so lange sie existiren werden.

Ein ähnliches Verhältniß, wie bei der Eigenschaft der Durchsichtigkeit, kommt auch bei den Farben sehr vieler Mineralien vor. Einige haben eine selbstständige Farbe, sie sind im Stande, diese anderen Körpern, wenn sie ihnen beigemengt werden, mitzutheilen oder sie zu färben, andere besitzen diese Eigenschaft nicht; zu diesen gehören auch

die Edelsteine. Man findet unter anderen Krystalle, welche an einer Stelle weiß, an einer andern violblau sind, bisweilen verlaufen sich diese Farben in einander, bisweilen sind sie scharf abgeschnitten. So gibt es auch Krystalle, welche drei Farben in Streifen oder in Flecken zeigen. Daraus geht hervor, daß die Verschiedenheit der Farbe keine Verschiedenheit der Gattung bedingt; es ist dasselbe Verhältniß, wie bei den Farben der Blumen. Eine Hyazinthe bleibt eine Pflanze derselben Art und behält mithin denselben Namen, ob sie roth, blau oder weiß, oder noch anders gefärbt ist. Dasselbe ist dann auch der Fall mit einem Krystalle oder einer Mineralmasse; ein Krystall von Topas bleibt Topas, sei er weiß, grün, blau oder gelb gefärbt, denn alle diese Farben verlaufen sich durch unmerkliche Schattirungen in einander; er muß daher auch seinen Namen beibehalten, und die bloße Farbenverschiedenheit kann keine Aenderung desselben begründen. Häufig rührt die Farbe, besonders bei Mineralmassen, welche wegen nicht erkennbarer Zusammensetzung, wie oben angeführt wurde, dicht genannt werden, von innig beigemengten färbenden Substanzen her. Solche Massen haben sogar häufig eine bunte Färbung, mit welcher eine bestimmte, bisweilen an die Art der Zusammensetzung gebundene Zeichnung der Farben verbunden ist. Von diesen Verhältnissen rührt die Buntheit der verschiedenen Abänderungen des Kalksteines her, welche unter dem Namen Marmor hinreichend bekannt sind. Auch bei Edelsteinen findet sie sich sehr häufig, besonders bei der einen Gattung derselben, wo die Abänderungen durch diese bunte Färbung erst einen Werth erhalten, und im Gebrauche zu Schmucksteinen und anderen Luxusgegenständen geschickt werden. Man hat solche Abänderungen ungeschickter Weise Halbedelsteine genannt, eine Benennung, welche sich nicht überall mit den Eigenschaften eines Minerals in solchen Zusammenhang bringen läßt, daß sich ihre Bedeutung stets daraus erklären ließe.

Aus diesen Verhältnissen geht hervor, daß eine Gattung von Mineralien eine sehr große Anzahl von Abänderungen hinsichtlich ihrer Reinheit, Klarheit und Durchsichtigkeit, Färbung, Gestaltung und Zusammensetzung begreifen könne; diese Abänderungen bringen die eigentliche große Mannigfaltigkeit in den Mineralprodukten hervor, denn in den Gattungen selbst ist sie bei weitem nicht so groß, als in denen des Thierreiches und Pflanzenreiches. Man kennt gegenwärtig nicht mehr als beiläufig 700 Gattungen des Mineralreiches, aber bei manchen derselben ist die Anzahl der Abänderungen oder Varietäten wirklich zahllos. Auch viele Gattungen der Edelsteine zeigen diese Verhältnisse; nur solche Varietäten von ihnen, welche sich durch Reinheit, Schönheit der Farbe, oder durch besondere Buntheit und Farbenzeich-

nung auszeichnen, erhalten einen Werth als Schmucksteine, und werden für diesen Gebrauch vorzugsweise mit der Benennung Edelsteine bezeichnet, während die andern zahlreicheren, oft in großen Massen vorkommenden, diese Benennung in der gewöhnlichen Umgangssprache nicht erhalten, obwol der Mineralog, den Grundsätzen der Wissenschaft gemäß, sie ebenfalls als solche bezeichnet.

Und nun noch Etwas über die verschiedene Art des Vorkommens der Edelsteine im Mineralreiche.

Die meisten Mineralien und so auch die Edelsteine zeigen sich auf zweierlei Weise in Beziehung auf ihre Verbindung unter einander, oder auf ihr Vorkommen in der Gesammtmasse des Mineralreiches. Sie finden sich nämlich entweder in Verbindung mit den festen, aus Mineralien zusammengesetzten Felsmassen, aus denen die Rinde unseres Planeten besteht, oder sie zeigen sich außerhalb dieser Verbindung auf der Oberfläche der Erde als sogenanntes loses Gestein. Die erste Art des Vorkommens ist die ursprüngliche, d. h. jedenfalls diejenige, in welcher die Mineralien bei der Gestaltung der festen Erdrinde durch die Kräfte der Natur gebildet wurden. Sie finden sich auf diese Weise theils als Gemengtheile der Felsmassen selbst, als in ihnen eingewachsene Krystalle, Körner oder Knollen, oder sie kommen in Höhlungen, Klüften, Spalten der Felsmassen von verschiedener Gestalt und Größe vor, wo sie auf den Wänden, welche diese leeren Räume einschließen, aufgewachsen sind, und als Krystalle in dieselben hineinragen.

Bei der eigenthümlichen, fortdauernden Zerstörung, welcher die Felsmassen der Erdrinde durch die Einwirkung der Atmosphäre (des Wassers, der Luft in Verbindung mit Temperaturwechsel) ausgesetzt sind, werden ihre weicheren und kleineren Theile zu erdiger Substanz aufgelöst oder zerstört; die härteren (worunter vorzüglich die Edelsteine gehören) bleiben unzerstört in der aus den zerstörten Theilen gebildeten Dammerde liegen, werden aus ihr durch Regen- und Thaufluthen in die Bäche und Flüsse fortgeführt, bei welcher Bewegung sie dann mehr oder weniger abgerieben und zugerundet werden. Sie setzen sich endlich an Plätzen, von denen sie die Gewässer nicht weiter fortzuführen vermögen, ab, und bilden so Ablagerungen von Rollsteinen, Grus und Sand. Eine Menge dergleichen Ablagerungen finden sich in sehr verschiedenen Gegenden der Erde, auch an Stellen, wo sie durch gegenwärtig auf der Erde fluthende Ströme nicht hingebracht sein können; sie sind unverwerfliche Zeugen von den großen Zerstörungen, welche die Erdrinde im Verlaufe der Zeit sowol allmälig, als auch in früheren Perioden durch gewaltsame Elementarereignisse erlitten hat. Sie sind zugleich oft reiche Fundgruben von edlen Metallen, als: Gold, Pla-

tina, von harten nutzbaren Erzen, als: Eisenerz, Zinnerz, und so auch von Edelsteinen. Auch unser Vaterland hat einige solcher Ablagerungen aufzuweisen, welche theils in früherer Zeit ausgebeutet wurden, theils noch gegenwärtig als Fundgruben von Edelsteinen regelmäßig benutzt werden.

Nach dieser kurzen Auseinandersetzung der allgemeinen Begriffe sollen die unserem Vaterlande eigenthümlichen Gattungen von Mineralien, welche zur großen Familie der Edelsteine gehören, und besonders jene Abänderungen dieser Gattungen, welche wirklich als Schmucksteine gebraucht werden, etwas näher betrachtet werden. Die Ordnung, nach welcher diese Betrachtung erfolgt, ist hier, wo es sich nicht um ein wissenschaftliches System handelt, ganz gleichgiltig, und es wird so mit der gemeinsten Gattung begonnen, welche zugleich die zahlreichsten Varietäten aufzuweisen hat, auf welche sich hauptsächlich der alte Ruf des Reichthums Böhmens an Edelsteinen gründet.

1. Quarz.

Die Abänderungen dieses Minerales erscheinen sehr häufig krystallisirt, und wenn die Krystalle vollständig und symmetrisch ausgebildet sind, so haben sie die Gestalt eines gleichwinkligen oder regelmäßigen, aus sechs Seiten zusammengesetzten Prisma, dessen Enden in sechsseitige Pyramiden auslaufen. Die Flächen dieses Prisma und der Pyramiden, so wie die der letztern Gestalten unter sich sind gegen einander unter bestimmten Winkeln geneigt. Selten sind die Krystalle jedoch vollkommen symmetrisch und vollständig ausgebildet, gewöhnlich sind die Flächen, besonders die der Pyramiden, ungleich in ihrer Ausdehnung, eine oder einige sind größer, und dafür die übrigen kleiner, als sie sein sollten, daher haben sie eine andere Figur, als die eines Dreiecks, welche ihnen bei symmetrischer Ausbildung zukömmt, und die Krystalle erscheinen auf mannigfaltige Weise verzerrt und gewöhnlich um so mehr, je größer und je reiner und durchsichtiger sie sind. Die Winkel jedoch, unter welchen die Krystallflächen gegen einander geneigt sind, bleiben bei dieser Abweichung von der Symmetrie unverändert. Die Krystalle sind von allen Graden der Größe, von den kleinsten, welche man kaum ohne Mikroskop erkennen kann, bis zu den größten, welche überhaupt im Mineralreiche bekannt sind. Auf Madagaskar kommen Quarzkrystalle vor von mehreren Schuh Länge und bis zum Gewichte von 2 Ctr.; auch zu Zinnwald in Böhmen gibt es deren, welche über einen Centner wiegen. Die Prismen sind von verschiedener Länge, oft so kurz, daß die Flächen der Pyramiden beider Enden sich nahe berühren; sehr häufig sind sie der Quere nach gestreift, bei größeren Krystallen

ist die Streifung oft sehr stark, so daß auch dadurch Abweichungen von der Regelmäßigkeit entstehen. Am häufigsten finden sich die Krystalle des Quarzes in den verschiedenen hohlen Räumen aufgewachsen und zu Drusen mit einander verwachsen, bei denen dann gewöhnlich nur das eine Ende mit der Pyramide, ja oft blos die Pyramide ohne die Flächen des Prisma ausgebildet ist. Die Krystallform, der ziemlich lebhafte Glasglanz, die hohe Härte nnd das eigenthümliche Gewicht (der Quarz ist etwas über zwei- und ein halbmal so schwer als Wasser) sind die charakteristischen Kennzeichen der krystallisirten Abänderungen des Quarzes. Seine Materie ist reine Kieselerde; er ist im strengsten Feuer für sich unschmelzbar, nur mit Flußmitteln (z. B. Pottasche, Soda) schmilzt er zu Glas.

Nur die durchsichtigen Abänderungen des krystallisirten Quarzes sind zu Schmucksteinen brauchbar; man gibt ihnen gewöhnlich verschiedene Namen, als:

a. Bergkrystall. So nennt man die reinen, durchsichtigen Krystalle, welche meistens vollkommen ungefärbt oder wasserklar, oft aber auch von grauen, gelben, bräunlichen, selbst von schwarzen Farben vorkommen; diese werden wieder durch die Benennungen Rauchtopas, Goldtopas und Morian bezeichnet; häufig werden auch die weißen Abänderungen Topas genannt, welche Benennung jedoch einer ganz anderen Mineralgattung zukömmt. Schöne Krystalle von den genannten Abänderungen finden sich hauptsächlich in Gängen im Urgebirge, die rein weißen sind in Böhmen selten, Drusen davon sind aus der Gegend von Mühlhausen im Taborer Kreise und aus den Bergwerken von Ratieborzitz bekannt; letztere sind jedoch selten ganz klar. Rauchgraue und verschiedentlich braun gefärbte (sogenannter Rauchtopas) finden sich mitunter von ansehnlicher Größe bei Klentsch am Böhmerwalde, zu Zinnwald im Erzgebirge, am Jeschken, in einigen Gegenden des Riesengebirges, in der Gegend von Deutschbrod, als Ueberreste der ehemals dort bestandenen Silberbergwerke, und als zufällige Findlinge von losen Krystallen in verschiedenen Gegenden des Landes. Der gelbe, durchsichtige Bergkrystall, auch Citrin und Goldtopas genannt, hat sich besonders in der Gegend von Aupe im Riesengebirge gefunden. Morian oder schwarzer Bergkrystall, oder schwarzer Quarz ist in Drusen (so nennt man die Zusammenhäufungen von Krystallen) zu Přibram, in sehr ansehnlichen Krystallen aber am Jeschkengebirge vorgekommen. Die Zeiten, wo diese Abänderungen des Quarzes als Schmucksteine oder zu anderen Luxusartikeln, als: Stockknöpfen, Schalen, Lustersteinen, Dosen u. dgl. verarbeitet, einen besonderen Werth besaßen, sind vorüber; gegenwärtig findet man diese Ar-

tikel in die Raritätenkabinete verwiesen; als Schmucksteine werden sie gewöhnlich blos mit dem Schleiflohne bezahlt, nur die gelben haben einen etwas höheren Werth.

b. Amethyst. So werden die violblauen Abänderungen der krystallisirten oder der aus großen Körnern zusammengesetzten Massen des Quarzes genannt. Durchsichtige, zu Schmucksteinen brauchbare sind in Böhmen äußerst selten, haben auch gegenwärtig, da dergleichen in großer Menge und von großer Schönheit aus Brasilien und Sibirien in den Handel gebracht werden, keinen hohen Werth. Zusammengesetzte Massen des Amethyst's von großer Schönheit finden sich bei Orpus und andern Orten am Erzgebirge und am Kosakow; sie wurden sonst zu Platten geschnitten, und man sieht deren in der St. Wenzelskapelle bei St. Veit in Prag.

Die hier bemerkten Abänderungen des Quarzes kommen auch hie und da in abgerundeten (durch Fortrollen im Wasser abgeschliffenen) Stücken oder sogenannten Geschieben vor.

Bei weitem in größerer Menge erscheint der Quarz in der Zusammensetzung der Felsmassen, theils in Gestalt von eckigen oder von rundlichen Körnern, wie im Granit, im Quarzfels und in den Sandsteinen, theils auch als dichtes, unreines Gestein für sich, ganze Gebirgsmassen zusammensetzend, wie die des sogenannten Kieselschiefers an vielen Orten im Rakonitzer, Berauner, Pilsner und Klattauer Kreise, von denen die wilden Felspartien in der oberen Scharka bei Prag wol am meisten bekannt sind. Auch in diesen finden sich, so wie in den meisten Felsmassen, in denen Quarz einen Gemengtheil bildet, Klüfte, deren Wände mit Quarzkrystallen besetzt sind; wir übergehen diese und andere Vorkommnisse und Abänderungen des Quarzes, welche keinen Beitrag zu den Schmucksteinen liefern, und betrachten noch die dichten, verschiedentlich gefärbten und gezeichneten Varietäten.

c. Chalzedon. Mit diesem Namen bezeichnet man gewöhnlich die knolligen Gestalten des dichten Quarzes, welche von der Größe einer Bohne oder Haselnuß bis zu der eines Kopfes in eigenthümlichen Felsmassen eingewachsen sind. Weil sie häufig die Größe und Gestalt einer Mandel haben, und das Gestein dann stellenweise einem mit Mandeln gefüllten Backwerke ähnlich ist, so hat man dieses auch Mandelstein genannt, welche Benennung jedoch auch auf Felsmassen anderer Art, in denen die Mandeln aus anderen Mineralien bestehen, übertragen wurde. Der Chalzedon hat auf dem Bruche einen sehr geringen Glanz, erhält jedoch durch das Poliren einen sehr lebhaften Glasglanz, ist nur wenig durchscheinend, in der Härte und im eigenthümlichen Gewichte kömmt er mit dem Quarze vollkommen überein, und seine Ma-

terie ist ebenfalls reine Kieselerde. Seine Farben sind milchweiß, gelblichweiß, wachsgelb, honiggelb, graulichweiß, aschgrau, rauchgrau, schwärzlichgrau, schwärzlichbraun, blaulichgrau, lavendelblau, röthlichweiß, fleischroth, blutroth, bräunlichroth, lauchgrün, bläulich oder seladongrün und schwärzlichgrün; die letzteren, so wie die blutrothen und bräunlichrothen sind durch innig beigemengte Theilchen anderer Mineralsubstanzen hervorgebracht. Sehr häufig wechseln diese Farben in dünneren und dickeren, mannigfaltig gebogenen Lagen oder Schalen, und noch auf andere Weise, wodurch in der Masse verschiedenartige, zierliche Zeichnungen entstehen. Man bezeichnet gewöhnlich die blutrothen Chalzedone mit dem Namen Carneol, die wachs- und honiggelben nennt man Sardonyx, die grünen Heliotrop oder, wenn er zugleich Punkte und kleine Flecken von blutrother Farbe enthält, Stephanstein. Die schönen Abänderungen, in denen weiße und dunkelbraune oder schwärzliche Lagen mit einander wechseln, führen den Namen Onyx, sie gehören unter die kostbarsten. Sonst gibt man auch allgemein den bunten Abänderungen des Chalzedons den Namen Achat, und diesen selbst noch nach ihrer Zeichnung verschiedene Beinamen, als: Kreisachat, Augen-, Band-, Festungs-, Landschafts-, Wolken-, Föhren-, Korallen-, Moos-, Kräuter-, Punkt- und Trümmerachat. Mitunter haben diese Zeichnungen Aehnlichkeit mit bestimmten Gegenständen, mit einer menschlichen Figur, einem Kopfe u. dgl.; man nennt sie dann gewöhnlich Naturspeine, und es gibt Liebhaber, welche sie als Seltenheiten theuer bezahlen. Die Zeichnungen kommen natürlich in ihrer Schönheit erst durch das Schleifen zum Vorschein, wobei es auf die Geschicklichkeit des Steinschneiders oder auf den Zufall ankömmt, daß der Stein gerade in der geeigneten Richtung durchschnitten wird, welche sich jedoch nicht vorher bestimmen läßt. Mitunter wird auch durch Kunstmittel, durch Aetzen u. dgl., nachgeholfen, und gewöhnlich thut die Phantasie bei der Benennung einer solchen natürlichen Zeichnung das Meiste.

Die größeren Knollen des Chalzedons sind oft hohl, dann ist die Höhlung mit Krystallen von Quarz, oder mit zapfenförmigen, trauben- und nierenförmigen Gestalten besetzt.

Die Fundorte des Chalzedons und der Achate in Böhmen sind: das Vorgebirge des Iser- und Riesengebirges im Bunzlauer und Bidschower Kreise, vom südlichen Abhange des Jeschken bei Swietlay und Liebenau über die Gegenden von Turnau, Semil, Lomnitz, Neupaka bis gegen Falgendorf; in diesem Gebirgszuge, namentlich am Jeschken, am Kosakow, am Taborgebirge bei Lomnitz und bei Neupaka, trifft man die Achatknollen häufig in der Gebirgsmasse

eingewachsen, so wie in der Dammerde, welche durch deren Verwitterung entstanden ist. Von den Gebirgsabhängen haben sie sich in ihrem losen Zustande, in welchem sie den Gesetzen der Schwere anheimfallen, auch in die Ebenen am Fuße des Gebirges verbreitet, sind durch die zahlreichen Bäche in die größeren Flüsse, namentlich in die Iser, Eidlina und Elbe, und in letzterer selbst über die Grenzen unseres Vaterlandes fortgeführt worden. Aber nicht nur im Mandelsteingebirge, sondern auch in andern Gebirgsbildungen finden sich viele der genannten Abänderungen, mitunter in mächtigen Massen als Ausbildungen von weiten Spalten, Klüften oder sogenannten Gängen. Oft sind sie auf diesen Lagerstätten mit krystallisirten Abänderungen des Quarzes mannigfaltig gemengt und verflochten. Dergleichen finden sich bei Orpus am Erzgebirge.

Als Schmucksteine werden die Achate gewöhnlich in rundlicher oder ovaler Form mit zugerundeten Flächen geschliffen, die Schönheit der Farbe und Zeichnung bestimmt ihren Werth, sonst werden sie auch noch zu Siegelsteinen, Stockknöpfen, Dosen, zu Poliersteinen, Reibschalen für Chemiker und mancherlei Artikeln verarbeitet. In dünne Platten geschnitten, geben sie ein kostbares Material zum Einlegen feiner Tischlerarbeit, zum Belegen von Uhrgehäusen, Schmuckkästchen und ähnlichen Luxusgegenständen; leider ist diese Art der Verwendung gegenwärtig, so wie die zum Ausschmücken von Altären und Kirchen nicht mehr Mode.

d. Jaspis. Diese Abänderung des Quarzes ist ein inniges Gemenge von dichtem Quarz mit rothem Eisenoxyd oder gelbem Eisenocher, oder Grünerde, darnach richtet sich seine Färbung. Er ist gänzlich undurchsichtig, dadurch unterscheidet er sich vom Chalzedon, mit welchem er übrigens in den Achaten oft gemengt ist; sein lebhafter Glanz kömmt ebenfalls erst durch das Poliren zum Vorschein, auf dem Bruche ist er ohne Glanz. Er ist unter allen Abänderungen des Quarzes die unreinste, und daher auch mitunter weniger hart, weil die beigemengten fremden Theile eine geringere Härte besitzen. Den durch Farbe, Zeichnung und durch Gestalt der Massen verschiedenen Abänderungen hat man ebenfalls mancherlei Beinamen gegeben, als: Bandjaspis, Kugeljaspis, rother, gelber, brauner Jaspis, Kräuterjaspis. In Böhmen finden sich mancherlei Abänderungen hauptsächlich am Kosakow und bei Neupaka, dann in der Gegend von Zbirow und Radnitz. Die Verwendung ist eine ähnliche, wie beim Achat.

Die unter dem Namen Chrysopras bekannte lichtgrüne Abänderung des Quarzes, von welcher Platten von ausgezeichneter

Schönheit sich in der Wenzelskapelle befinden, kömmt in Böhmen nicht vor; ihr Vaterland ist Schlesien.

2. Topas.

Die Steinschleifer und Steinhändler nennen jeden gelben, durchsichtigen Schmuckstein Topas, so den gelben Quarz, Korund, Smaragd. Die Mineralgattung, welche eigentlich mit diesem Namen bezeichnet wird, hat jedoch nebst den gelben Abänderungen auch weiße, blaue und grüne, und die Farbe allein ist somit kein Kennzeichen zur Bestimmung eines Steines. Der Topas, von welchem die ausgezeichnetsten Abänderungen in Brasilien, Sibirien und in Sachsen vorkommen, unterscheidet sich vom Quarz durch bedeutend größere Härte und Schwere, er ist nahe an drei- und einhalbmal so schwer, als Wasser. Seine Krystallgestalten sind ungleichwinkliche, achtseitige Prismen, am Ende zeigen sie oft sehr viele Flächen, sie sind der Länge nach gestreift und lassen sich nach einer Richtung senkrecht auf ihre Axe leicht und vollkommen spalten. Geschliffen besitzt der Topas einen stärkern Glanz, als die durchsichtigen Abänderungen des Quarzes. Er ändert seine Farbe im Feuer, die dunkelgelben Abänderungen aus Brasilien werden rosenroth und führen dann den Namen Rubin Balais, die lichtgelben aus Sachsen werden weiß. Uebrigens schmilzt er auch in sehr strenger Hitze nicht, er wird blos an der Oberfläche stellenweise etwas blasig. Seine Materie besteht aus Thonerde, Kieselerde und Flußsäure, und dem gemäß ist seine Elementarzusammensetzung kieselsaure und flußsaure Thonerde.

Auch von dieser Mineralgattung gibt es trübe und auch zusammengesetzte Abänderungen, welche als Schmucksteine nicht brauchbar sind. — In Böhmen kommen, jedoch als Seltenheit, blaßhimmelblaue Topase bei Fribus im Erzgebirge vor, welche schöne Schmucksteine liefern; sonst finden sich noch sehr schöne krystallisirte Abänderungen zu Schlaggenwald, sie taugen jedoch nicht zum Schmuck, denn die größeren Krystalle sind trübe und die klaren sind zu klein.

3. Korund.

Die zu dieser Mineralgattung gehörigen, zu Schmucksteinen tauglichen Abänderungen sind unter den Namen Saphir, Rubin, orientalischer Amethyst, orientalischer Topas und orientalischer Smaragd bekannt; Unterscheidungen, welche sich blos auf die Farben gründen, welche hier um so weniger ein sicheres Merkmal abgeben, als es auch bunte Stücke gibt, welche zwei und selbst drei Farben zugleich haben, als: blau und roth, weiß und roth, blau, roth und

weiß. Manche Abänderungen zeigen auch verschiedene Farben in verschiedenen Richtungen, in einer Richtung blau, in der andern grün. Ausgezeichnet sind die sogenannten Sternsteine oder Asterien, gewöhnlich weiße oder unrein blaue Varietäten, welche auf einer gekrümmt geschliffenen Fläche bei durchfallendem, wenn sie sehr dunkel sind, auch bei zurückgeworfenem Lichte einen sechsstrahligen Stern zeigen. Die eigentlichen Unterscheidungsmerkmale der Gattung sind die große Härte, worin sie alle anderen Edelsteine, den Diamant ausgenommen, übertrifft, dann das große Eigengewicht, nämlich nahe an viermal so schwer, als Wasser. Die Krystallgestalten sind regelmäßige sechsseitige Prismen und sechsseitige, meist sehr spitzige Pyramiden. Die Materie ist reine krystallisirte Thonerde, im stärksten Feuer sind alle Abänderungen unschmelzbar. Die durchsichtigen Abänderungen dieser Gattung gehören zu den kostbarsten Schmucksteinen, besonders die reinen rothen und blauen; die schönsten kommen von der Insel Ceylon. Trübe Abänderungen werden gewöhnlich Korund oder Demantspath genannt, und die körnigen Massen liefern den als Schleifpulver bekannten Schmirgel.

In Böhmen finden sich blaue Abänderungen, also eigentlicher Saphir in einer der oben erwähnten merkwürdigen Ablagerungen von Sand, Grus und Gerölle, auf der Iserwiese im Isergebirge im Bunzlauer Kreise, aus welcher sie ausgewaschen werden. Die Krystalle sind gewöhnlich abgerieben und zu Körnern zugerundet. Steine von einiger Größe und hinlänglicher Reinheit sind jedoch sehr selten, sie zeichnen sich durch ihre tiefblaue Farbe aus. Bisweilen finden sie sich auch in der Iser, in welche sie aus der Ablagerung bei Hochwasser mit fortgerissen werden. Auch bei Trzibitz und Dlaschkowitz im Leitmeritzer Kreise kommen ebenfalls in einer solchen Geröllablagerung kleine Krystalle und Körner vor; sie haben jedoch blos für den Mineralogen Interesse und taugen nicht zum Schmuck.

Was von dem Vorkommen des Rubines in Böhmen am Kosakow und anderen Orten in verschiedenen, selbst in den neuesten Schriften angeführt wird, beruht auf Verwechslungen und gänzlicher Unkenntniß der Mineralien, vermög welchen in früherer Zeit, als die Mineralogie noch in der Kindheit lag, hauptsächlich durch den guten Vater Balbin, Böhmens Mineralreich mit einer Menge von Steingattungen ausgeschmückt wurde, die bei uns nicht vorhanden sind, dessen Schriften daher die Quelle mannigfaltiger Märchen und Uebertreibungen sind, welche sich bis auf unsere Zeit fortgepflanzt haben.

4. Spinell.

Die Krystallform des Spinelles ist ein regelmäßiger, von acht gleichseitigen Dreiecken begrenzter Körper, welcher in der Geometrie unter dem Namen Oktaeder bekannt ist; bisweilen sind die Kanten dieser Gestalt durch schmale Flächen abgestumpft, und oft sind die Krystalle, durch ungleiche Ausdehnung der Flächen, etwas unsymmetrisch und verzerrt. Die Farben der durchsichtigen Varietäten sind roth, violett, in verschiedenen, theils lichten, theils dunklen und oft sehr reinen Schattirungen; außerdem gibt es auch trübe, weißlichblau und ganz undurchsichtige schwarze Abänderungen. Man nennt dann die hochrothen, Rubin, die blaßrothen, Rubin Balais, die dunkelvioblauen, in's Karmasinrothe fallenden, Rubinspinell oder Rubincell, die schwarzen, Zeilanit und Pleonast. Seine Härte ist größer, als die des Topases, doch nicht so groß, als die des Korundes; sein Eigengewicht über drei- und einhalbmal so groß, als das des Wassers. Die Materie des Spinelles ist Thonerde und Magnesia; der schwarze enthält eine beträchtliche Menge schwarzes Eisenoxyd. Er ist unschmelzbar.

Die schön gefärbten Abänderungen kommen auf der Insel Ceylon vor; in Böhmen findet sich blos die schwarze, zu Trauerschmuck brauchbare; sie kömmt mit dem Saphir auf der Iserwiese und bei Trziblitz und Dlaschkowitz vor, an letzteren Orten sind die zu glatten Körnern abgerundeten Stückchen zu klein zur Verarbeitung.

5. Obsidian.

Dieses merkwürdige Mineral, von welchem schwarze Abänderungen in zum Theil sehr ansehnlichen Stücken, hauptsächlich von Island, Lipari, dann aus Ungarn und Mexiko bekannt sind, hat sich in Böhmen in durchsichtigen grünen Stücken mit runslicher Oberfläche gefunden, welche im Innern ganz die Beschaffenheit eines mit Wellenstreifen durchzogenen Glases besitzen, so wie denn alle Abänderungen ganz dem Glase gleichen, und hauptsächlich durch größere Härte und ihr Verhalten im Feuer sich von solchen unterscheiden. Die Farbe des böhmischen Obsidian's, welcher auch Wasserchrysolith, Moldawit und Bouteillenstein genannt wurde, ist ein dunkles Lauchgrün, er ist so hart, als Quarz, und etwas über zweimal so schwer, als Wasser. Die Obsidiane liefern durch Schmelzen eine schaumige Schlacke; der böhmische ist aus Kieselerde mit sehr wenig Thonerde und Kalk zusammengesetzt. Seiner trüben Farbe und des glasartigen Ansehens wegen ist er als Schmuckstein nicht sehr beliebt; doch macht man aus ihm Siegel- und Ringsteine. Er findet sich in der Dammerde, in der Ge-

gend von Karasek und Pratsch unweit Budweis. Von diesem Minerale rührt wahrscheinlich die Angabe her, daß auch Smaragd in Böhmen vorkomme; allein der schöne, durch seine lebhafte und rein grüne Farbe ausgezeichnete Schmuckstein dieser Gattung ist bei uns nicht heimisch; was davon vorkommt, sind schmutzig weiße, ganz trübe Krystalle und stängliche Massen; erstere finden sich in der Gegend von Ronsberg im Böhmerwalde, letztere zu Schlaggenwald.

6. Zirkon.

Die gelblich rothen, durchsichtigen Abänderungen dieser Mineralgattung sind unter dem Namen Hyazinth bekannt, die übrigen, meist unansehnlich grau, mit Neigungen in's Gelbe, Grüne und Braune gefärbten Varietäten werden gewöhnlich Jargon genannt. Die Krystallgestalten sind rechtwinklich vierseitige Prismen mit vierseitigen Pyramiden an den Enden. Der Glanz ist intensiver, als der anderer Edelsteine, er ähnelt etwas dem Demantglanz; die Härte steht in der Mitte zwischen der des Topases und Quarzes, das Eigengewicht ist das vier- und einhalbfache des Wassers. Der Zirkon wird im heftigen Feuer weiß und undurchsichtig, ohne zu schmelzen; seine Materie ist eine Zusammensetzung von Zirkonerde und Kieselerde.

Durchsichtige, zu Schmucksteinen taugliche Abänderungen finden sich hauptsächlich auf Ceylon; in Böhmen kommen dergleichen bei Trziblitz und Dlaschkowitz vor, die Krystalle und rundlichen Körner sind jedoch klein und selten hinreichend durchsichtig zur Verarbeitung. Die werthvollste Abänderung dieser Gattung ist die gelblichrothe, der sogenannte Hyazinth; jedoch sind viele Steine, welche so genannt werden, Abänderungen des Granates.

7. Chrysolith.

Die schönste Varietät dieses Minerales von einer licht grasgrünen, etwas in's Gelbe geneigten Farbe kömmt in abgebrochenen prismatischen Krystallen aus dem Orient. In Böhmen finden sich Abänderungen desselben sehr häufig, sie kommen in Gestalt von Körnern und kleinen Massen allenthalben im Basalt vor, haben meist eine olivengrüne oder schmutzig bräunliche Farbe und geringe Durchsichtigkeit, sie sind Olivin genannt worden; nur am Kosakow finden sich größere, aus eckigen Körnern zusammengesetzte Massen, von denen einzelne Körner rein und zu Schmucksteinen tauglich sind. Die Farbe ist etwas in's Olivengrüne geneigt, die Härte etwas geringer, als die des Quarzes, das Eigengewicht nahe an drei und einhalbmal so groß, als das des Wassers. Der Chrysolith wird im Feuer dunkler, schmilzt

aber nicht, er ist aus Kieselerde, Talkerde und Eisenoxydul zusammengesetzt. Die böhmischen Chrysolithe werden in den Steinschleifereien in Turnau geschliffen, stehen jedoch den orientalischen wegen der minderen Schönheit der Farbe im Werthe nach.

8. Granat.

Diese im Mineralreiche in sehr mannigfaltigen Abänderungen vorkommende Mineralgattung gibt, wenn sie klein und durchsichtig sind, ausgezeichnete und beliebte Schmucksteine; sie sind unter den Namen orientalischer und sirianischer Granat, Almandin, Karfunkel, Tyroler Granat, edler Granat, und andere unter dem Namen Essonit, Kaneel- oder Zimmetstein und Hyazinth bekannt. Außer diesen finden sich auch sehr häufig solche, welche wegen Mangel an Durchsichtigkeit dazu nicht taugen und mit verschiedenen Benennungen bezeichnet werden. Die ersteren Abänderungen finden sich theils in sehr zierlichen, oft ziemlich großen, im Gestein eingewachsenen Krystallen, welche von 12 oder 24 Flächen regelmäßig, auch wol von 36 Flächen symetrisch begrenzt werden, auch in Gestalt von Körnern und Knollen. Die Hauptfarbe derselben ist die kolombinrothe, ein sehr dunkles, in's Violblaue stechendes Roth; diese zeigt, besonders der sogenannte orientalische Granat oder Almandin; andere sind mehr braunroth; der Kaneelstein ist zimmetbraun und der hyazinthrothe wird nach seiner Farbe benannt. Die Härte des Granates ist größer, als die des Quarzes, und in seinem Gewichte übertrifft er das Wasser um das vierfache; nur die hyazinthrothen Abänderungen sind etwas leichter, wodurch sie sich von jenem Hyazinth, welcher zur Gauttng Zirkon gehört, unterscheiden. Die Materie des edlen Granates ist eine Zusammensetzung von Kieselerde, Thonerde und Eisenoxydul; der hyazinthrothe enthält Kieselerde, Thonerde, Eisenoxyd und Kalk. Alle Abänderungen sind in starker Hitze schmelzbar zu einer schwarzen, glasartigen Masse. Die schönsten Abänderungen kommen aus Ceylon, sehr große, aber trübe Krystalle liefert Tyrol; in Böhmen finden sich kleine Krystalle und Körner an mehreren Orten, hauptsächlich in den Umgebungen von Czaslau, Kuttenberg und Kolin, dann am Dillenberge bei Albenreuth im Egerlande. Gesucht wurden sie sonst bei Petschkau unweit Kolin, wo Körner davon im Serpentin vorkommen; sie wurden geschliffen unter dem Namen Koliner Granaten in den Handel gebracht.

9. Pyrop.

Dieser ausgezeichnete Edelstein ist zur Zeit noch Böhmens ausschließliches Eigenthum, und wird deshalb, und weil man ihn auch als eine bloße Abänderung des Granates betrachtete, böhmischer Granat genannt; er unterscheidet sich jedoch durch mehrere Merkmale hinreichend von allen Abänderungen des Granates, und wurde deshalb von dem berühmten Mineralogen Werner mit allem Rechte als eine eigenthümliche Mineralgattung betrachtet und mit dem vorstehenden Namen, welcher so viel als Feuerauge bedeutet, bezeichnet. In der That entspricht er diesem Namen durch seine dunkelblutrothe Farbe und seinen Glanz, vermög welcher er einer dunkelroth glühenden Kohle nicht unähnlich ist; daher paßt auch für ihn der alte Name Karfunkel.

Er findet sich äußerst selten in Krystallform, und diese ist ein Würfel, dessen Flächen gekrümmt und gewohnlich etwas verzerrt sind; am häufigsten erscheint er in Gestalt von rundlichen Körnern, welche jedoch selten die Größe einer großen Erbse übersteigen; er hat nur einerlei, nämlich die dunkelblutrothe Farbe. Seine Härte hält das Mittel zwischen der des Quarzes und des Topases, er ist etwas mehr als drei- und einhalbmal so schwer, als Wasser. Seine Materie ist eine sehr verwickelte Zusammensetzung von Kieselerde, Thonerde, Magnesia, Eisenoxydul, Kalk, Chromsäure, Eisenoxyd und Manganoxydul. Er schmilzt nur in sehr starker Hitze zu einem schmutzig grünen Glase, sonst wird er bei der Glühhitze blos schwarz und nimmt nach dem Erkalten seine Farbe und Durchsichtigkeit wieder an.

So wie durch seine Eigenschaften, so ist er auch durch sein Vorkommen ausgezeichnet. Die Krystalle und Körner finden sich lose in der Dammerde, aus welcher sie durch Regen- und Thausluthen in den Sand der Bäche gerathen. Die Gegenden des Vorkommens sind bei den Orten Trziblitz, Podsedlitz und Dlaschkowitz am Mittelgebirge im Leitmeritzer Kreise, bei Rowensko, Gitschin und Neupaka. Krystalle haben sich blos an den letzten drei Orten gefunden. Unter der Dammerde, in welcher Pyrop vorkommt, findet sich eine Ablagerung aus losen Basaltklumpen, Grus und Sand, in welcher die Körner des Pyropes in größerer Menge vorhanden sind; aus dieser Ablagerung werden sie durch Auswaschen des ausgegrabenen groben Sandes gewonnen. Dies geschieht bei den Orten Trziblitz und Dlaschkowitz in den sogenannten Granatengräbereien. In dieser Ablagerung finden sich auch mehrere von den bereits erwähnten Edelsteingattungen. Bei Meronitz zwischen Bilin und Liebshausen findet sich Pyrop in einem mergeligen Gestein eingewachsen, aus welchem sie durch Zerschla-

gen desselben gewonnen werden. Der Pyrop ist gegenwärtig der einzige Edelstein Böhmens, zu dessen Gewinnung einige Anstalten bestehen; das Auffinden aller anderen ist meist dem Zufalle oder dem Nachsuchen der Steinsammler überlassen. Die kleinsten Körner werden unter dem Namen Granatenstaub nach dem Gewichte verkauft; sie gehen häufig nach dem Orient, wo ein wahrhaft orientalischer Luxus damit getrieben wird; sie werden nämlich zum Bestreuen der Gänge in den Gärten gebraucht. Etwas Größere werden gebohrt und unregelmäßig geschliffen, und kommen auf Fäden gezogen als Halsschmuck für das schöne Geschlecht der wohlhabenden niedern Stände in den Handel. Das Bohren und Schleifen dieser Steinchen bildet den Haupterwerbzweig des Städtchens Swietla im Czaslauer Kreise, von dort werden die Granatschnüre meistens nach Ungarn in den Handel gebracht. Die großen Körner werden zum Theil ebenfalls gebohrt und regelmäßiger geschliffen, sie bilden dann einen kostbaren Schmuck für Damen höherer Stände. Am häufigsten werden sie zu Schmucksteinen, zum Fassen in Gold, rosettenförmig geschliffen, und als solche erhalten Stücke von einiger Größe, etwa von der eines kleinen Fingernagels oder der Hälfte einer kleinen Haselnuß, einen sehr hohen Preis, nach welchem sie sich dem Rubine fast gleichstellen. Der größte bekannte Pyrop befindet sich in dem an kostbaren Edelsteinen so reichen grünen Gewölbe in Dresden. Ein anderer, sehr schöner Stein von der Größe einer halben Haselnuß befindet sich in Rußland; er ist in dem mit böhmischen Edelsteinen verzierten, großen silbernen Pokale angebracht, welchen die Stände Böhmens dem russischen General Ostermann nach der siegreichen Schlacht von Kulm verehrten; er bildet den Mittelpunkt des Schildes, auf welches sich der böhmische Löwe als Handhabe des Deckels stützt. Auch im kaiserlichen Naturalienkabinete in Wien finden sich schöne Pyrope in einem ganz aus farbigen Edelsteinen zusammengesetzten Bouquet.

Vermög seiner Gleichfärbigkeit eignet sich der Pyrop vorzugsweise, gleich dem Diamant, zur Zusammensetzung von Schmuckwaaren, was von anderen farbigen Edelsteinen nicht so gut möglich ist, denn nicht leicht wird man im Stande sein, eine Partie von Rubin, Saphir, Smaragd u. dgl. von durchaus gleicher Intensität der Farbe zusammenzubringen, wol aber vom Pyrop, bei welchem der Unterschied in der Färbung von lichterer und dunklerer Schattirung mit der Größe zusammenhängt, daher keinen Uebelstand bildet, im Gegentheile bei geschickter Zusammensetzung des Schmuckes einen Vortheil gewährt. Gegenwärtig ist der Pyrop als Schmuckstein wieder in der Gunst der Mode, nachdem er lange von dieser launischen Göttin verbannt war;

möge er sich auf diesem Platze bei den Schönen des Vaterlandes erhalten, und als Symbol der Treue und Anhänglichkeit an dasselbe bei allen wahren Vaterlandsfreunden dienen.

Es gibt zwar noch einige Gattungen von Edelsteinen, von welchen Abänderungen in Böhmen vorkommen; da jedoch letztere nicht die zu Schmucksteinen nöthigen Eigenschaften besitzen, so können sie füglich übergangen werden.

Wenzel Johann Tomaschek *).

(Fortsetzung der Selbstbiographie, Libussa 1847, S. 411.)

Gleich nach Beginn des Jahres 1818 schrieb ich: **Six Eglogues pour le Pianoforte, Oeuv. 63** — die bald bei Hofmeister in Leipzig verlegt wurden. Nicht lang darauf erschienen „Vier Lieder" mit Begleitung des Pianoforte als 64. Werk bei Rudel in Prag.

Ein Kunstwerk, durch objektive Auffassung in's Leben gerufen, erhält sich selbst in der schiefsten Richtung der Zeit aufrecht, indeß alle, dem schlechten Zeitgeschmack huldigende Tonwerkleins das Schicksal der Eintagsfliegen theilen. Daß ich mich darin nicht irre, überzeugen mich täglich meine Eclogen und Rhapsodien, die immer noch von soliden Klavierspielern gesucht werden. Von solcher, gewiß richtiger Ansicht geleitet, blickte ich abermal in das Reich der Poesie, um zu sehen, ob nicht noch Manches daraus für's Tonreich zu benützen wäre? — Und sieh' da! — Der Dithyramb mit seiner lyrischen Kraft war es, den ich für tonische Bearbeitung wählte,

*) Wo und wie müßte ich beginnen, wenn ich meinen tief fühlenden Dank in Worte zu kleiden hätte, den ich allen edeln Bewohnern Prags noch schulde, die während meiner letzten, lebensgefährlichen Krankheit mir so viel Theilnahme bewiesen. Nicht immer Worte sind es, die den Dank würdig aussprechen; die Rührung, die mein Innerstes durchdrang, als ich die liebevolle Sorge so Vieler für mich von der mir treu beistehenden Umgebung vernommen, ist gewiß ein kräftigerer Dank, als alles Wortgepränge.

Aus einer so freundlichen Theilnahme konnte ich zugleich den Trost für mich schöpfen, daß mein redliches Kunststreben auch in Prag nicht verkannt werde; dessen vollkommen überzeugt, mußte meine Genesung dann vorwärts schreiten; doch die Zeit! — die ich im Frühjahr und im Sommer beinahe ganz verlor, wirkte hemmend auf die Fortsetzung meiner Selbstbiographie, so daß ich nur dies Wenige diesmal zu Stande brachte.

und ungesäumt „Tre Dithyrambi per il Pianoforte“ schrieb, welche als 65. Werk bei Marco Berra erschienen sind.

Der erste Dithyramb hat einen römischen Charakter, derb, wie die Römer, dagegen der zweite sich an Milde und Grazie der Griechen hält; im dritten aber sind beide Arten in Eins verschmolzen.

Die Erfahrung, daß in der Schaar der Klavierspieler es sehr wenige gibt, die da wissen, was ein Dithyramb ist, bewog mich, dem Werke eine kurze Erklärung des Dithyramb in deutscher und italienischer Sprache vorzusetzen, wodurch ich den Vortrag dieser Composition mit wenigen Worten andeutete, und es ist sehr unrecht, daß der Verleger bei der zweiten Auflage die Erklärung, wahrscheinlich aus Ersparniß, wegließ, und das Werk dadurch für Manchen unverständlich machte.

Daß übrigens der Spieler sich damit auch in glänzender Bravour und innigem Vortrag zeigen könne, muß beim ersten Ueberblick Jedem klar werden. Berra erzählte mir, daß dies Werk häufig unter dem Titel: „Tomaschek's Tyrannen für's Pianoforte“ verlangt wird. So etwas mag wol Manchem viel Spaß machen, doch den betreffenden Tondichter kann eine so rohe Unwissenheit nur betrüben, und seine Meinung, die er über die literärische Bildungslosigkeit der meisten Pianisten hegt, rechtfertigen.

Jeder freie Augenblick wurde dem System der Harmonie gewidmet, dessen auf Naturgesetzen resultirende Begründung mir um so mehr am Herzen lag, als ich in allen bisher erschienenen Systemen der Harmonie nur Phantasmagorien, aber keine logisch durchgeführte Ansichten über den wichtigsten Zweig der Musikwissenschaft fand. Ob es mir gelungen, ein solches System der Harmonie festzustellen, nach welchem die Bildung und Lösung selbst der complicirtesten Accorde einzig zu erklären sei, wird einst die Musikwelt selbst beurtheilen können, worüber die nicht unbeträchtliche Zahl meiner Schüler längst schon im Reinen ist. —

Angelica Catalani besuchte Prag, um Concerte auch hier zu geben. Kein Künstler hatte je die Neugierde des Publikums so hoch gespannt, als Catalani, wozu

freilich die so sehr einander widersprechenden Urtheile über die italische Nachtigall das Meiste beitrugen, denn es lag in ihrem Plane, die Gesangs-Virtuosin entweder zu vergöttern oder ganz herabzusetzen, ja einige der Referenten entblödeten sich nicht, Catalani sogar für stolz und arrogant zu erklären, und zur Begründung ihrer gehaltlosen Behauptungen mehrere der abgeschmacktesten Anekdötchen von ihr auszustreuen, und alle von der Gesangskünstlerin bisher gefeierten Triumphe ihrem graziösen Mund, den schneeweißen Zähnen, kurz, ihrer anmuthigen Persönlichkeit zuzuschreiben.

Graf Bouquoy, der in Karlsbad Catalani's Kunstgesang hörte und bewunderte, lud sie zu sich, sobald sie Prag besucht, dessen Einladung sie um so williger annahm, als sie bis dahin Niemand noch aus unserer Stadt kannte. Ich hatte nun Gelegenheit, die mit vollem Recht so sehr berühmte Sängerin auch in kleiner, aber um so gewählterer Gesellschaft zu hören, ihren Gesang sowol in Bravour-, als auch im einfachen, gediegenen Vortrag zu beurtheilen. Je öfter ich ihren Gesang hörte und sie am Pianoforte begleitete, desto erpichter war ich, wo möglich zu ergründen, in wie weit sie dem eigentlichen Sinne nach musikalisch sei, und eher, als ich glaubte, war ich mit mir darüber im Reinen, besonders, als sie den Sopran meiner ihr ganz noch unbekannten Messe vortrug, mich dadurch nicht allein überraschte, sondern auch hinlänglich bewies, daß sie nicht nur a vista zu singen, sondern durch stets richtige Vertheilung des Athems den Periodenbau vollkommen verstehe, und deßhalb schon unter allen Sangkünstlern den ersten Rang behaupte.

Catalani gab am 5. und 7. September im königlich-ständischen Theater zwei große Akademien, worin sie, trotz der ungünstigen Jahreszeit und der so hoch gestellten Preise, dennoch alle Kunstkenner und Kunstfreunde Prags versammelte, begeisterte und entzückte. Daß sie eine sehr schwere Aufgabe zu lösen hatte, wenn sie der gespannten Erwartung, mit der das Publikum ihrer Kunstdarstellung entgegensah, entsprechen wollte, bedarf hier keiner umständlichen Erörterung; genug an dem, wenn ich die Relation darüber mit den wenigen Worten

abthue: Sie erschien, — sang, — und siegte, — das Gemüth rein genüssend, brach in einen Enthusiasmus aus, der, so oft die Künstlerin vortrat, sich in den rauschendsten Beifall löste. So feierte die Kunst den glänzendsten Triumph, wie sie ihn bei allen gebildeten Völkern und zu allen Zeiten noch stets gefeiert hatte.

Die Gesangstücke, welche die Künstlerin vortrug, waren folgende: Scene und Arie (Deh frenate) von Puccita, (la placida campagna) von Paer, (mio bene) von Guglielmi; Variationen (o dolce concento) über das Thema aus der Zauberflöte (das klinget so herrlich); das Volkslied (Gott erhalte Franz, den König) nach der Melodie (God save the King); Arie (della tromba) von Puccita; Variationen von Rhode mit unterlegtem Text (al dolce canto); Arie (dove sono) aus Figaro's Hochzeit von Mozart; Arie (frenar vorrei) von Portogallo.

Mad. Catalani, mit einem auserlesenen Mezzo-Sopran und dem herrlichsten Talent begabt, erhielt den ersten musikalischen Unterricht von Marchesi, dem berühmtesten Opernsänger seiner Zeit, unter dessen Leitung sie sich später zu einer vollendeten dramatischen Sängerin heranbildete, und bald auch das Glück genoß, mit dem unvergeßlichen Crescentini in Venedig durch drei volle Jahre auf der Bühne zu singen, dessen zarten, rührenden Vortrag zu studiren und mit so kostbarem Gewinn ihren Kunstvorrath zu bereichern. Begreiflich ist es wol, wie sie bei Zusammentreffen so günstiger Umstände diese Kunsthöhe erreichte, desto unbegreiflicher aber mußte es jedem Unbefangenen vorkommen, wie es mehrere unberufene Referenten wagen konnten, ein so großes, trefflich geschultes Talent herabzusetzen. Vom Rechtsgefühl, das keinen verübten Frevel an andern Kunstgenossen duldet, ergriffen, schrieb ich über Catalani's in Prag mit Ruhm gekrönte Kunstleistung eine unparteiische Kritik, die in der Wiener allgemeinen musikalischen Zeitung, Nro. 47 des Jahrganges 1818, abgedruckt erschien, die der Künstlerin Ruhe verschaffte, und wofür sie mir in einem Briefe an Grafen Sternberg danken ließ.

Ihre Intonation war krystallrein, so wie die Verbindung der Register sich stets bei ihr als Resultat der trefflichsten Sangschule bewährte. Alle Verzierungen, die sie beim Vortrage anbrachte, deuteten auf ein fein durchgebildetes, von ästhetischem Geschmack überwachtes Gefühl; gewiß ein glänzender Vorzug, den man bei den meisten Sängern leider nur zu oft vermißt. Sollte ich an Catalani's Kunstgesang etwas rügen, so wäre es die chromatische Tonleiter besonders, wobei sie in größter Rapidität jeden Ton wiederholte, mich aber durch solches Kunststückchen oft aus meiner seligsten Stimmung riß. Man lasse Jedem das Seine; solche Bravour gehört dem Pianoforte nur und nicht der Menschenstimme, oder gar solchen Instrumenten, die durch Friction oder unmittelbar durch Luft zum Ton gelangen. Mag der Sänger, der Streicher oder Blaser die chromatische Skala noch so schnell und vollendet ausführen, so wird der Zuhörer sich kaum entschlagen können, dabei auf die bekannten Märzscalen gewisser Thiere zu denken, die eben dadurch bei Menschen nichtsweniger als beliebt sind.

Wenn ich der äußerst interessanten Situationen aus der Oper „Semiramis" gedenke, die von Mad. Catalani an einem Abend vor einer zahlreichen Gesellschaft im gräflich Sternberg'schen Hause blos plastisch dargestellt worden, wobei sie sich nur eines Shawls bediente, so darf ich sie ohne Scheu für eine der merkwürdigsten Erscheinungen im Gebiete des musikalischen Drama erklären. Obwol ich sie phantasirend am Pianoforte begleitete, so entging mir dennoch nicht die kleinste Nuance ihrer Mimik und ihrer Gesticulation, denn meine Phantasie hing ja von ihren Darstellungen ab. „Herrlich! — Außerordentlich!" — war der allgemeine Jubel aller Anwesenden, indem ich nur bedauerte, daß nicht alle Kunstfreunde Prags diesen Hochgenuß mit mir theilen konnten.

Unbegreiflich bleibt es mir, wie eine an Talent und Anmuth so reich begabte Künstlerin, wie Mad. Catalani, den Mons. Valabreque, der weder zu den geistreichen, noch zu den körperlich interessanten Männern gehörte, eheligen, ihn zu ihrem Lebensgefährten wählen konnte, nachdem er, wie es verlautete, nicht allein mit ihrem erworbenen Vermögen am Pharaotisch ziemlich

frei geschaltet, sondern auch mitunter gegen sie den Despoten gespielt haben soll.

Mad. C. schied von Prag, und nahm nebst Geld auch die herzliche Anerkennung mit, die ihr nun in ihrem hohen Alter gewiß eine angenehme Erinnerung gewährt. Mir verehrte sie eine kleine nette Brieftasche mit folgender, eigenhändig von ihr geschriebenen Zeile: „Petit souvenir d' Angelique Catalani-Valabreque au celebre maitre Tomaschek," die ich als ein mir sehr werthes Andenken bewahre.

Catalani zog sich bald darauf von der Oeffentlichkeit zurück, und lebt nun ruhmbekrönt auf ihrer Villa, unterrichtet arme Mädchen im Gesange und sorgt dafür, daß ihre Kenntnisse und Erfahrungen, die sie in ihrem Kunstleben gesammelt und erprobt, nicht einst mit ihr ohne allen Keim eingesargt werden.

Den Rest des Jahres widmete ich meinem System der Harmonie, das noch nicht so, wie ich wollte, auf fester Grundlage stand. Gegen Spätherbst, mehr dem Winter schon nahe, besuchte mich mein lieber Bruder Jakob, um mit dem Grafen Ph. K — —, dem er über dreißig Jahre als Beamter treu und redlich gedient, über die ihm von dessen Revision zugestellte Bemängelung mündliche Rücksprache zu nehmen. Noch immer denke ich mit Abscheu an das Benehmen, das meinen Bruder alle Lust zum Leben kostete. Jakob wurde krank, wodurch ich in viele Sorgen gerieth, bald darauf aber froh wurde, als er, zwar nicht ganz hergestellt, sondern ärztlich nur zusammengeflickt, Prag verließ.

Im Jahre 1819 reis'te Graf Bouquoy nach Paris, und die Gräfin mit den Comtessen und dem jungen Grafen nach Gratzen, wohin ich auch folgte.

Kaum angekommen, so wurde auch schon daran gedacht, den jungen Grafen als künftigen Erbherrn der Herrschaften Gratzen und Rosenberg den Unterthanen vorzustellen, deshalb eine feierliche Fahrt, von dem schönsten Wetter begünstigt, vorgenommen wurde, die von Gratzen aus ihre Richtung nach mehreren Marktflecken beider Herrschaften nahm, und überall mit Intraden, wenn auch nicht immer rein gestimmt, und mit Anreden, ja selbst mit Gedichten bewillkommt wurde. Wahr ist

es, daß bei dergleichen Anlässen der Mensch, er mag wollen oder nicht, von freudigem Gefühl fortgerissen wird, ihm überall nur heitere Gesichter entgegenblicken. Dies war auch hier der Fall, denn Alles, Jung und Alt, strömte herbei und drängte sich zu dem Wagen, worin die Gräfin mit dem jungen Grafen saß, um sich an dem Anblick der Mutter und des Sohnes recht sättigen zu können. Die ganze Feier endete glücklich, so wie es bei solchen Festlichkeiten nicht immer gelingt. Um den Alt wenigstens auf eine Zeit vor Vergessenheit zu sichern, wurden alle Honoratioren, die den Zug mitgemacht, von der Frau Gräfin mit einem sehr nett geschliffenen Trinkglas beschenkt, auf dem die wenigen Worte: „Am 10. Juli 1819," sehr schön eingeschnitten, zu lesen sind. Man sagt: Ein Glas, wie leicht bricht das! — Ein Sprüchwort, das sich an dem Andenken bisher nicht bewährte, denn immer steht es noch unversehrt bei mir, den andern Andenken angereiht.

In Gratzen angelangt, schrieb ich das 6. Heft der Eglogen, welches bald unter dem Titel: **Six Eglogues pour le Pianoforte, Oeuv. 65,** bei Hofmeister in Leipzig erschien. Die dritte Egloge dieses Heftes enthält ein Trio, das durch die natürliche Sympathie der Töne, folglich auf akustischem Wege entstanden ist. Die ihm beigefügte kurze Anmerkung erklärt es genau, wie dieser Satz gespielt werden muß. Der Effekt ist nicht nur sehr überraschend, sondern man bekommt Klänge zu hören, die mehr der Harmonika, als dem Pianoforte anzugehören scheinen. Mein Schüler Dreyschock, der in dieser Spielart ganz eingeübt ist, hat überall noch, wo er sich hören ließ, alle Anwesenden damit bezaubert.

Bald darauf kehrte der Graf von Paris zurück und erfreute durch seine noch unerwartete Ankunft Alle, die sich ihm nahten. Jeder, von Neugierde voll, wollte auch schon wissen, was dem geistvollen und kenntnißreichen Reisenden begegnet ist. Sein lebhaftes Erzählen alles dessen, was er in der Riesenstadt Paris gesehen und gehört, war zu interessant, als daß nicht Alle mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört hätten. Nach dem Schlußpunkt seiner Erzählung stand er auf und hieß Alle, ihm in das Nebenzimmer zu folgen, wo ein kleiner, mit

Geschmack zusammengestellter Bazar, aus mitgebrachten Geschenken errichtet, Jeden überraschen mußte. Denn da gab es zu sehen und zu bewundern in Hülle und Fülle, worauf dann die Vertheilung der Geschenke erfolgte. Ich erhielt eine goldene nette Sackuhr, die ich so lange behielt, als es mir möglich war. Nachdem ich sie den berühmtesten Uhrmachern von Prag und Wien zur Reparatur gegeben, und Jeder darüber ein und dasselbe Urtheil fällte, daß das Werk an französischem Leichtsinn leide, an einem Uebel, das durchaus nicht zu beheben sei, so schied ich, freilich sehr ungern, von dem mir theuren Andenken, da ich „eine Uhr" nöthig hatte, auf die ich mich ganz verlassen könne. Ich gab sie hin, kaufte mir eine verläßliche Sackuhr und dachte dabei, daß der Betrag, den ich dafür erhielt und beim Kauf aufzahlte, für mich als Andenken dennoch nicht verloren sei.

Ich schrieb zwei Hefte, jedes Heft zu drei Liedern, mit Begleitung des Pianoforte, welche als 67. und 68. Werk bei Marco Berra in Prag verlegt wurden.

Die übrige Zeit meines ländlichen Aufenthaltes wurde von der Musik-Theorie in Anspruch genommen. Der Herbst war schon herangerückt, und nun hieß es: nach Prag.

Bei meiner Ankunft wurde mir ein schwarz gesiegelter Brief eingehändigt, den ich mit Furcht und Zittern eröffnete. Die Adresse, die von der Hand meiner Schwägerin geschrieben war, ließ mich nichts Anderes ahnen, als daß mein vielgeliebter Bruder Jakob gestorben sei; und so war es auch; denn am 2. Oktober um die eilfte Stunde in der Nacht gab er den Geist auf. Wie vom Donner berührt, wankte ich meiner Wohnung zu und überließ mich erst ganz der schmerzvollen Wehmuth. Das Leben und die Kunst verloren allen Reiz für mich, nichts konnte mich trösten, denn nichts Aergeres konnte mich ja treffen, als der Tod meines unvergeßlichen Jakob's, der zwar sehr von mir entfernt lebte, meinem Geiste aber dennoch immer sehr nahe war.

(Fortsetzung folgt.)

Date Due

All library items are subject to recall 3 weeks from the original date stamped.

JAN 0 7 2001		
JAN 0 7 [illegible]		
DEC 1 9 2001		
JUN 2 5 2014		

Brigham Young University

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 20591 2360